This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

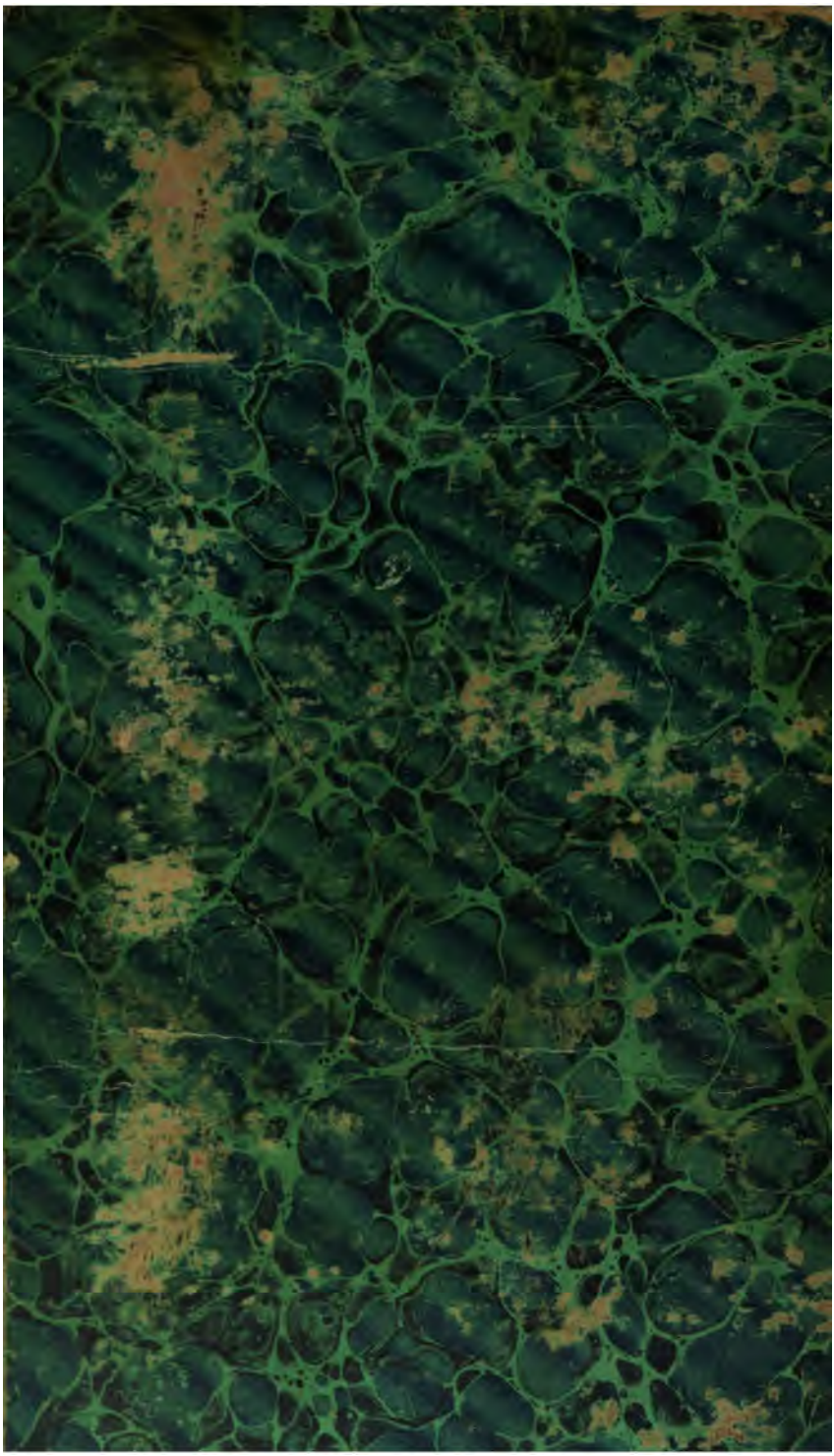
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

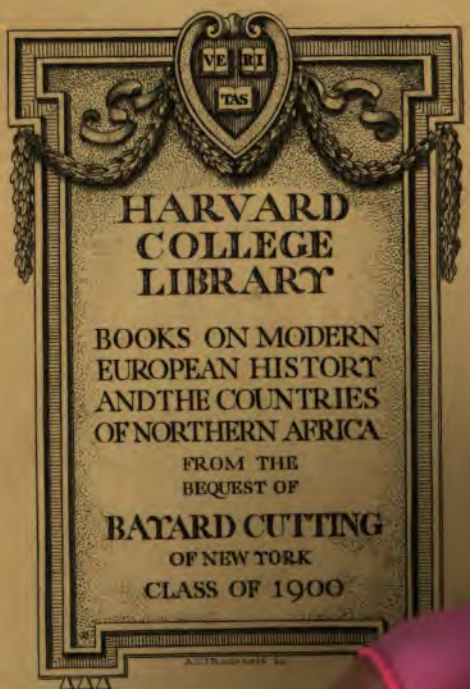
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Educ 1108.898



Meine

Beobachtungen, Bestrebungen

und

Schicksale

während meines

Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahr 1825 bis 1839.

Von

J. Th. Scherr.

Erstes Heft.

Periode von 1825 bis 1832.

Reform der Blindenanstalt und Errichtung des Taubstummeninstitutes; Betrachtungen über das Leben und die Bildung der Blinden und der Taubstummen; allgemeine politische und besondere gesellige Zustände; Staatsumwälzung und Anfang der Schulreform.

St. Gallen.
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1840.

~~Educ 1075.26.5~~
~~Educ 1108.21.5~~
✓ Educ 1108.898

HARVARD COLLEGE
MAY 7 1917
LIBRARY

Cutting fund
(4 pts. in 1 v.)

Vorwort.

In Folge des blutigen Frevels, am 6. September 1839 in Zürich gegen Verfassung und Gesetze vollbracht, wurde ich aus dem Erziehungsrathe ausgestoßen; das gleiche Schicksal theilten mit mir acht ausgezeichnete und verdienstvolle Männer, unter welchen ich nur den berühmten und edeln Philologen Orelli nenne.

Eines der ersten Geschäfte des neuen Erziehungsrathes war, daß er mich in meinen Amtsverrichtungen als Seminardirektor suspendirte, und mir zwei Drittheile meines Einkommens entzog, ohne in seinem Beschlusse ein Vergehen, einen Dienstfehler, oder auch nur irgend eine unerlaubte Handlung als Motiv aufführen zu können. Gegen ein solches Verfahren habe ich die gesetzlichen Rechtsmittel ergriffen, es steht aber zu befürchten, daß mir diese durch einen anderseitigen Machtspruch abgeschnitten werden. Um die doppelte Gewaltthat zu beschönigen, verbreitete man eine Masse der ekelhaftesten Verleumdungen, und wie oft diese auch widerlegt wurden, man wiederholte sie in steter Steigerung, eingedenk des alten Sprüchleins: semper aliquid haeret.

Ich muß wirklich fürchten, die Kraft der Verleumdung habe in der Nähe und Ferne meinen Ruf vergiftet; darum gebietet es mir die Selbstachtung, die Rücksicht auf meine Familie, meine Verwandten, Freunde und Zöglinge, offen und unumwunden meine Gesinnungen auszusprechen und Rechenschaft über meine Handlungen abzulegen, auch wird es zulässig sein, daß ich jene Zeugnisse und Urtheile veröffentliche, die dem Irrthum und der Verleumdung am sichersten entgegenwirken dürften. Wenn die Bosheit meiner Feinde Alles gethan hat, um mein pädagogisches Ansehen, meinen ehrlichen Namen zu beflecken, und die Beschlüsse der höchsten Behörden dieses Treiben gleichsam als wahr und gerecht sanktioniren: dann würde bescheidene Zurückhaltung eine Versäumniß jener Pflicht, welche die Erhaltung der Ehre auflegt; in solchen Fällen ist die Vorlegung günstiger Zeugnisse und die Berufung auf ehrenwerthe Thaten nicht Selbstlob, sondern Nothwehr und Vertheidigung der höchsten Güter. Dieß ist der Hauptgesichtspunkt, aus welchem diese Schrift, nach meinem Wunsche, betrachtet werden sollte. Da ich jedoch nicht fordern konnte, daß der Leser meinen eignen Angelegenheiten ausschließlich und andauernd seine Aufmerksamkeit widme, so verband ich mit dem Nothwendigen noch Belehrendes und Unterhaltendes, und hoffe so, neben einer Rechtfertigung, durch diese Schrift zugleich Nutzen und Vergnügen zu verschaffen.

Emishofen bei Konstanz, den 15. Dezember 1839.

Der Verfasser.

I.

Veranlassung zu meiner Anstellung in Zürich, Hinreise und Ankunft.

Meine ersten Berührungen mit Zürich fallen noch in das Jahr 1823. Es hatte nämlich der Vorsteher der königlich würtembergischen Taubstummenanstalt, Ritter von Allé, wegen geschwächter Gesundheit einen längern Urlaub zu einer Erholungsreise erhalten, und kam auf dieser auch nach Zürich, um die Blindenanstalt genauer kennen zu lernen. Die Bereitwilligkeit, mit der man ihm hiebei von Seite der Vorsteherschaft entgegen kam, suchte er einigermaßen dadurch zu verdanken, daß er einen Bericht über den Stand und Gang des von ihm geleiteten Institutes nach Zürich zu übersenden versprach. Seine andauernde Kränklichkeit hinderte ihn selbst, diesen Bericht abzufassen, und nach seiner Rückkehr ersuchte er mich, seinen Stellvertreter, denselben auszuarbeiten, und nach Zürich zu senden.

Eine Folge hievon war, daß ich 1824 als Ehrenmitglied in die züricherische Hülfsgesellschaft aufgenommen (Beil. Nro. 1), und im Herbst 1825 als Oberlehrer an die Blindenanstalt gerufen wurde.

Zu Ende Oktobers desselben Jahres verließ ich die würtembergische Anstalt, um mich nach der Schweiz zu begeben (Beilage Nro. 2). Bis Ehingen kam mit mir mein Bruder August, der in den dortigen Konvikt für theologische Vorstudien eintrat. Wir schliefen daselbst in einem schmalen, mit weißen Bretern getäfelten Stübchen. Ich war sehr beunruhigt, und als ich erwachte, sah ich das Licht des Mondes auf dem bleichen Antlitze des Bruders spielen; er athmete hart und tief. Mir war's, als lägen wir im Sarge; düstere

Ahnungen drückten mein Herz. Er begleitete mich Morgens noch auf einen Hügel gegen die Donau hinaus. Die schmerzlichste Wehmuth erfüllte mein Inneres. Schon hatte ich ihm den Abschiedskuß gegeben, und eilig um eine Waldecke umgebogen. Noch einmal solltest du ihn sehen, rief eine Stimme, und ich eilte zurück zu Dem, der mir mit thränendem Auge nachstarrte. August war meines Lebens höchstes Gut. Auf ihm ruheten meine schönsten Hoffnungen: alle Studirenden, die ihn kannten, ehrten und liebten ihn, und seine Lehrer achteten ihn schon jetzt als Einen ihres Gleichen. Seine Vorbildung war mein Werk, und ich sah mit Stolz auf die Früchte meiner Arbeit.

Von Konstanz aus wollte ich zu Fuße bis Zürich reisen; unbekannt mit dem schweizerischen Längenmaße schien es mir ein Leichtes, die zwölf Wegstunden auch im kurzen Tage zurückzulegen; denn ich war bei scheinbarer Schwächlichkeit ein sehr guter Fußgänger, und hatte manchmal den 7stündigen Weg von Ellwangen, dem Sitze eines Obergymnasiums, nach der Heimat ohne Halt zurückgelegt. Als ich auf der Hochebene zwischen Winterthur und Bassersdorf angelangt war, überfiel mich dunkle Nacht und Müdigkeit bis zur gänzlichen Entkräftung. Ich ließ mich halb ohnmächtig auf die Ruhebank für Wanderer nieder, und mochte einige Zeit so gesessen sein, als mich ein ziemlich starkes Gepolter weckte. Auf mein Rufen kamen zwei Männer herbei, Maurer, die ihre rasselnden Werkzeuge in Mörtelkübeln trugen, und diese führten oder vielmehr schleppten mich noch eine gute Strecke, bis wir in einem Wirthshause (zum Bären in Nürensdorf) anlangten. In der Gaststube wurde eben Wäsche gebügelt, und der warme, feuchte Dunst beraubte mich der Besinnung. Sorgsam brachten mich die Leute zu Bette, und Morgens war ich munter und frisch, so daß ich Vormittags 10 Uhr, den 26. Oktober 1825, in Zürich eintraf.

Ich wandte mich an den Quästor des Blindeninstitutes,

Oberrichter v. Orell, der mich mit gewohnter Freundlichkeit in die Anstalt geleitete. Er führte mich der Verwalterinn, Frau Provisor Germann, zuerst vor. Die Begrüßung und die erste Unterhaltung zwischen dieser lebhaften Dame und mir hatte etwas Komisches. Sie sprach zu mir in vollkommener zürcher Mundart, und ich verstand kein Wort, durfte aber dieß nicht merken lassen, sondern suchte den halb errathenen Inhalt durch Mienen und allgemeine Ausdrücke zu billigen. Dann kam die Reihe zu sprechen an mich; ich drückte mich, wie es einem Schwaben möglich ist, gut hochdeutsch aus, und merkte bald, daß Frau Germann mich eben so wohl verstand, wie ich sie. Wir lachten nachher manchmal über diese Unterredung, und in den ersten Tagen dachte ich oft über den mir unbegreiflichen Ausdruck der Frau nach: S'het hüt en schülige Nabel (es hat heut' einen abscheulichen Nebel).

Herr von Orell stellte mich in einer kurzen herzlichen Anrede auch den Zöglingen vor. Lebhaft war mein Gemüth ergriffen, indem ich meine Blicke auf die versammelten Blinden richtete. Zwar hatte ich schon einige Jahre solchen theilnahmswerthen Menschen Unterricht ertheilt, aber noch unerwachsenen, sonst lebenskräftigen Geschöpfen. In Zürich fand ich fast nur Erwachsene, meistens Jünglinge. Man hatte denselben gerade in diesen Tagen die Haare fast zu kurz abgeschnitten. Da saßen nun hagere, blasse Gesichter mit hohen weißen Schlafmützen; auf ihren ausdruckvollen Mienen lag Neugierde, gemischt mit Furcht und Mißtrauen, und ihre Seelenspannung trat noch deutlicher hervor, als ich sie in einem fremden Dialekte anredete, und meine eigene innere Bewegung nicht verbergen konnte. Sie erzählten mir später scherzweise, wie sie sich an jenem Tage gegenseitig die Noth geklagt hätten, daß man ihnen einen Lehrer gebe, dessen Sprache sie nicht recht verstünden. Ebenso theilten sie mir im Vertrauen mit, wie ihnen ein junger Geistlicher gesagt, sie müßten

jetzt katholisch werden, worauf das kleine Vreneli bemerkt habe: Und wenn au alle, i wirde nit herhalte.

Ich wurde nun mit meiner neuen häuslichen Stellung bekannt gemacht. Mein Schlafgemach war weit oben im Thurme, gemeinsam mit den blinden Knaben; mein Wohnzimmer war die Schulstube, ich fand nicht einmal einen besondern Winkel, um meine Bücher und Effekten aufzubewahren; Kost erhielt ich mit den Zöglingen am gemeinsamen Tische; Licht und Wäsche hatte ich frei, und bezog eine jährliche Besoldung von 25 Louisdors.

Den Tag nach meiner Ankunft machte ich den Mitgliedern der zahlreichen Vorsteherschaft meine Aufwartung, und wurde mit Freundlichkeit empfangen. Doch der alte Freihauptmann Simmler-Kitt begrüßte mich mit den Worten: „Ich habe nicht dazu gestimmt, daß Sie an unserer Blindenanstalt angestellt werden, weil Sie katholisch sind. Ich muß Sie ernstlich ermahnen, daß Sie den Zöglingen Nichts von dem Mareieli-Glauben (Maria-Glauben) vorbringen. — Auf meine Erklärung, daß ich seit einer Reihe von Jahren sowol protestantische als katholische Kinder unterrichtet, und nie das geringste Mißtrauen in den protestantischen Aufsichtsbehörden erregt habe, bemerkte Herr Simmler: „Nun, es soll mich freuen, wenn es gut geht, und in dem Falle dürfen Sie auch auf meine Unterstützung und Theilnahme zählen.“ Der biedere Greis besuchte die Anstalt sehr häufig, war mir bald wahrhaft freundschaftlich und innig zugethan, und blieb es, so lange ich an der Anstalt war. Sein Andenken steht bei mir in hohen Ehren, und mit Rührung zolle ich ihm jetzt noch Dank und Hochachtung.

Die Unterhaltung mit Oberrichter Ulrich, dem Präsidenten der Direktion, sprach mich in hohem Grade an; denn hier fand ich die ersten hoffnungsreichen Worte, daß mir in Zürich ein schöpferischer Wirkungskreis eröffnet werden könnte. Ulrich war früher Taubstummenlehrer, ein Schüler des

Abbé de l'Epée. Die ausgezeichnete Weise, in welcher er zu Genf die Erziehung einer taubstummen Tochter aus einer der vornehmsten Familien vollführte, verschaffte ihm einen achtungsvollen Ruf, und die Genfer ehrten sein Verdienst durch Prägung einer eigenen Denkmünze. Ulrich wollte im Kanton Zürich eine Taubstummenanstalt gründen, fand aber wenig Unterstützung, schlug sich bei der Revolution auf die Seite der Liberalen, und nahm von da an mit wechselndem Glücke an den höchsten Staatsämtern Theil. Immer aber blieb die Errichtung einer Taubstummenanstalt in Zürich seine Lieblingsidee, und durch mich sollte nun dieselbe zur Ausführung kommen, wie er mir sogleich deutlich und mit freudigem Vorgefühle eröffnete.

II.

Zustand der Anstalt, Reform und Erweiterung.

Die Blindenanstalt zählte im Herbst 1825 bloß 14 Zöglinge, nämlich 8 männliche und 6 weibliche, und bald sank die Zahl auf 12 herab. Mancherlei Vorgänge hatten in den letztern Jahren ungünstig gewirkt; so die nöthige Entlassung des Oberlehrers, und noch mehr der Tod des Verwalters Germann, der als erfahrner Pädagog der Anstalt zur besten Stütze gedient hatte. Man sagte mir, dieser treffliche Mann habe auf seinem Todbette gegen einen Vorsteher die Ansicht geäußert, daß das Institut kaum mehr lange bestehen könnte. Die Zöglinge waren, wie schon bemerkt, fast sämmtlich Leute, die das zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hatten. Von eigentlicher Erziehung, von Bildung in wissenschaftlicher Richtung, mochte hier wohl nicht mehr die Rede sein.

Es gehört hieher die ausdrückliche Bemerkung, wie die Vorsteher der zürcherischen Blindenanstalt von dem richtigen Gesichtspunkte ausgingen, daß die meisten auffallenden Lei-

stungen der Blinden in Wissenschaft und Künsten mehr auf seltene Talente oder auf einzelne Blinde aus reichen und vornehmen Familien zu beziehen seien; daß hingegen für eine Bildungsanstalt, die der Mehrzahl nach von Blinden aus ärmern Familien und mit mittelmäßigen Talenten besucht werde, das Gesetz der Einfachheit gelten müsse. Die Zöglinge der züricher Blindenanstalt wurden in verständiger und gemüthlicher Hinsicht zweckmäßig angeregt; sie lernten erhabene Schrift lesen und verfertigen; sie rechneten mit großer Fertigkeit, sie kannten die biblische Geschichte und das Wichtigste aus den Realgegenständen, sie fanden namentlich in einer ausgezeichneten Gesangbildung einen herrlichen Lebensgenuß; sie wurden in zweckmäßigen Handarbeiten bis zur vollendeten Fertigkeit geübt: aber die glänzenden Schaustücke, durch die man anderwärts die Kuriosität des Publikums reizte, die blieben der züricher Anstalt ferne, und hierin gerade liegt das größte Lob für ihre Vorsteher und Lehrer.

Das Verständniß zwischen den Zöglingen und mir war in wenigen Tagen hergestellt, und bald lebten wir in einem recht innigen und freundlichen Verhältnisse. Der Morgen und Vormittag war religiöser Erbauung, wissenschaftlichen Mittheilungen, und musikalischen Uebungen und Unterhaltungen gewidmet. Für einen Blindenlehrer ist musikalische Geschicklichkeit eine wesentliche Bedingung, und gerade der Umstand, daß ich sowol in der Instrumental- als Vokalmusik Unterricht ertheilen konnte, trug wesentlich dazu bei, mir in kurzer Zeit die Liebe und Anhänglichkeit der Zöglinge in hohem Maße zu verschaffen.*) Die erste Morgenstunde, der religiösen Erbauung gewidmet, schien besonders wohlthätig zu wirken, und noch jetzt sprechen die damaligen blinden Zöglinge mit

*) Ich konnte es meinem edeln Erzieher, dem seligen Inspektor Pfarrer Bieg nie genug verdanken, daß er bei frühzeitigem strengen philologischen Unterrichte, täglich auch musikalische Uebungen mit mir vornahm. Es wäre zu wünschen, daß neben den Sprachstudien überall auch obligatorisch Musik getrieben würde.

freudigen Gefühlen darüber. Nach Gebet oder Gesang las ich einen Abschnitt aus einem Erbauungsbuche, und, ich muß es gestehen, manchmal auch aus den Stunden der Andacht. Ein Abschnitt wurde aber nie ununterbrochen, sondern nur stellenweise gelesen, und dann mit den Zöglingen im Wechselgespräche die Stelle erläutert und aufs Leben bezogen. An diese Art knüpfte ich meistens biographische Mittheilungen aus der Kirchengeschichte oder Profangeschichte, die jüngern Zöglinge aber wurden besonders in der biblischen Geschichte unterrichtet. Nicht selten behandelten wir ihn ähnlicher Weise einen poetischen Stoff.

Der Nachmittag war den Arbeiten anberaumt, die ein Unterlehrer leitete. Ich war aber ebenfalls die ganze Zeit unter den Zöglingen, und widmete ihnen dieselbe durch Verfertigung von Geschichtauszügen mit tastbarer Schrift, und arrangirte für sie Musikstücke, die ich mit jener Schrift nach eigener kurzer Bezeichnungsweise aufschrieb; ich erzählte ihnen oder las ihnen vor, und häufig sangen wir unter der Arbeit erheiternde Lieder.

Einige Zöglinge kehrten im Laufe des Winters zu ihren Familien zurück. Die Anzahl der bleibenden stand zu dem Kostenaufwande in einem sehr ungünstigen Verhältnisse. Immer stärker drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß ohne eine durchgreifende Reform die Anstalt bald nur noch scheinbar wirksam sein würde. Ich nahm mit Ulrich über die Aufnahme taubstummer Zöglinge Rücksprache, und wie sehr dieser meinem Antrage beistimmte, es gelang ihm doch nicht, demselben bei der Vorsteherschaft günstigen Eingang zu verschaffen. Doch brachten wir es dahin, daß eine sorgfältige Zählung aller Blinden im Kanton vorgenommen wurde. Ich entwarf hiezu besondere Formulare, die gedruckt sämmtlichen Pfarrämtern zugeschickt wurden. Im Frühjahr 1826 lag folgendes Resultat vor: der Kanton Zürich zählte 156 Blinde; aber darunter

88 die über 40 Jahre alt waren,
25 zwischen dem 27sten und 40sten Lebensjahre,
16 die früher in der Anstalt waren,
8 die gegenwärtig sich in derselben aufhielten,
7 verstandesschwache,
4 unter dem 4ten Lebensjahre,
6 deren Aufnahmsfähigkeit zweifelhaft war,
2 die sich zur Aufnahme eigneten, aber dieselbe nicht nachsuchten.

Diese Uebersichten lieferten den Beweis, daß eine Blinden-Erziehungsanstalt aus dem Kanton Zürich nur sehr geringen Zufluß von Zöglingen erhalten werde, und die versuchte Verbindung mit andern Kantonen führte zu keinem sichern Ergebniß. Mit diesen Belegen in der Hand betrieb Ulrich mit erneuertem Eifer die Aufnahme von Taubstummen, und es wurde von der Vorsteherschaft der Beschluß gefaßt, daß Ein Taubstummer, Steffen von Wülflingen, in die Anstalt aufgenommen werde, unter der Bedingung, daß Herr Scherr denselben in seinen Nebenstunden, und ohne Abbruch seiner Leistungen bei den Blinden unterrichten möge.

Ich fügte mich mit Bereitwilligkeit dieser Bestimmung, und bei den vorragenden Talenten des ersten taubstummen Zöglings erzielte ich in kurzer Zeit außerordentliche Fortschritte in seinem Bildungsgange. Ulrich's Freude war ungemein groß, und nachdem der Unterricht des Taubstummen etwa 1 Jahr angedauert hatte, veranstaltete er eine Prüfung, zu der alle Mitglieder der Vorsteherschaft und der Hülfsgesellschaft eingeladen wurden. Diese Prüfung war entscheidend. Zwar bemerkte der Präsident der Hülfsgesellschaft, der Beweis für das Gelingen des Unterrichtes mit mehrern Taubstummen sei durch diesen günstigen Versuch mit einem einzelnen noch nicht sicher geleistet; aber Ulrich entgegnet hierauf mit Heftigkeit: „Ja allerdings, so lange der Lehrer nur einen Taub-

stummen zu unterrichten hatte, konnte er den Beweis nicht an mehrern leisten; es läßt sich aber von dem glücklichen Erfolge bei diesem Einzelnen mit Sicherheit auf günstige Erfolge bei mehrern schließen."

Ulrich's brennender Eifer siegte, und es wurde im Frühjahr 1827 förmlich beschlossen, das bisherige Blindeninstitut zur Blinden- und Taubstummenanstalt zu erweitern.

Mit vieler Sorgfalt arbeitete ich auch für Erneuerung der Abtheilung blinder Zöglinge. Ich zog schriftlich und mündlich Erkundigungen ein. Bei einem Spaziergange mit den Zöglingen begegnete ich einem Bettelweibe, das einen kleinen blinden Buben nachschleppte. Ich hielt sie an, und nachdem ich dessen Heimatort erfahren hatte, betrieb ich mit glücklichem Erfolg seine Aufnahme in die Anstalt. Die alten Blinden wurden allmälig entlassen; jüngere bildungsfähige traten ein. Schon im Sommer 1827 zählten wir 19 Blinde und 6 Taubstumme, und so stieg die Frequenz allmälig bis auf 37 Zöglinge.

Ulrich verfiel 1828 in eine tödtliche Krankheit. In seinen letzten Lebenstagen rief er mich nochmals zu sich, und sprach mit Aufregung seine Theilnahme an dem Taubstummeninstitute aus. Er pries mich glücklich, daß mir gelungen sei, wornach er vergeblich gestrebt habe, und mit starkem Nachdrucke, fast mit Heftigkeit, die bis an warnende Drohung gränzte — ermahnte er mich, nicht rechts noch links zu schauen, sondern unentweglich bei der Anstalt zu verharren, die so herrlich emporblühe.

Herr v. Orell trat als Präsident an die Spitze der Vorsteherschaft. Ich wünsche jedem Angestellten einen Vorgesetzten, der so gegen ihn denkt und handelt, wie v. Orell gegen mich. Mit der edelsten Humanität wirkte er auf Verbesserung meiner Lage. Ich erhielt ein eignes Arbeits- und Schlafzimmerchen, meine Besoldung wurde erhöht, und mir sogar gestattet, außer dem Institutsgebäude ein eignes

Hausweſen zu errichten und einige Privatzöglinge zu übernehmen; ich wurde zum Mitglied der Lehrkommiſſion ernannt, und mit Vorſicht und Klugheit konnte ich jeden meiner Anträge ins Werk ſetzen. So gelang es mir auch, den heilſamen Plan, den ausgetretenen Blinden noch hülfreiche Hand zu reichen, glücklich zur Ausführung bringen, und zwar in der gewiß höchſt zweckmäßigen Weiſe, daß dieſe ehemaligen Zöglinge unter angemeſſenen Preiſen von der Anſtalt aus geeignete Beſchäftigung erhielten. Die zürcheriſche Taubſtummen- und Blindenanſtalt ſtieg in rnhmvollem Rufe durch die ganze Schweiz und in den meiſten Ländern Europa's.

III.

Ueber die Bildung der Blinden und Taubſtummen im Allgemeinen und ihr Beiſammenleben.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieſer Schrift, über die Erziehung und beſonders über den Unterricht der Blinden und Taubſtummen ſpezielle Aufſchlüſſe zu geben; bloß allgemeine Bemerkungen dürften hier am Platze ſein. Die Grundſätze der Blindenbildung haben wir bereits angedeutet; diejenigen für die Taubſtummenbildung fordern Einfachheit, naturgemäße Entwickelung, Entfernung alles Künſtlichen, was den Taubſtummen mehr für die Schule als für das Leben bildet. So wurden in der züricher Anſtalt das Handalphabet, (Fingerſprache) die künſtliche Mimik und Geberdenſprache gänzlich ausgeſchloſſen. Die Schriftſprache war als die Baſis des Unterrichtes angenommen, und in einer geordneten Reihe der Uebungen von dem einzelnen Wort, das ein konkretes Sein oder eine reale Thätigkeit bezeichnet, durch einfache Sätze fortgeführt bis zur Erklärung des abſtrakten Seins und der moraliſchen und logiſchen Thätigkeiten, was auf naturgemäßem Wege in veranſchaulichenden einfachen und zuſammengeſetzten Sätzen, in kurzen Beſchreibungen und Er-

zählungen geschah, nicht sehr verschieden von dem Lehrgange, den die wahre Elementarmethode auch bei vollsinnigen Kindern anwendet. Der Unterricht über die geistige Wesenheit des Menschen begann erst dann, wenn der Zögling zum Verständniß des einfachen Gedankenausdrucks fortgeschritten war, und so unterlag z. B. ihre religiöse Bildung keiner besondern Schwierigkeit, indem dieselbe mit dem Lesen der biblischen Geschichte begann, die ich ganz eigens in der ihnen verständlichen Sprache abgefaßt hatte. Auf die Tonsprache legte ich einen entschiedenen Werth, und erzielte darin sehr bedeutende Fortschritte, worin sich namentlich, ich darf es wohl behaupten, manche meiner Zöglinge vor jenen anderer Institute auszeichneten. Neben andern Schulgegenständen wurde die Zeichnungskunst mit Erfolg betrieben. Die Mädchen erhielten Unterricht in weiblichen Arbeiten. Die Knaben, wenn sie in geistiger und körperlicher Entwickelung fortgerückt waren, erlernten Handwerke bei tüchtigen Meistern in der Stadt, hatten aber während der Lernzeit noch Kost und Wohnung und einzelne Unterrichtsstunden in der Anstalt. Einige widmeten sich auch mit Erfolg der Kunst.

Zwei Fragen waren es, über die ich sehr häufig um Aufschluß ersucht wurde. Die erste war ungefähr so gefaßt: Wie ist es auch möglich, daß Blinde und Taubstumme beisammen leben? Die zweite: Welcher von beiden ist wohl mehr zu beklagen, der Blinde oder der Taubstumme? Ueber die erste Frage reichte ich seiner Zeit der Direktion der Blindenanstalt eine besondere Abhandlung ein. Das Interesse, welches dieselbe fand, ermuntert mich, hier einen Auszug aufzunehmen.

„Als vor einigen Jahren das früher in Würtemberg bestandene Taubstummen-Institut die gedoppelte Bestimmung zur Taubstummen- und Blinden-Bildungsanstalt erhielt, hörte man über diese Anordnung verschiedene Stimmen laut werden. Einige gaben die Ansicht, diese Vereinigung könne so enge

geschlossen werden, daß Taubstumme und Blinde mit einander und zugleich unterrichtet würden. Diese Ansicht war eine jener pädagogischen Hypothesen, die manchmal das Gute, was durch Einschlagung der Mittelstraße erreicht würde, zugleich mit dem Unstatthaften verloren gehen machen. Wer einigermaßen über die große Verschiedenheit dieser beiden Menschenklassen nachdenkt, wird einsehen, daß die Wege zu ihrer Herzens- und Verstandesbildung eben so von einander abweichen müssen, als ihre körperlichen Gebrechen verschieden sind. Niemand wird in Abrede bringen, daß bei Taubstummen der Weg zum Verstande und Herzen durch das Gesicht, bei Blinden durch das Gehör genommen werden müsse. Die Erfahrung bestätigte, daß nie Taubstumme und Blinde zweckmäßig zugleich und mit einander Unterricht zur intellektuellen Bildung empfangen können. Dieß rechtfertigt aber die Ansicht Derjenigen, welche behaupten, die Vereinigung einer Taubstummen- und Blinden-Bildungsanstalt sei ganz und gar unzweckmäßig, noch bei weitem nicht. Scheidet man den wissenschaftlichen Unterricht aus, und faßt die weitere Erziehung, den Unterricht in Handarbeiten und die ökonomische Versorgung ins Auge: so erscheint eine solche Vereinigung nicht nur zuläßlich, sondern sogar nützlich. — Der Blinde lebt gern geräuschlos, behaglich in Stille und Ungestörtheit. Aber eben daher rührt auch häufig Trägheit und körperliche Unbehülflichkeit. Der Taubstumme ist in der Regel ein beweglicher, gewandter, oft stürmischer, meistens unruhiger Mensch. Daher sein polterndes Wesen, rasches Aufbrausen, seine nicht seltene Unzufriedenheit und Scheu vor anhaltender Arbeit. Man sieht, daß hier zwei, beinahe feindselige Temperamente in Berührung kommen. Betrachtet man aber das Zuviel und Zuwenig von beiden Seiten, so dürfte vielleicht eine Klasse durch die andere dem wahren Punkt näher gebracht werden können. Der sanfte Blinde sei des stürmischen Taubstummen und dieser in seiner Lebhaftigkeit des phlegma-

tischen Blinden belehrendes Vorbild! Es versteht sich, daß der Lehrer wissen muß, wie die abweichenden Eigenthümlichkeiten zur gegenseitigen Zuneigung zu leiten seien. Die Blinden zeigen überdieß eine Furcht, ich möchte fast sagen, eine Scheu gegen Taubstumme. Wer wollte ihnen solches verargen? Nothwendig müssen sie Diejenigen, welchen das Gehör und die Sprache mangelt, für Wesen halten, die der menschlichen Würde nicht ganz theilhaftig seien.

„Der ungebildete Taubstumme betrachtet den Blinden als ein hülfloses Geschöpf, und nicht selten macht er sich über ihn lustig, oder neckt ihn wohl gar.

„Die Vorurtheile beider Theile haben ihren Ursprung in irrigen Ansichten. Sie verschwinden, sobald näherer Umgang diese berichtigt hat. Ja, durch Umgang und gegenseitige genauere Bekanntschaft verwandelt sich Furcht und Geringschätzung in Mitleid, Bewunderung und Liebe. Oefters äußerten sich Taubstumme mit gerührter Achtung über die Geschicklichkeit der Blinden, und diese vertrauten sich jenen, als Führenden gerne an.

„Es mag paradox klingen, wenn man von einem gesellschaftlichen Verkehr zwischen Taubstummen und Blinden redet, da man glauben dürfte, es seien zwischen beiden Klassen Mittheilungen unmöglich. Dieß ist jedoch nicht der Fall.

„Der Taubstumme kann die Tonsprache (freilich immer ohne Wohlklang) erlernen. Er kann langsam gesprochene Worte an der Bewegung der Sprachorgane durch Absehen verstehen. Der Blinde hört, was der Taubstumme spricht, und dieser sieht, was jener sagt. Der Taubstumme erlernt die Schriftsprache; auch der Blinde kennt die Formen der Schriftzüge. Der erstere schreibt diesem mit den Fingern auf den Rücken und derselbe versteht, durch das Gefühl, was jener schreibt. Auch durch natürliche Geberdensprache (Winken, Hindeuten, Nachahmen, der beim Handeln vorkommenden Bewegungen) kann sich der Blinde dem Taubstummen verständlich machen.

„In Handarbeiten können Taubstumme und Blinde vortheilhaft zugleich unterrichtet werden. Erfreulich ist hiebei zu sehen, wie der Taubstumme dem Blinden mit aller Aufmerksamkeit beisteht, Dies und Jenes herbeiträgt, und gerne schwierige Verrichtungen für diesen besorgt. Daß Blinde und Taubstumme neben einander wohnen, essen können, wird wohl nicht bezweifelt werden."

Ueber die zweite Frage gab ich heraus: „Zwei Abende unter den Zöglingen der Blindenanstalt in Zürich, im Frühjahr 1826. Ein poetischer Versuch, als Beitrag zur Beantwortung der Frage, ob der Blinde oder der Taubstumme mehr zu beklagen sei. (Beilage Nro. 3.)

Dieser Versuch wurde im Publikum sehr günstig aufgenommen und trug zur Läuterung der Ansichten über den Zustand der Taubstummen und Blinden wesentlich bei. Die Behauptung, daß der Blinde in geistiger Hinsicht und in Bezug auf höhern Lebensgenuß weit über dem Taubstummen stehe, ist in einer Reihe von Situationen ausgeführt. Die Verlagshandlung Orell, Füßli und Kompagnie hatte großmüthig das Büchlein unter den billigsten Bestimmungen sehr hübsch ausgestattet, und wir fühlten das Vergnügen, aus dem Erlös eine nicht ganz unbedeutende Summe der Anstalt als milden Beitrag zu überreichen. Die zwei Abende gewähren dem Beschauer tiefere Blicke in den Lebenskreis der Blinden und der Taubstummen, und ich kann mit frendiger Sicherheit behaupten, daß die beiden Klassen keineswegs so unglücklich sind, als die Vollsinnigen gewöhnlich glauben, vorausgesezt, daß sie unter Verhältnissen leben, in denen ihre Lage und ihre Bedürfnisse gehörig berücksichtigt sind.

Davon aber bin ich vollkommen überzeugt, daß der Blinde, insofern er geistige Anlage besizt, in wenigen Jahren bei gutem Unterrichte eine Bildungsstufe erreicht, auf die kein Taubstummer durch den gewöhnlichen Unterricht gelangen

kann. Und so bin ich auch einverstanden mit der blinden Nanne und dem blinden Heinrich, wenn sie das Schicksal des gebildeten Blinden weit höher stellen, als jenes des Taubstummen, und am Schlusse jenes didaktischen Gedichtes sich folgendermaßen äußern:

Also endigt der Führer, und schweigend saßen sie Alle,
Bis mit rührender Stimme die sanfte Nanne bemerkte:
Wie ist der Blinde beglückt! Im Reichthum menschlicher Sprache
Fließet ihm klar und lieblich die Quelle der herrlichsten Freuden.
Doch, wie drücket so tief den Tauben das schaurigste Unglück,
Findet er nicht, wie wir sie hier fanden, liebende Herzen,
Welche mit rettendem Arm der geistigen Nacht ihn entreißen!
Sei es auch, daß der Taube die Schrift erlernet, er fühlet
Niemals die Schönheit und Macht der Töne; die Sprache der Seele
Lebt im Gesang, in der göttlichen Kunst harmonischer Klänge.
Heinrich setzte noch bei: Ich widerrufe den Ausspruch
Welchen ich gestern gethan; und nimmer beneid' ich den Tauben.
Zwar die herrliche Schöpfung ergötzt sein spähendes Auge;
Aber ein düsteres Schweigen erdrückt die frohen Gefühle.

„So belehrend und tröstend schwanden die Stunden des „Abends, und noch sangen gerührt die Blinden in frommer Er„gebung:"

» Seele sei zufrieden!
» Was dir Gott beschieden,
» Das ist Alles gut.
» Treib' aus deinem Herzen,
» Ungeduld und Schmerzen,
» Fasse frischen Muth.«

Manchmal ärgerten sich die Blinden über die lauten theilnehmenden Klagen der Besuchenden, und es war wirklich sonderbar, daß recht viele sonst gebildete Leute unter Thränen in lautem Jammer über das Unglück der Blinden sich ergossen, in deren Gegenwart, gleichsam als ob sie auch Nichts hörten. Zuletzt gewöhnten sich die Zöglinge an diese Klagen, und scherzten oft ziemlich muthwillig darüber, wenn die Be-

suchenden weggegangen waren. Hätte Einer dieser Theilnahmsreichen unsere geistig lebhaften Blinden belauschen können, wenn sie unter sich in geselligen Gesprächen sich ergötzten, er würde sich über ihre innere Lebensheiterkeit, über ihre Scherze und freundliche Neckereien gefreut haben. Hätte er sie beobachtet bei belehrenden Unterhaltungen, wie die geistige Regsamkeit auf den ausdruckvollen Gesichtern sich spiegelte; oder hätte er Theil genommen an der tiefen Andacht, die bei religiösen Erbauungen ihr Gemüth erfüllte; oder hätte er wahrgenommen, in welche Welt voll Hochgenuß die Blinden durch die Macht der Töne geführt werden mögen: gewiß, der Menschenfreund hätte seine Trauer gemindert, und auch dem Blinden zu seinem Dasein Glück gewünscht. Wer über den Zustand der Blinden wahrhafte Aufschlüsse erlangen will, muß länger mit ihnen umgehen; es muß in seiner Sprache Etwas liegen, das gemüthlich anregt, leicht zum Verständniß dringt, die Aufmerksamkeit fesselt, und freundliches Vertrauen hervorruft. Dieß ist eine der wesentlichsten Eigenschaften eines Blindenlehrers. Besonders zu hüten hat man sich im Umgange mit Blinden vor jener Simulation, bei welcher das Mienen- oder Geberdenspiel des Sprechenden zu verstehen giebt, daß die Worte bloß Ironie, oder Prosiflage, Scherz und Spott überhaupt seien. Hiedurch entstehen traurige Mißverständnisse, die dem Sprechenden, ohne daß er es weiß warum, das Vertrauen der Blinden für immer rauben können.

IV.

Ueber einzelne Blinde.

Ein blinder Knabe zwischen dem 10. und 14. Lebensjahre, wir wollen ihn Jakob nennen, erregte insbesondere vielfach meine Aufmerksamkeit. Derselbe war stockblind, etwas fein organisirt, unbehülflich, kraftlos, bei jeder Aufregung

nervös-zitternd. Still, regungslos konnte er stundenlang sitzen. Nun aber begann Jemand auf dem Piano zu spielen. Er fängt an die Beine zu bewegen, immer stärker und stärker schlenkert er dieselben hin und her, bis sie wie ein Doppelpendel mit dem Takt des Allegro's regelmäßig fortschlagen. Krampfhaft drückt er die Finger auf und zu, allmälig in den Takt übergehend; nun hebt er den Leib gerade, und maschinenmäßig richtig wackelt auch der Kopf den Rhythmus des Musikstückes. Die Gesichtszüge spielen mit, feurig drängt sich das Blut durch das Geäder, rosenroth glühen die Wangen, die großen todten Augen zittern, und drängen sich weit hervor. Das ganze Wesen ist elektrisch aufgeregt, um den Mund zieht ein sanftes Lächeln; rascher und stärker erklingen die Saiten, das Hauptthema kehrt wieder; jetzt kann die erschütterte Seele sich nicht mehr halten: Jakob singt in wunderlieblicher Stimme das Thema, und bricht dann in schallendes Gelächter aus, und ruft unter Lachen: Jetzt hab' ich's aber können. Das Stück ist zu Ende; er sinkt ermattet zusammen, Schlaf und Traum gehen über seine Seele.

Jakob hat die Phrasen der Umgangssprache vollständig inne, und plaudert zuweilen so gemüthlich und wohlgesetzt, daß man meinte, einen recht verständigen, gutgesitteten Knaben vor sich zu haben. Aber das ist Alles nur leerer Wortschall, er verbindet keine Begriffe und Gedanken mit denselben; nur eine einfache Frage über das gewöhnliche Gerede hinaus, und die thörichtesten Antworten folgen. Womit schneidet man Brod ab? Mit dem Besen. Wie alt bist du? Elf Jahre. Und dein Vater? Auch Elfe. Möchtest du spazieren? Ja, ich möcht', wenn ich wollt'. — Man hat eben aus der biblischen Geschichte vorgelesen; Jakob erzählt das Vorgelesene fast wörtlich und mit guter Betonung. Nun einige Fragen hierüber: Was haben die Kinder Israels vor ihrem Auszuge aus Aegypten gethan? Sie haben — g'israelitet. Wohin zogen sie? Ja, wohin zogen sie auch, etwa nach Winterthur.

Jakob's Wort- und Tongedächtniß war so stark, daß er längere Reden zur vollendeten Täuschung nachahmen konnte. Er wiederholte den größern Theil einer Predigt so, daß man durchaus den betreffenden Geistlichen zu hören meinte. Jeden, der eine etwas auffallende Aussprache hatte, ahmte er sogleich nach. Und es geschah nicht selten, daß wenn Jemand mit ihm redete, diese Nachahmung plötzlich eintrat, so daß man ein wahrhaft komisches Wechselgespräch vernahm, und manchmal andere Blinde zur Thüre hinauseilten, um nicht durch Gelächter zu kränken.

Den Inhalt der mit erhabener Schrift gedruckten Bücher wußte er fast ganz auswendig. Einmal saß ich mit Jakob allein im Lehrzimmer; die andern Zöglinge waren alle ausgegangen. Nun kamen Fremde und wollten durchaus die Geschicklichkeit der Blinden kennen lernen. Vergeblich sagte ich wiederholt, Jakob sei ein geistesschwacher Mensch, die Zudringlichen forderten von ihm, daß er lese u. dgl. Ich wich ihnen aus; sie aber legten Jakob eines der Bücher vor, schlugen die erste Seite auf, und Jakob las mit unerhörter Fertigkeit die ersten Zeilen, indem er das Blatt kaum berührte. Mit höchstem Erstaunen sahen die Fremden die Zeilen nach, und fanden, daß er richtig gelesen. Nun fuhr Jakob fort, indem er rasch mit den Fingerspitzen über die Blätter hineilte, umwendend, mit Andacht und guter Betonung die Sprüche lesend. Er wurde reichlich beschenkt, und gewiß haben die Fremden nirgend mehr einen Blinden gefunden, der so schnell zu lesen vermochte. — So strafte sich Zudringlichkeit und Vorwitz durch eigene Täuschung.

Bei dieser ausgezeichneten Gedächtnißkraft war Jakob so ganz ohne verständige Unterscheidungsfähigkeit, daß ich ihn nie dazu brachte, nur drei Einheiten richtig zu zählen; Versuche in Denkübungen machten ihn traurig bis zum Weinen. Trotz all dieser Schwäche war er den Blinden ein sehr willkommener Genosse, denn einen trefflichern Sänger fand

man nimmer. Nur einmal brauchte man ihm eine Melodie vorzuspielen; nur einmal brauchte man ihn beim vierstimmigen Gesang auf Takt und Pausen aufmerksam zu machen, und seiner silberreinen, beweglichen Stimme war man gewiß. Oft lauschten wir ergriffen seinem seelenvollen Liede, und es schien uns, als ob nur auf solchem Wege und in solchen Momenten das geistige Wesen aus dem finstern Kerker sich zum Lichte erhebe. Ich dichtete ihm nachstehendes Lied, das er nach der Melodie von Stölzel (Wo ein ewig klarer Himmel ꝛc.) mit rührender Schönheit vortrug.

Wirkung der Tonkunst auf den blinden, geistesschwachen Jakob.

Wer entwindet mich den dunkeln Banden?
Was belebet meinen dumpfen Sinn?
Naht ein Schutzgeist mir aus höhern Landen,
Führt zur Lebenslust mich Armen hin?
Aufgeschlossen ist der Freude Pforte,
Aus dem Chaos hebt sich das Gemüth;
Zeugt's, ihr Töne, zeugt es ohne Worte,
Daß der Gottheit Funken in mir glüht.

Und im Hauche sanfter Melodien
Ist die Glut zur Flamme hell erwacht;
Will zum Himmelslicht mich Schwachen ziehen,
Trägt mich siegend über Wahn und Nacht.
Ströme hin, verkünde Leid und Wonne,
O mein Lied, voll Wehmuth und voll Lust.
Tauch' empor, du meines Lebens Sonne;
Harmonie erfülle meine Brust!

Und es bebt und zittert durch die Glieder;
Weggehoben ist die schwarze Last;
Freudig pocht das arme Herz mir wieder,
Von der Töne Allgewalt erfaßt.
Einst erschallen Himmelsmelodien,
Seine Fesseln sprengt der freie Geist:
Ach! er möchte bald hinüber ziehen,
Wo des Seraphs Lied den Ew'gen preist.

Jakob war von Natur zur geistigen Ausbildung unfähig. Anders war es bei dem blinden Martin, der bis ins Jünglingsalter gänzlich vernachlässigt wurde. Sein Geschäft war der Straßenbettel. Zu diesem Behufe hatte man ihm eine Anzahl Gebete, geistlicher Lieder, Sprüche u. s. f. eingetrichtert, die er in der sinnlosesten Weise ableierte. So sagte er z. B. die zehn Gebote auf, indem er die Nummernbezeichnung des folgenden Gebotes dem Inhalt des vorhergehenden anschloß: Du sollst nicht stehlen das achte Gebot. — Martin's Sinnen und Trachten war nur aufs Essen gerichtet; Tag und Nacht, zu Hause und in der Kirche dachte er an leibliche Sättigung. Einmal kam er Sonntags besonders freudig aus der Kirche, laut jubelnd: Nei, nei, heut hat der Herr Pfarr an schöne Text gha! Wie denn? Ha, er heißt: „Ach, daß du doch warm oder kalt äßest!" Martin blieb etliche Jahre in der Anstalt, aber seine thierische Natur blieb vorherrschend; er bettelt und ißt wieder an der Straße.

Musikalische Anlage zeigte sich bei vielen Blinden als vorherrschende Gabe. Der kleine Hannis, den ich auf der Straße aufgefunden, war ein zittriges schwaches Bürschlein, zum Denken und Arbeiten wenig aufgelegt. Man ließ ihn die erste Zeit so mit hinkommen, ohne ihm viel zuzumuthen. Während der Klavierstunden saß er gewöhnlich nebenan, leise mit den Fingern auf der Bank spielend. Er mochte etwa ein halbes Jahr in der Anstalt sein, und ich behandelte gerade mit einer Schülerinn die Lehre vom Dreiklange. Einmal antwortet sie bei der Bezeichnung eines angegebenen Akkordes unrichtig, und plötzlich spricht der kleine Hannis: as, c, es. Ich war betroffen, meinte aber, er hätte das nur so zufällig vom Sagenhören errathen. Doch schlug ich einen andern Dreiklang an, und Hannis sagte sogleich: cis, eis, gis. — Ich mochte einzelne Tasten, mehrstimmige Akkorde, unten, oben oder mitten im Klavier anschlagen, Hannis benannte sie richtig. Und dieß hatte er gelernt bloß vom Zuhören, ohne irgend einen besondern Unterricht.

Einige meiner Zöglinge komponirten recht ordentlich. Sie schrieben dann ihre Stücke in der von mir eingeführten Bezeichnungsweise nieder, so wie sie auch längere fremde Musikstücke so von den Blättern auswendig lernten. Indessen bleibt beim Musikunterricht immerhin die Uebung des Gehörs und des Tongedächtnisses von höchstem Werthe. Ein Blinder muß zuerst kleine Sätze nachspielen lernen, und hierin so lange geübt werden, bis er dieß auf erstmaliges Hören richtig trifft. Dann folgen Uebungen in der Steigerung bis zur schnellen Aufnahme größerer Stellen und ganzer Abtheilungen von musikalischen Stücken. Ausgezeichnetes leistete sowohl in dieser Hinsicht als in jeder Richtung der geistigen Bildung Heinrich Brunner von Bassersdorf, nunmehr Hauslehrer für ein blindes Mädchen in Basel. Poetische Versuche machten ebenfalls einige Zöglinge mit erfreulichem Erfolge. Ein Blinder von merkwürdiger Lebensthätigkeit und Gewandtheit ist Jakob Birrer aus dem Kanton Luzern. Derselbe bahnte sich im vorgerückten Alter gleichsam mit Gewalt den Weg in die Züricher Anstalt. Ganz allein kam er von Luzern nach Zürich, in wenigen Tagen lief er ohne Führer durch alle Straßen und Gassen. Die Handarbeiten lernte er leicht und genau, auch in Schulgegenständen machte er schnelle Fortschritte, obgleich er seit dem vierten Lebensjahr total blind war, und wenig bildende Anregung erhalten hatte. Aber Birrer wurde eben durch das Gefühl der eignen Kraft zu sehr in das bewegte Leben getrieben. Er verheiratete sich, fing einen Krämerhandel an, reiste auf Messen und Märkte, und wurde eben hintergangen und in große Noth gebracht. Ein junger Züricher Schulmann, Sekundarlehrer Nägeli in Kirchberg, hat Birrer's Lebenserfahrungen, wie derselbe sie erzählte, niedergeschrieben, und Birrer hat das in mancher Hinsicht interessante Büchlein zum Verkauf herumgetragen. Indem ich hierauf verweise, beschränke ich mich auf Ein Beispiel der Gewandtheit dieses Blinden.

Wir gingen gewöhnlich Sonntag Abends in ein kleines

Landgut an der Sihl. Dasselbe gehörte der Hülfsgesellschaft, und war uns zu ländlichen Genüssen eingeräumt. In dem Gartenhause verzehrten wir das Abendbrod. Die Lehrerinn wollte einen Korb mit Eßwaaren in den Kaminraum stellen, fuhr aber mit einem lauten Schrei zurück. Bald entdeckten wir zwei knurrende Raubthiere, Iltisse, in der Kaminhöhlung. Wahrscheinlich waren sie über das Dach zum Rauchfang gekommen, und in wilder Hatz herabgestürzt auf den geschlossenen Feuerherd, wo sie nicht mehr heraus konnten. Die kleineren Zöglinge und namentlich die Blinden flohen mit Angstgeschrei zum Hause hinaus. Birrer aber sprach sogleich den Entschluß aus, die Thiere zu fangen, und eilte in das Nachbarhaus, um sich einen groben Sack zu holen. Ich wehrte ihm ab, und warnte ihn vor den scharfen Zähnen dieser Thiere. Weil er aber durchaus auf dem Vorhaben beharrete, so ließ ichs geschehen, stellte mich auf einen Stuhl und sah der Jagd zu. Nachdem die Zimmerthüre geschlossen war, umwickelte Birrer seine Hände mehrfach mit dem Sacke, dann griff er oben über den Deckel in den Kamin, und mit einigen Griffen brachte er richtig einen Iltis, der heftig schrie und biß, heraus, und steckte ihn in einen andern kleinen Sack. Hiebei aber fiel der Kamindeckel nieder, und der andere Iltis rannte wüthend in dem kleinen Zimmer herum. Birrer folgt seinem Zischen und Knurren, jagte ihn zuletzt hinter einen kleinen Kasten, wo er ihn ebenfalls fest anfaßte und in den Sack schob. Triumphirend trug er seine Beute nach Hause. Wir sperrten die Thiere in einen Käfig, und sie wurden ziemlich zahm; ihres furchtbaren Gestankes wegen mußten wir sie aber abthun.

Oft bemerkte ich bei Blinden, namentlich bei fähigern, die Neigung, über Geistesschwache sich zu belustigen. Niklaus, ein blinder Jüngling, hörte oft von Fremden seine schöne Gestalt preisen. Nun wußte er aus der biblischen Geschichte, wie Saul, der schönste unter den Jünglingen Israel's, zum König gesalbt worden sei. Von dem Leben und dem Stand eines Kö-

nigs mochte Niklaus eigene Vorstellungen haben; kurz, er kam auf den Gedanken, aus ihm könnte auch noch einmal ein König werden. Seine Mitzöglinge mögen ihn im Stillen noch mehr in dieser Idee befestigt haben. Oft sah ich ihn durch die Glasthüre im Arbeitszimmer während der Freistunden mit starken Schritten auf- und abgehen, die Lippen im Selbstgespräche bewegend, und mitunter vor Freude auffuckend. Es ärgerte ihn sehr, wenn man ihn in diesen Träumereien störte; so packte er mich deßwegen an der Brust, indem er zornig rief: Aber, aber, aber, ... warum kommt Ihr so daher? — Ziemlich spät in der Nacht ging ich über die Laube und hörte noch im Blindenzimmer flüstern und kichern. Als ich leise mit einem Lichte eintrat, saß Niklaus auf einem Stuhle, die andern Blinden um ihn her, ihn als König preisend, und Heinrich vollzog die Salbung, indem er ein starkes Quantum Wasser aus einem Kruge über Niklaus Kopf und Nacken ausgoß. Unbemerkt ging ich weg, aber Niklaus war den andern Morgen seelenvergnügt, ihm fehlte nichts mehr zu vollem Bewußtsein der königlichen Würde. Es versteht sich, daß ich ernstlich gegen diese Täuschungen einschreiten mußte.

An einer strengen Winternacht stiegen wir einst in unsere Thurmstube hinauf. Der Wind sauste frostig an den Fenstern, die Kälte zog schneidend über Gänge und Treppen. Niklaus ging voran, unwillig vor sich hin murmelnd, und zuletzt in rohe Ausdrücke ausbrechend. Kläusli, Kläusli! was hast du? „Ach, da der Pfarrer, was bruucht er a so z'prophizeie!" Wer denn? „da der Pfarrer z'Griffesee — warum sait er jetz, daß es so kalt Wetter sei soll, und wir dann so friere müsse." Herr Pfarrer Gutmann gibt nämlich zuweilen Wetterbeobachtungen heraus.

So finden wir unter der Klasse der Blinden, wie überhaupt unter allen Menschenklassen, eben Schwache und Starke, Geistreiche und Blöde; ein gemüthlicher Zug ist bei der Mehrzahl bemerkbar, es gibt aber auch sehr rohe Gesellen. Daniel

aus dem Elsaß war einer der gefühlloseſten Menſchen, die ich kennen gelernt habe. Mit ihm hatte ich einmal einen förmlichen Kampf. Während der Erbauungsſtunde ſtörte er uns manchmal auf unangenehme Weiſe, indem er mit den Füßen trampelte oder mit den Händen an den Bänken und Tiſchen krappelte. Eines Morgens trieb er dieß gar zu arg, und nach vergeblichen Warnungen befahl ich ihm, zur Thüre hinaus zu gehen. „Geh' nit naus, da iſt mei Platz.“ — Und ich ſage dir, du gehſt auf der Stelle! „Ja, wenn ich möcht!“ — Ich wollte ihn hinausführen, aber er klammerte ſich am Schultiſche feſt. Mit Gewalt riß ich ihn los, und ſchleppte ihn hinaus. Kaum war die Thüre zu, ſo ſtieß er ſie mit heftigem Fußtritte wieder auf, trat ſtampfend in das Zimmer, und rief zornig: „Da will i ſei.“ Nun kam mir Birrer zu Hülfe, und unter derber Züchtigung brachten wir den Burſchen in ein abgelegenes Gemach. Ich wollte ſehen, ob der Menſch gar nicht zu zähmen ſei, und befahl, daß er den ganzen Tag ohne Nahrung eingeſperrt bleibe. Gegen Abend, als der Unwillen ſich gelegt hatte, ging ich vor die Thüre des Gemaches, und ſprach den Gefangenen ruhig an. Er antwortete bloß mit hämiſchem Lachen, und lief trotzig und pochend auf und nieder. Wart, dachte ich, morgen wirſt du wohl gelinder ſein, wenn du die Nacht da drinnen geblieben. — Wir meinten, er werde als ein guter Eſſer ungemein über das Frühſtück herfahren, allein er ſchmunzelte ſpöttiſch, und aß Nichts. Da kam aber eine Taglöhnerinn, die geſtern bei uns gearbeitet hatte, und erzählte, wie übel ihr Daniel mitgeſpielt habe. Sie hatte nämlich am geſtrigen Morgen drei Brode gekauft, und dieſelben in dem Gemache abgelegt, in das Daniel nachher eingeſperrt wurde. Nachts habe ſie die Brode mitgenommen, doch ſeien ſie ihr ungemein leicht vorgekommen. Daheim beim Lichte hätte ſie geſehen, daß alle drei Brode ganz uud gar ausgehöhlt ſeien, und nur noch eine dünne Rinde ringsum zuſammenhalte. Sie zeigte eines der Brode, und wir mußten uns wundern, mit welcher Geſchicklichkeit durch eine

kleine Oeffnung alles Weiche herausgenommen war. Das hatte der blinde Daniel gethan, und so konnte er allerdings wohl über die ihm zugemutheten Fasten hämisch lächeln und spötteln.

In Bezug auf Sittlichkeit muß ich bemerken, daß sich der einzelne Blinde nicht selten jener geheimen Sünde hingibt, die leider unter den aufwachsenden Geschlechtern viel häufiger ist, als man glauben mag. In Deutschland sah ich einen sonst talentvollen blinden Jüngling auf die schauderhafteste Weise zu Grunde gehen. Kein Mittel der Bewachung, der Züchtigung oder gewaltsamen Abhaltung reichte aus: er brachte sich seiner Begierde zum Opfer, und sank allmälig tief unter das Thier herab.

Merkwürdig ist auch der Umstand, daß die Mehrzahl der Blinden frühe zu Grabe geht. Von meinen sieben blinden Zöglingen in Deutschland starben drei, ehe sie das zwanzigste Jahr erreichten. Auch von den züricherischen Zöglingen sind schon mehrere begraben. — Ich habe schon angedeutet, daß ich mit den Grundsätzen der Einfachheit und der praktischen Richtung, von der die Vorsteher der züricherischen Blindenanstalt ausgehen, vollkommen einverstanden bin; ich habe es auch als einen richtigen Fortschritt in der Sorge für die Wohlfahrt der Blinden bezeichnet, daß die züricher Anstalt den ausgetretenen Zöglingen Beschäftigung und Geldverdienst anweist: aber mit all' Diesem ist das edle Werk doch noch nicht vollendet, das eigentliche Ziel des Heils noch nicht erreicht. Das wahre Lebensglück findet der Blinde nur in einem Kreise, in welchem das gemüthliche Leben vorherrscht; es müssen Veranstaltungen vorhanden sein, daß täglich das innere Leben Nahrung erhalte durch geistige und gemüthliche Anregung. Es ist nicht genug, daß der Blinde Nahrung, Wohnung und Kleider habe; sein Zustand weist ihn auf das beschauliche Leben. Die meisten Freuden, die in der Außenwelt blühen, sind für ihn verdunkelt. Das gesellige Leben und Treiben der Sehenden ist ihm ungenießbar oder schwer zugänglich. Kurz, der Blinde ist nur glücklich unter Blin-

den, die dann von einigen gebildeten Sehenden geleitet, belehrt, fortgebildet und angenehm unterhalten werden. Dieses Lebensglück genossen manche Blinde in der züricher Anstalt in vollem Maße. Es sollte ihnen aber bleiben durch ihr ganzes Leben. O, ich habe mehrere der ausgetretenen Zöglinge in ihrem Häuslichen höchst elend gefunden. Niemand kümmerte sich um ihre geistigen Bedürfnisse: die Lieder der Andacht und Freude waren verklungen; mit Mühe und Kummer rangen sie um ihr tägliches Brod; das geordnete häusliche Leben hatte aufgehört; statt edler Theilnahme kränkten sie oft noch Vorwürfe über die Kosten der Bildungszeit; höheres geistiges Gefühl, die edlere Gesinnung erstarb, und Gemeinheit zog wieder ein; mißlungene Spekulationen führten zu schlechten Gedanken und Mitteln; die Selbstachtung ging verloren: und mancher ältere Blinde endigte damit, womit er in früher Jugend begonnen, mit dem Straßenbettel. Wollen wir darum den Blinden wahrhaft Erlösung aus den Banden der irdischen Finsterniß bringen, und das Licht des Heils über ihre Lebensbahn ausgießen, so ist die Errichtung von Blindenversorgungsanstalten, die mit Blindenbildungsanstalten in Verbindung stehen, durchaus nothwendig: religiöse Erbauung, geistige Unterhaltung, musikalische Genüsse, Theilnahme am Gesang, das sollte jedem Blinden täglich durchs ganze Leben zu Theil werden, und auch in seiner häuslichen Versorgung, in Nahrung, Kleidung und Wohnung sollte er niemals Kargheit und ungünstige Beschränkung fühlen müssen. Es haben einzelne Blinde in ehelichen Verbindungen höheres Glück gesucht. Für Reiche von höherer Bildung mag es noch so angehen, für Aermere hat es nur traurige Folgen und bittere Reue gebracht.

V.

Ueber den Taubstummenunterricht insbesondere.

Wer zur Einsicht des Satzes gekommen ist, daß die Sprache, als eine natürliche Verrichtung des Menschen, auf naturgemäßem Wege durch den geselligen Umgang erlernt, das eigentlichste Merkmal vom geistigen Wesen der Menschheit sei, der wird mit einem Blick das furchtbare Unglück der Taubstummheit auffassen. Der Taubstumme ist von der natürlichen Entwickelung der geistigen Kräfte ausgeschlossen. Weil er nicht hört, so fehlt die Uebung einer Elementarkraft, des Gedächtnisses, und weil die Rezeptivität nicht angeregt wird, so unterbleibt auch die reproduktive Thätigkeit, das Sprechen. Die menschliche Sprache ist die Wortsprache. Ein Menschenkind, das Worte nicht versteht, und sich nicht in Worten auszudrücken vermag, ein solches Kind bleibt von der geistigen Gemeinschaft ausgeschlossen; Mutter Natur läßt dasselbe als unerzogene Waise in der todten Wüste umherirren. Der ungebildete Taubstumme ist gewandter, schlauer, gebildeter, als je ein Thier, aber das wesentlichste Erbtheil der Menschheit ist ihm entzogen. Nur ein besonderer Unterricht kann ihm die Pforten der höhern Menschennatur eröffnen, und hierin zeigt sich die große Bedeutung der Taubstummenbildung. Die Naturerziehung fördert den vollsinnigen, geistiggesunden Menschen auf eine für das gewöhnliche Leben ausreichende Bildungsstufe, die um so höher steigt, je mehr die Generation fortgeschritten, unter welcher der Zögling lebt. Dann folgen noch viele Stufen der Kulturerziehung, höher und höher, je mehr ursprüngliche Anlage vorhanden ist, und je zweckmäßiger diese durch Wissenschaft, Kunst und Erfahrung oder geniale Kraft ausgebildet wird. Die Taubstummenbildung aber hat schon Gutes geleistet, wenn sie in einer Reihe von Jahren ihren Zögling nur auf die Stufe bringt, welche der Vollsinnige ohne allen Unterricht unter

günstiger Umgebung durch die Naturerziehung erlangt. Wenn der fähige Taubstumme während eines Unterrichtes vom 8ten bis 14ten Lebensjahre so viel Sprachbildung erlangt, als ein vollsinniges Kind ohne absichtliche Uebung vom 2ten bis 6ten Lebensjahr im freundlichen geselligen Leben sich aneignet: so ist dieß ein höchst günstiger Erfolg. In der Gedankendarstellung wird ein so gebildeter Taubstummer zwar vor dem sechsjährigen Vollsinnigen den schriftlichen Ausdruck voraus haben, aber es mangelt ihm, selbst in dem Fall, daß er von den Lippen des Sprechenden liest, und selbst sprechen gelernt hat, das geistige Element der Sprache, nämlich all das Unbeschreibliche, was im Schmelz der Stimme, im Wohlklang der Worte sich offenbart. Darum hat die Tonsprache der Taubstummen, mit höchst seltenen milderen Ausnahmen,*) etwas Rauhes, fast Widerliches und Grauenhaftes. Man könnte die Stufe, die ich für einen sechsjährigen Unterricht des Taubstummen bezeichnet habe, als zu tief gestellt ansehen; um so eher, wenn man aus öffentlichen Berichten vernimmt, was hie und dort öffentliche Anstalten in 3 bis 4 Jahren an Taubstummen leisten. Lasse sich doch Niemand durch den Schein täuschen! All' jene philosophischen Deduktionen und Definitionen, die man den Taubstummen in die Finger oder in den Mund gelegt, sind lächerliches Spielzeug, womit man die Neugierde Derer anregt, welche die Lage und Bedürfnisse der Taubstummen nicht kennen, und zu geeigneten Werkzeugen sich hingeben, um den Ruhm einer Anstalt oder eines Lehrers auszukündigen. Man überlege nur, daß das vollsinnige Kind schon im ersten Lebensjahre die Spracherlernung beginnt, vorzugsweise rezeptiv, und daß alsbald auch die reproduktive Uebung eintritt. Man überlege, wie stark und mannigfaltig die tägliche Uebung! Tausend und tau-

*) Eine solche findet man bei einem Mädchen aus einer achtbaren Toggenburgischen Familie; dasselbe hat es unter allen Taubstummen, die ich noch kennen gelernt habe, in der Tonsprache am weitesten gebracht.

ſend Wörter, durch die Verhältniſſe des Lebens praktiſch erklärt, kommen zum richtigen Verſtändniß, zur richtigen Anwendung; die verſchiedenartigſten Wortſtellungen und Satzverbindungen kommen zur Anwendung: unaufhörlich geht die anregende Uebung fort, mit tauſendfältiger Wiederholung, Erweiterung, Veränderung. Und der Taubſtumme, der ununterrichtete achtjährige Taubſtumme, kennt noch kein Wort, gar keines. Auf mühſamem künſtlichem Wege muß ihm Alles erſt vorgeführt werden: Wort für Wort ſtets mit veranſchaulichenden Hinweiſungen vom einzelnen Worte zu den einfachſten Sätzen übergehend, in langſamer ſchwerfälliger Uebung durch den Sinn des Geſichtes. Glaube Niemand, daß ein Taubſtummenlehrer geheime Kunſtmittel beſitze, um die ſtrengen Feſſeln der Natur zu ſprengen! Die künſtliche Geberdenſprache, wie ſie von de l'Epée begründet und von Sicard auf höchſt geiſtreiche Weiſe ausgebildet wurde, iſt ein ſchwaches, unzureichendes Surrogat der menſchlichen Sprache; die Fingerſprache aber gar nichts Anderes, als ein Alphabet, d. h. eine entſprechende Fingerſtellung für jeden Buchſtaben. Dieſe Bildungsmittel ſind von geringem Werth, ja ſogar nachtheilig; denn ſie geben dem Taubſtummen kein Mittheilungsmittel für die menſchliche Geſellſchaft, ſondern nur für die Taubſtummenſchule; weit höher ſteht die natürliche Geberdenſprache, obgleich ſie nur auf einen engen Kreis realer Thätigkeiten beſchränkt iſt, und die Beziehung des konkreten Seins nur durch Nachahmung ſeiner Thätigkeit angedeutet wird.

Von ſolchen Anſichten ausgehend, hatte ich mir den Anfang, den Fortgang und die Gränze des Taubſtummenunterrichtes ſicher feſtgeſtellt; ſo wie mit feſter Ueberzeugung die Mittel ausgewählt und den Zweck erkannt. Der Sprachbildungsgang, wie er in meiner Elementar-Sprachbildungslehre in den drei Heften, Leſebuch für Schüler, durchgeführt iſt, kann mit wenigen Modifikationen als Sprachlehre für Taubſtumme gelten, wobei namentlich zu bemerken iſt, daß dieſer Sprachunterricht nicht

nur die Verstandesbildung, sondern auch die Sitten- und Religionslehre für die einfache Bildungsstufe miteinschließt. So weit, als die bezeichneten Hefte führen, so weit kann der Taubstumme in sechs Jahren neben anderseitigen Uebungen in der Zahlen- und Formenlehre, in den nöthigen realistischen Belehrungen und dem freien Handzeichnen gebracht werden; das heißt: er wird befähigt, Mittheilungen schriftlich und mündlich zu empfangen und zu geben, bis zu zusammenhängenden Erzählungen und Beschreibungen in ganz einfachem Ausdrucke; er kennt die biblische Geschichte und unterscheidet das Gute und Böse, und hat die einfachen Lehren des Christenthums aufgefaßt.

Im Interesse der Taubstummen selbst und zur Belehrung sorgsamer Eltern habe ich die Bemerkungen über die Erfolge des gewöhnlichen Unterrichtes offen und klar auseinander gesetzt. Wenn wohlbemittelte Eltern oder großmüthige Menschenfreunde den talentvollen Taubstummen auf eine Bildungsstufe bringen wollen, die zu höhern geistigen Genüssen befähigt, und zugleich die Mittel zur eignen Fortbildung darbietet, so ist es erforderlich, daß nach den sechs Jahren des Elementarunterrichtes noch wenigstens vier Jahre einem eindringlichern Studium der Sprache gewidmet werden. In den ersten sechs Unterrichtsjahren kommt nämlich kein Taubstummer so weit, um nur Schriften, wie die von Christoph Schmid und Krummacher, mit rechtem Verständniß und mit Genuß zu lesen. Es ist darum ganz richtig, daß die meisten Taubstummen einen Theil des errungenen Sprachgutes bald wieder verlieren; was indeß keineswegs gegen den gewöhnlichen Unterricht spricht, da der formale Nutzen: intellektuelle und religiös moralische Anregung und Entwickelung, bleibend errungen ist. Soll aber der Sprachschatz selbst gesichert sein, und den Taubstummen die Quelle eigner Fortbildung geöffnet werden, so muß er gute Schriften, die in einfacher Weise für Vollsinnige geschrieben werden, vollkommen verstehen lernen. Dieses Ziel steht zu hoch, als daß es der gemeinsame Unterricht in Instituten erreichen könnte. Von

100 Zöglingen, die des Unterrichts entlassen werden, hat es nicht einer erreicht. Betrachte man nur die meisten Schriften über Taubstummenbildung, sie reichen nie weit über die Elementarstufe hinaus, die höhere Bildung des Taubstummen erfordert zu viel individuelle Rücksichten, als daß beim Klassenunterricht der Zweck erreicht werden könnte, welchem hingegen der Privatunterricht sehr angemessen ist. Eine der wichtigsten Aufgaben wäre hiebei, daß eine Reihenfolge unterhaltender und belehrender Schriften herausgegeben würde, die in leisen Uebergängen von den einfachsten Erzählungen und Darstellungen, wie ich sie zum Beispiel im II. Hefte der Sprachbildungslehre aus der biblischen Geschichte bearbeitet habe, bis zur gewöhnlichen Darstellung der Schriftsprache fortschreiten müßte. Eine solche Bibliothek wäre eine unschätzbare Wohlthat für die Taubstummen. Ohne besondere Unterstützung kann sie indessen kaum zu Stande kommen, weil bei einem so speziellen Zwecke keine Verlagshandlung gefunden würde. Möchte hier der reiche Vater eines taubstummen Kindes Unterstützung bieten! Sollte nicht ein einziger, mit Glücksgütern gesegneter Menschenfreund, oder ein wohlthätiger Verein, dem tiefgefühlten Bedürfnisse entgegen kommen! Hier wäre wahrhaft und sicher ein großes Verdienst um die leidende Menschheit zu erwerben.

Es ist für die Klasse der eigentlichen Taubstummen eben so kränkend als nachtheilig, daß man unter die Taubstummen auch noch Diejenigen zählt, die nicht wegen Mangel des Gehörs, sondern wegen Geistesschwäche die Sprache nicht erlernen. Das beste Merkmal für die Ausscheidung dieser Blödsinnigen erscheint darin, daß sie auch die natürliche Geberdensprache nicht von selbst erlernen, und die äußern Verrichtungen und gewöhnlichen Beschäftigungen ihrer Umgebung nicht nachahmen. Der sonst geistig und leiblich gesunde Taubstumme ist rasch und ausdrucksvoll in Mienen, Geberden, Gang und allen äußern Thätigkeiten. Zu Menschen, die ihn milde und mit Achtung behandeln, hegt er große Zuneigung. Daher auch die innige Anhänglichkeit

des Taubstummen an einen guten Lehrer, die unbedingte Folgsamkeit und die dankbare Gesinnung. Wird er aber roh behandelt, treibt die Gemeinheit mit ihm ihren wüsten Spott, dann wird er leicht zornmüthig, gewaltthätig, mißtrauisch und boshaft. Der Taubstumme, welcher einsam beim Hirtenleben oder Ackerbau aufwächst, ist scheu, theilnahmslos, unbändig. Mit einem zwölfjährigen Knaben dieser Art hatte ich in der Züricherischen Anstalt einen schweren Stand. Unter wildem thierischen Geheul schrie er nach Freiheit; trotz der größten Wachsamkeit entfloh er, jedoch gerade in der entgegengesetzten Richtung von seiner Heimat. Bei Baden an der Limmat fand man ihn am zweiten Tag in einen Straßengraben gekauert. Man mußte ihn anbinden; er zerriß die Bande mit Wuth. Endlich als er längere Zeit in einer tiefen Kufe gestanden, ergab er sich in sein Schicksal, und ein neuer Ausbruch wurde alsbald mit der drohenden Hinweisung auf seinen hölzernen Behälter zurückgedrängt. Allmälig wurde er sanfter, sein wildes Antlitz, das ganz die Physiognomie eines Raubvogels trug, heiterte sich auf, und er wurde menschlich, gesittet und gesellig. Für den Physiognomiker ist es überhaupt sehr merkwürdig, wie beim Taubstummen mit der günstigen Veränderung seines geistigen und sittlichen Zustandes so ganz entsprechend seine Gesichtszüge sich verändern.

Ich machte auch einige Bildungsversuche mit solchen Individuen, die mehr aus Geistesschwäche, denn aus organischen Mängeln taubstumm sind. Was mir bei etlichen derselben am widerwärtigsten vorkam, war die Wahrnehmung einer unerklärlichen Schalkhaftigkeit, die, wenn man Ueberlegung annehmen dürfte, oft zur ärgerlichsten Bosheit gezählt werden müßte. Vorragend überdieß ist bei fast allen solchen Geschöpfen eine große Eßbegierde, eine gänzliche Theilnahmlosigkeit am Wohl und Weh Anderer und eine starre Gleichgültigkeit gegen das Schöne in Kunst und Natur. Doch muß ich hiebei noch bemerken, daß die Musik auf diejenigen, die bloß stumm waren, einen ganz außerordentlichen Einfluß übte. Ich kannte ein

Mädchen, dessen krampfhafte Wuth beim Klavierspiel gänzlich gestillt wurde. Ein Knabe sang mehrere Melodien richtig und rein; er fing an zu singen, sobald man ihn zum Reden nöthigen wollte, und gerieth dabei so in Eifer, daß er mit den Fäusten den Takt dazu schlug. Einige Militärmärsche sang er vollständig, setzte sich dabei in den Taktschritt, und nahm eine bestimmte, kreisförmige Richtung. Diese Richtung beschritt er dann wiederholt ganz gleichmäßig, und wenn man ihm Hindernisse, Stühle, Bänke u. dgl., in dieselbe stellte, so kletterte er rasch darüber weg, ohne sich von dem einmal eingeschlagenen Gange abhalten zu lassen. Die unermüdliche Geduld eines besondern Lehrers und Leiters brachte ihn zum Reden, wogegen er sich Anfangs mit dem größten Widerwillen und unter den heftigsten Zornausbrüchen sträubte. Ohne fortdauernde Anregung wird er diese unfreiwillige Thätigkeit wol wieder verlernen; er ist von schöner und normaler Gesichts- und Kopfbildung.

Einige lieben die träge Ruhe, andere ein sinnloses, flüchtiges Tändeln; alle hassen geistige Anregungen, und widerstreben denselben durch beharrliche Unthätigkeit, oder durch gewaltthätige Gegenwirkung. Theilnahmslosigkeit ist das schlimmste aller Anzeichen. Sobald auch nur Eine innere Thätigkeit, und sei es auch nur die einer niedern Seelenkraft, wirksam hervortritt, dann ist noch einige Hoffnung. So gelang es mir auch, einen Knaben, der bereits von zwei fixen Ideen, dem Kutschenfahren und Todtenbegraben, fast bis zur ausschließlichen Beschäftigung eingenommen war, zu einer, wenn schon nur geringern, doch sehr wohlthätig wirkenden geistigen Thätigkeit zu erheben. Die Einbildungskraft war bei ihm sehr stark entwickelt. Der Ofen galt ihm vollständig als Kutsche; das Thürlein war der Kutschenschlag. Er öffnete diesen, hob mit Komplimenten die Reisenden hinein, schloß unter freundlicher Verbeugung den Schlag, und gerirte sich nun als Postillon mit solcher Genauigkeit der Leibesbewegung und des Mienenspiels, daß es die Zuschauer in Erstaunen setzte. — Ebenso pünktlich und anschau-

lich waren seine Anordnungen zu einem Leichenbegängnisse, wobei er die erste Trauerperson spielte. Es gelang mir, ihm allerlei nützliche Fertigkeiten, namentlich geeignete Handarbeiten, beizubringen, so daß er jetzt ein erträgliches Mitglied der Gesellschaft geworden ist. Aber immer bedürfen dergleichen Menschen einer besondern Aufsicht; leicht kommen sie in Gefahren, an die man gar nicht denken konnte. So arbeitete der Bezeichnete auf einem Dachstübchen an der Hobelbank. Da fiel ihm ein Maßstab zum Fenster hinaus über das Dach, und blieb in der Dachrinne liegen. Ohne weiters stieg er, der Schwächliche, Furchtsame und Unbehülfliche auf das jähe, hohe Dach hinaus, legte sich mit dem Rücken daran, und wollte in die Rinne hinabrutschen. Hätten wir ihn nicht in diesem Augenblicke wahrgenommen und ihn noch bei den Kleidern erfassen können, im nächsten Augenblicke wäre er zerschmettert auf das tief unten liegende Steinpflaster gefallen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Gebiete mangelhafter Organisationen muß ich noch besonders berühren. Im Jahr 1827 gebrauchte ich in Hütten, einem lieblichen Ort über dem Zürichsee, die Schottenkur. Dort hörte ich von einem Kinde sprechen, das zugleich taubstumm und blind sei. Ich schiffte an einem Sonntag Nachmittag nach Stäfa, dem bezeichneten Aufenthaltsorte, hinüber, gerade da, wo der Zürichsee am breitesten ist. Ein heftiges Gewitter zog mit Sturmwinden heran. Der See färbte sich vom Westen her in immer dunkleres Grün, bald jedoch glänzten weiße Schaumwolken auf der Fläche, und der aufspritzende Gischt flog wie ein Staubregen umher. Immer höher stiegen die Wogen. Neben den beiden Schiffleuten mußten noch einige Reisende mit aller Kraft rudern. Mehrmals schlugen hohe Wellen über das Bord. Am Stäfener Landungsplatze standen mehrere hundert Menschen, unsere Noth bejammernd; aber Niemand getraute sich, uns zu Hülfe zu kommen. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir den sichern Hafen, jedoch über und über naß am ganzen Leibe.

Nachdem meine Kleider getrocknet waren, suchte ich das blind- und taubstumme Kind auf. Bei meinem Eintritte saß dasselbe auf der Treppe, die man in der Schweiz häufig in den Wohnungen der Landleute hinter dem Ofen angebracht findet, und die auf die Fläche des kolossalen Heizgebäudes führen. Da saß ein Mädchen, seiner physischen Entwikelung nach etwa acht Jahre alt. Der Gesichtsausdruck stimmte mit dem der Blinden so ziemlich überein, ohne jedoch jene auffallende innere Thätigkeit zu bezeichnen. Meinen Eintritt bemerkte das Kind nicht, so wenig als meine Fragen an die Mutter. Es schlenkerte mit den Füßen behaglich hin und her, und stammelte sonderbare Laute, meistens die Sylbe, hiu, hiu, hiu. Endlich sprang es ziemlich rasch vom Ofen herunter, und mit sicherm Tritte dem Tische zu, an den ich mich gesetzt hatte. Ich rückte ihm etwas näher. Da reckte es die Hand aus, strich über meinen Rockärmel hin, und dann beroch es seine Hand. Man bemerkte deutlich, daß dieß ein Unterscheidungsversuch sei. Es rückte mir nun ganz nahe, und beroch meine Kleider, worauf es schnell aufstand, und sich mit verstärktem Hiu, Hiu, entfernte. Es wurde mir klar, daß hier der Geruchsinn vorherrschend thätig sei. Die Mutter sagte mir unter Anderm, wenn man die Thüre des Schrankes öffne, in welchem das Brod sei, so höre es das Kind. Der Versuch wurde gemacht, und sogleich lief das Kind dem Schranke zu. Aber das war nicht ein Hören, sondern eine Wahrnehmung durch das Gefühl; die Thüre streifte hart am Boden, und bewirkte so beim Oeffnen jedesmal eine kleine Erschütterung des Zimmerbodens. Ehe das Kind das Brod aß, das ihm die Mutter reichte, beroch es dasselbe von allen Seiten. Es hatte sich wieder auf die Ofentreppe gesetzt, aß mit sichtbarem Wohlbehagen, schlenkerte die Füße in gewohnter Weise, und rief sein Hui dazwischen. Allem Anscheine nach war geistige Anlage bei dem Kinde vorhanden, beim Mangel der beiden wichtigsten Sinne aber blieb dieselbe unentwickelt. Das elende Geschöpf starb bald nach meinem Besuche.

IV.

Häusliches und geselliges Leben in Zürich.

Nach diesen Erläuterungen über meine Ansichten, Bemühungen und Erfahrungen in Hinsicht auf die Bildung der Blinden und Taubstummen, mag es mir gestattet sein, nun auch auf meine persönlichen Verhältnisse etwas genauer einzutreten. Ich halte das gesittete, gesellschaftliche Leben mit seinen Vergnügungen für eine schöne Seite unsers Daseins, und Wer mit dem Zustande Süddeutschlands bekannt ist, der weiß, wie dort die gesellige Freude gehegt und gepflegt wird. Ich hatte bei meiner Stellung an der königlichen Anstalt in Gmünd, wie alle jüngern Angestellten, schwere und vielfache Amtspflichten; vor Abends 8 Uhr durfte ich meinen Posten selten verlassen. Aber dann fand ich einen freundlichen Kreis, in dem man die Mühen des Tages bald vergaß, die Sorge verscheuchte, und bei mäßigem Genusse sich zu neuen Anstrengungen stärkte. In Zürich war ich ein Fremdling, und die bisherigen Lehrer an der Blindenanstalt hatten keinen Zutritt in die abgeschlossenen Gesellschaften der gebildetern vornehmern Stände. Es war niemals meine Sache, mich in Gesellschaften einzudrängen, und so lebte ich die ersten Jahre in Zürich ganz und gar ohne gesellschaftliche Genüsse. Nicht nur den ganzen Tag hindurch, sondern auch die langen Winterabende blieb ich unter meinen Zöglingen. Wenn diese sich frühzeitig zur Ruhe begaben, dann legte ich mich noch auf die hölzerne Bank hinter dem ungeheuren Ofen im Speisezimmer, und dachte mit Sehnsucht und Trauer an die heitern Stunden, die ich in vergangenen Jahren genossen hatte. Trüben Sinnes schlich ich dann hinauf in die leere Schulstube, und studirte. Wissenschaftliche Arbeiten, poetische Versuche, musikalische Uebungen füllten meine einsamen Stunden, und es dauerte nicht lange, so war mir diese Einsamkeit recht lieb und angenehm geworden. Gegen das Frühjahr versetzten mich die Nachrichten über die steigende Krankheit meines Bruders August

in die höchste Seelenspannung. Die innigste Sehnsucht zog meinen Geist in schlaflosen Nachtstunden und im Traume an sein Krankenlager — damals wurde mein Glauben an geistigen Verkehr, den ich, wie mancher schwärmerische Jüngling damaliger Zeit, den Schriften eines akademischen Lehrers entnommen, mächtig erschüttert; denn vergeblich war mein Seufzen und Sehnen in mancher Stunde der stillen Mitternacht; der geliebte Bruder starb, und kein Zeichen erklang mir aus dem Reiche der Geister.

Mit Rührung erinnere ich mich der herzlichsten Theilnahme, die mir alle meine Zöglinge bei diesem größten Lebensschmerz widmeten. Wer aber mit der zartesten Aufmerksamkeit meinen Kummer zu mildern suchte, mit unermüdeter Sorgsamkeit für Erleichterung und Verschönerung meines gedrückten und beengten häuslichen Lebens dachte, das war die Tochter der Frau Verwalterinn, ein etwas älteres Frauenzimmer von ausgezeichneter Bildung und vielfachem Verdienste um die Anstalt.

An Sonntagen begleitete ich Vormittags regelmäßig meine Zöglinge zur Kirche, meistens auch des Nachmittags. Der einfache Kultus der Reformirten sprach mich sehr an; besonders zu der Zeit, da die Kirche mit einem tüchtigen Prediger versehen war, die Gemeinde sich sehr zahlreich versammelte, und ein kräftiger vierstimmiger Chorgesang die Gemüther mächtig anregte. Konfessionelle Intoleranz war mir von Jugend auf ganz fremde, sie erschien mir sogar als ein Widerspruch gegen die reine Christuslehre. Dabei bin ich aber so weit von einem sogenannten kirchlichen Indifferentismus entfernt, daß ich es sogar für Pflicht halte, es soll sich Jeder, auch wenn es ihm in Hinsicht auf Familien- und Staatsverhältnisse Unannehmlichkeiten bereiten sollte, frei und offen zu derjenigen kirchlichen Norm bekennen, die ihm nach seinen geistigen und religiösen Bedürfnissen am meisten Befriedigung und Beruhigung gewährt. Es scheint mir, der Wille des freien Christen habe höhere Bedeutung, als Geburtsstand und Gewohnheit. Ich achte die Ueberzeugung des Katholiken, so wie jene des Reformirten,

und mit Abscheu habe ich stets jenes Urtheil von mir gestoßen, das den Katholiken als abergläubisch, oder den Reformirten als irrgläubisch bezeichnet, und wie ich für mich fordere, daß man mir den Anspruch einer freien Wahl in den christlichen Bekenntnißnormen nicht verkümmere oder zum Vorwurf mache, so habe ich auch den heiligen Vorsatz gefaßt, niemals Einem in konfessioneller Hinsicht nahe zu treten, und Jeden, der christlich lebt, als Christen zu achten, gehöre er einer Konfession an, welcher er wolle.

Schon in Gmünd lehrte ich protestantische und katholische Zöglinge, und beiderseits wohnten sie meinen religiösen Stunden mit Vertrauen und Erbauung bei. Ich behandelte, wo ich auf Konfessionelles zu sprechen kam, Das, was jedem Christen ehrwürdig sein muß, und solches findet man in jeder Konfession *).

Ich suchte und fand Erbauung im Kultus der Reformirten; vorherrschende Neigung zum Einfachen und Logischen, beförderten das kirchliche Einverständniß in der Zeit, da die züricherische Blinden- und Taubstummenanstalt sich mir immer schöner zu einem bleibenden Wirkungskreis zu gestalten schien. Bald aber fühlte ich auch, wie sehr die Wirksamkeit des reformirten Kultus durch die Fähigkeit des Predigers beendigt sei. Pfarrer Geßner, unstreitig mit großen Gaben zur Kanzelberedsamkeit ausgerüstet, trat als Antistes zum Großmünster über; da verödete der schöne Tempel. Ich bildete oft mit meinen Blinden und Taubstummen fast das ganze Auditorium. Die Erbauung war unmöglich. Einzelne mechanische Kirchgänger,

*) Nur die niedrigste Verleumdung konnte mir aufbürden, daß ich Jemands Glauben hätte trüben können. Ich kann hunderte älterer Lehrer und Seminarzöglinge, die meinem Unterrichte beiwohnten, zu Zeugen nehmen, daß ich stets mit heiliger Scheue religiöse Ueberzeugungen geachtet habe. Den verleumderischen Vorwurf des Straußianismus werde ich später beleuchten.

der Sigrist stets als Musterbild im Vordergrund, schliefen die Stunde hindurch, ich selbst notirte mir jedesmal zu Hause einen Gegenstand aus dem Gebiete des Moralischen und Religiösen, über den ich dann während der Predigt nachdachte. Es ging mir in Hichsicht auf Religion, wie es Jedem geht, der nicht blindlings dem Beigebrachten nachhängt. Ich glaubte als Kind anders, denn als Jüngling, und im ernsten Mannesalter führte mich das Nachdenken nochmals zu andern Resultaten. Fern aber blieb mir Indifferenz und Unglauben.

So lebte ich einige Jahre in abgeschlossener Zurückgezogenheit. Die erste Vergünstigung im geselligen Leben war der Zutritt ins Lesezimmer auf der Chorherrnstube. Es war dieß ein bescheidenes Museum der züricherischen Gelehrten. Auf „der Chorherren", d. h. dem Gebäude, in welchem die gelehrte Schule Zürichs ihre Sitze hatte, war nämlich eine besondere Stube eingeräumt, in welcher politische und literarische Zeitschriften niedergelegt wurden, und von den Mitgliedern der Gesellschaft gelesen werden konnten. Vielleicht ist es für die Besucher des jetzigen züricherischen Museums nicht ganz uninteressant, eine etwas genauere Beschreibung dieser Musenstube zu vernehmen. Es war ein kleiner Raum, spärlich von zwei Fensterstöcken erhellt, ein großer Ofen sprang von der Thüre weit vor im Raume. Von der Thüre führte paralell ein schmaler Gang zwischen zwei langen Tischen vorwärts gegen die Fensterseite, und nach wenigen Schritten stand man vor einem Kästchen mit offenen Fächern, in welchen die Zeitschriften geheftet lagen. Rechts in der Fensterecke fand sich ein kleiner Tisch mit den neuesten politischen Journalen, links boten etliche Strohsessel dem Leser Bequemlichkeit. Wenn des Abends ein verehrliches Mitglied durch die steile Treppe und den Gang in der Dunkelheit heraufgekommen, so pochte es bei der Frau Verwalterinn, und erhielt da einen Kerzenstock mit Licht, ging beim Schimmer desselben in das Museum, stellte den Leuchter auf einen Tisch, und fing an zu lesen. Das gebotene Stillschweigen wurde dann

gebrochen, wenn bloß zwei oder einige gute Freunde im Zimmer waren, die in gleicher Gesinnung das Gesetz suspendirten, was sehr oft geschah. War Einer mit Lesen fertig, so nahm er das Licht bis zur Treppe mit, und löschte es da auf einem eigens hiefür geordneten Tischchen.

Einmal in der Woche, zur bestimmten Stunde, konnte man ältere Hefte auch mit nach Hause bekommen. Mir war der Zutritt zu diesem Zimmer eine große Wohlthat, aber ein Unstern waltete über der Zeit, die mir hiezu frei stand, nämlich so Abends zwischen sechs und sieben Uhr. In derselben Stunde nun kam ein älterer dickerer Herr, und wenn der einmal die Allgemeine Zeitung oder den Courier français in die Hand bekommen, so war's vorbei mit diesen für den Abend. Er war noch einer jener alten beharrlichen Zeitungsleser, die oben beim Titel anfangen, und mit dem Namen des Redaktors und Verlegers endigen. Dabei war der Mann noch sehr engbrüstig, und litt auch in der Luftröhre. Im andächtigen Eifer vergaß er seine Beschwerden, und sein Athem glich dem Brausen des Waldstromes, der über einen Felsen stürzt. Oft, wenn ich dieses Geräusch schon vor der Thüre vernahm, ging ich traurig weg, ohne meine Neugierde befriedigt zu haben.

Ich trat dem Vereine für Männerchorgesang bei, den Hans Georg Nägeli gegründet hatte. In diesem Verein, der sich wöchentlich einmal, Abends zwischen 6 und 8 Uhr versammelte, und der anfänglich ungemein zahlreich besucht war, lernte ich viele jüngere schätzbare Männer aus verschiedenen Ständen kennen. Ich wurde bald in die Vorsteherschaft gewählt, und sogar zum Kapellmeister erhoben. Ein Streit, der sich zwischen Nägeli und etlichen angesehenen Mitgliedern erhoben hatte, zeigte mir sehr klar den politischen Bildungsstand der jüngern Einwohnerschaft. Die Sache sollte von dem ganzen Verein entschieden werden. Man hielt eine ausserordentliche Versammlung im Kasino. Der Vorgang war recht feierlich, fast alle Mitglieder anwesend. Als ich diese große Anzahl freier

Männer überschaute, die hier nun die Angelegenheiten des Vereines frei erörtern und entscheiden sollte, so erinnerte ich mich an die Versammlung im Ballhause zu Paris, und meine Phantasie führte mich weit über die Verhältnisse hinaus; mir war's, als sollten wir eben über eine Revolution entscheiden. Die Verhandlung begann. Nägeli sprach mit großer Heftigkeit, und eben so einseitig, als gegen den Geist der Statuten und jeder freien Diskussion. Diejenigen, gegen welche er sprach, waren nicht anwesend; ich erwartete zuversichtlich, unter den hunderten von Mitgliedern werden sich mehrere zu ihrem Schutze erheben; um so mehr, da sich etliche sehr eifrig für sie im Privatgespräch ausgelassen hatten; aber die ganze Versammlung schwieg. Mir juckte es in allen Gliedern, ich konnte mich kaum auf dem Sitze halten. Nägeli's Antrag in eigner Sache ward ohne Abstimmung angenommen. Ich kehrte von meinem phantastischen Ausflug zurück, und merkte, daß ich im Kasino zu Zürich, nicht im Ballhause zu Paris mich befand. Uebrigens hatten die Aristokraten, welche die Bildung der Gesangvereine nicht gar gerne sahen, dennoch die richtige Ansicht. Es erwachte allmälig mehr öffentlicher Sinn, und spätere Diskussionen wurden lebendiger. Mit Nägeli kam ich in engere Verbindung, sein Haus war das erste in Zürich, in welchem ich mich mit freundschaftlicher Offenheit bewegen und aussprechen konnte. Wer irgendwo als Fremdling gelebt hat, der mag empfinden, welche Wohlthat der Zutritt in einem solchen Kreis gewährt. Bei einem stark hervortretenden Hang zum Mystizismus herrschte gleichwol in der Familie eine offene heitere Lebensansicht, eine gewisse Jovialität, im schroffen Gegensatz zur pietistischen Kopfhängerei. Nägeli ermunterte mich auch in meinen poetischen Versuchen, gab mir manchen belehrenden Wink, und komponirte mehrere meiner Lieder. Mit Aufmerksamkeit wohnte er öfters meinen Lehrstunden unter den Blinden und Taubstummen bei. An einem dieser Besuche sprach er mit großem Eifer: „Es ist eine Satyre, eine bittere Satyre, daß man in Zürich so gut

für den Unterricht der Blinden und Taubstummen sorgt, während man tausende von vollsinnigen und fähigen Kindern ohne bildenden Unterricht aufwachsen läßt. Nägeli war ein geistreicher, kräftiger Mann; im Gebiete der allgemeinen Gesangbildung wollte er eben allein der Herrscher und Richter sein. Dieß führte ihn häufig zu harten, schneidenden Urtheilen, und wenn er einmal gegen Jemand einen Groll gefaßt hatte, so wurde er höchst leidenschaftlich, und die Leidenschaft führte ihn auch bis zur Ungerechtigkeit. Praktisches Lehrgeschick besaß er nur im mindern Grade. Bei der Direktion des bezeichneten Vereines namentlich trat eine sehr merkbare Versäumniß der einzelnen schwierigen Partieen hervor, so daß eigentlich selten eine vollkommene Leistung erzielt wurde. Er hatte selbst eine so große rückhaltlose Freude über seine gelungenen Kompositionen, daß er vollständig befriedigt war, wenn der Chor auch nur den allgemeinen Umriß wiedergab. Der Verein sah es bei schwierigen Stücken nicht ungern, wenn Nägeli den Platz am Klaviere dem edeln, kunstgebildeten Anton Gersbach einräumte, mit dem ich innige Freundschaft schloß. Neben dem Männerchor bildete sich noch der gemischte Chor von weiblichen und männlichen Stimmen. Auch in diesen Verein ward ich gezogen, und kam nun auch mit einem Theil der zürcherischen Frauenwelt in freundliche Bekanntschaft.

So erweiterte sich mein Lebenskreis immer mehr. Meine Leistungen beim Musikunterricht der Blinden eröffneten mir auch den Zutritt in die Musikgesellschaft. Diese bestand theils aus angestellten Tonkünstlern, theils Dilettanten, deren jedoch einige die Meisterschaft in ziemlichem Grade errungen hatten. Im Winter gab die Gesellschaft von 14 zu 14 Tagen ein Konzert im Kasinosaale. Bei den Proben hatte ich Gelegenheit zur Fortbildung, die Aufführungen gewährten höhern Kunstgenuß, nicht selten erhöht durch fremde ausgezeichnete Künstler. In der Zuhörerschaft erblickte ich zuerst die versammelte vornehme Züricherwelt, den mittlern und untern Ständen war der Zutritt

verschlossen. Zwischen der Musik vernahm ich da jedesmal etwas Sonderbares, Unbeschreibliches, Unnachahmliches, nämlich die Unterhaltung der Zuhörerschaft während der Zwischenakte. Es unterhielten sich alsdann Zwei und Zwei oder kleinere Kreise zuerst halblaut. Aber das Sausen stieg, allmälig mußte jeder Sprechende seine Stimme verstärken, und zuletzt wenn mehrere Hunderte Verschiedenartiges durcheinander sprachen, erfüllte Quicken und Quacken, ein Schnitter und Schnatter, markirt in schnalzenden Kehllauten, den ganzen Raum mit dem wunderlichsten Konzerte, das je von Menschenstimmen gegeben werden mag. Die strengste aristokratische Ordnung herrschte überall. In den vordern Reihen saßen die Junkerschaft, die Familien von Bürgermeister und Räthen, und ihnen einige jüngere Herren stets als dienstbare Geister zur Seite. Dann folgten die reiche Kaufmannschaft und hinten einzelne Kunstfreunde aus dem geistlichen Stande und der höhern Lehrerschaft. Auch beim Orchester wurde strenge Rangordnung gehalten. Die vornehmen mitspielenden Herren hatten ihr besonderes Stübchen mit einem runden Tische; nebenan war das Zimmer der bezahlten Künstler und der freiwilligen Liebhaber aus andern Ständen. Wer von den letztern in besonderer Gunst stand, der durfte sich etwa unter die Zwischenthüre stellen, und zu dem runden Tisch hinübersehen, oder gar mit einem der Höhern freundliche Worte wechseln. — Eine der angenehmsten Erinnerungen aus dieser Zeit ist mir Catalani. Man hat viel von dem Stolz und der Anmaßung dieser Sängerinn gesprochen. Ganz in der entgegengesetzten Art offenbarte sie sich in Zürich. Bei den Proben zeigte sie eine himmlische Geduld mit dem Orchester. Zwei, dreimal wiederholte sie einzelne Stücke und Stellen, half mit freundlicher Achtung nach, und beschämte recht anmuthsvoll manchen anmaßlichen Dilettanten. — Nägeli lag mit der Musikgesellschaft in beständigem Kampf. Er behauptete: Der Direktor habe kein musikalisches Gehör und kein rhythmisches Gefühl; die Geigen seien falsch gestimmt, und die Blasinstrumente tönten unrein;

dem Gesang fehle die rechte Bildungsschule, und das ganze Institut habe nur dazu gedient, den Geschmack zu verderben.

Ich wurde nun auch in Abendgesellschaften eingeführt, in welchen sich das gesellschaftliche Leben des städtischen Mittelbürgers offenbart. Es herrschte da eine gewisse kordiale Heiterkeit, die mich viel an den schwäbischen Städtegeist erinnerte, und mir recht wohl zusagte. Man sprach einige Zeit über die Türken, Russen und Griechen, vom Jerusalem-Meyer, und wenn's lustig ging, auch vom Prisenheiri*), vom Sechseläuten und von den dramatischen Talenten, welche sich bei der letzten Darstellung im Schützenhause, da der Bürgerverein Johanna von Montfaucon aufführte, geoffenbart hätten, und wobei ein junger Handwerker die Johanna besonders gut gespielt, ja „praecis" die weibliche Stimme nachgemacht habe. Ein eigentliches Theater wurde in Zürich bis ins 4te Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts nicht geduldet, weil das Theater, nach dem Urtheile des Regiments, höchst verderblich auf die Sitten wirke, und einer eifrigen christlichen Stadt nicht anstehe. Hingegen fand man es keineswegs anstößig, daß an den Sonnabenden und sogar an Festvorabenden ganze Schiffe und Wägen voll Züricher nach Baden hinabfuhren, oft nur darum, um sich am Sonntag oder Festtag mit zehnfach größern Kosten an einer schlechten Komödie zu ergötzen. Dann ließ man wieder ein Schöppli kommen, und begann den Schellenkart, der „per se" nirgends mit solcher Feinheit gespielt wird, wie in Zürich. Meine Gelehrigkeit in diesem Stücke erweiterte meine Ansprüche auf das Züricherthum in ein Bedeutendes.**) Das Ende solcher Spielparteien war manchmal höchst komisch, nämlich dann, wenn sich die Gesellschaft außerhalb der Stadtmauern versammelt hatte, und recht in Eifer gerathen war. Zürich wurde fort-

*) Ein humoristischer Spitaler.

**) Mit Geläufigkeit »præcis« und »per se« sagen und gut schellenkärtlen, das sind wesentliche Requisite eines guten Züricherthums.

während als Festung bewacht. Ein Viertel vor zehn Uhr erklang die Thorglocke; die Porten wurden geschlossen und mit militärischen Wachen besetzt, die Schlüssel auf die Hauptwache gebracht. Auch der ehrenfesteste Bürger wurde nicht mehr eingelassen, außer mit besonderer Bewilligung des Offiziers, der in Mitte der Stadt auf der Hauptwache sich aufhielt; Jeder, der nach halbstündigem Warten eingelassen wurde, erschien mit Namen und Titel nächsten Morgen auf dem Rapport an die Behörde, und konnte leicht in den Ruf eines liederlichen Menschen kommen. Wenn nun das Glöcklein erklang, und man doch den Solo noch gerne ausgespielt hätte, da flogen die Minuten vorüber, man springt nach Hut und Stock, eilt dem Thore zu, schwere dicke Herren keuchen über die Portenstege, und nur mit höchster Anstrengung schlüpfen sie durch die Oeffnung, vor denen bereits die Thore in den Angeln schwanken. Mancher ehrliebende Bürgersmann, dem der Riegel vor der Nase zugeschoben wurde, zog es vor, in den Gasthof zurückzukehren, und da zu übernachten, als daß er sich der Gefahr aussetzte, in wenigen Tagen vielleicht als ein übler Haushalter verschrieen zu sein.

Einmal kam ein ehrenwerthes Brüderpaar, ein Prediger und ein Professor erst nach Thorschluß an. Sie blieben die ganze Nacht vor der Porte, eher, als daß sie sich auf den Rapport nehmen ließen. Schlotternd vor Kälte duckten sie Morgens durch Nebengäßchen sich dem Hause zu. — Ein auswärts wohnender vornehmer Herr, der eine Karte hatte, wollte Nachts einen Arzt holen lassen. Aber die Rekruten, die den Schlüssel von der Hauptwache bringen sollten, verirrten in der Stadt, und mehrere Stunden war das Oeffnen unmöglich.

Auch an dem großen Bürgerfeste, Sechseläuten genannt, durfte ich öfters Theil nehmen. Mein Vorgesetzter und freundlicher Gönner, Herr v. Orell, Präsident der Zunft, räumte mir mehrmals einen Ehrenplatz bei den Kameelzünftern ein. Den Zünftern zur Gerwe widmete ich ein Festlied, und wurde auch dahin eingeladen. Abends gaben die jüngern Bürgerssöhne

eine dramatische Vorstellung, die selbst von angesehenen Gelehrten und Künstlern und weisen Staatsmännern beklatscht wurde, obgleich fast das allergemeinste Stück vorkam, das je gegeben werden konnte. — Ich habe dieses „Sechseläuten" in meinen „zwei Abende" poetisch darzustellen versucht. Prosaisch genommen ist zu bemerken, daß bei diesem Feste Freiheit und Gleichheit unter den Bürgern Zürich's waltete, was oft sogar bis zum Abend des zweiten Tages andauerte. Diese Freiheit und Gleichheit offenbarte sich in ungebundener Lustigkeit, in der selbst die Junkernzunft sich unter die Bürgerlichen mischte, die reichsten Kaufleute mit ihren Dienstleuten fraternisirten, und Geistlich und Weltlich mit einander pokulirte und jubilirte. Was Wunder, wenn ein guter Bürger für ein halbes Jahr an diesem Tage republikanische Nahrung sammelte. Auffallend war mir bei diesen Festen der Unterschied, der sich zwischen jüngern und ältern Bürgern darin kund gab, daß die ältern viel bessere Trinker waren, als die jüngern; ein bejahrter Zürichburger ließ sich bei so einem Anlaß nie weniger, als eine halbe Maß auf einmal vorsetzen.

Nicht selten riefen mich ehrende Einladungen in vornehmere Familien. Angenehme Bilder treten mir bei dieser Erinnerung vor die Seele, aber die Heiligkeit des Familienkreises verbietet hier einzelne Zeichnungen. Nur so viel erlaube ich mir zu bemerken, daß gerade in diesen Kreisen sich die schönste Seite der züricher Sitten und Gebräuche offenbart; die häusliche Einrichtung zeigt einen soliden Luxus, mit Geschmack und Wohlhabenheit, und eine ausnehmende Reinlichkeit und Ordentlichkeit gibt Allem ein noch höheres Ansehen. Schon der zürcherische einfache Bürgersmann hält ein nobleres Hauswesen, als mancher deutsche Edelmann. Die Wohnungen der reichen Kaufleute, der höhern Beamten und der vornehmern Welt überhaupt stehen in ihren Einrichtungen weit über den Wohnungen der höchsten deutschen Staatsbeamten. Möbeln, Tafelgeräthe, Küchengeschirr, Kunstgegenstände, Bibliotheken, musikalische Instrumente,

Sammlungen ꝛc. ꝛc., Alles elegant, kostbar, vollständig; besonders wohlversehen sind die Keller mit eignen und ausländischen Weinen. Ist die Familie unter sich, so lebt man sehr frugal; sind aber Gäste geladen, dann muß Reichthum und Ueberfluß in allen Dingen sich offenbaren. Ist der Untergeordnete in den Familienkreis des Vornehmern eingeladen, dann tritt jene steife Zurückhaltung, die sich im öffentlichen Leben zeigt, gänzlich zurück, und der mit der Einladung Beehrte wird mit Herzlichkeit behandelt. Gegen Dienstboten ist der vornehme Züricher nachsichtig und milde, Trinkgelder fallen reichlich, wie überhaupt der Wohlthätigkeitssinn eine der schönsten Aeußerungen im Gemüthsleben desselben ist.

So nach beinah' einem fünfjährigen Aufenthalte, obgleich bei gänzlicher Zurückgezogenheit, während der ersten drei Jahre, war ich in die Verhältnisse des züricherischen Lebens in allen seinen Richtungen ziemlich eingeweiht. Mein Name war in den meisten Kreisen bekannt. Ich glaubte, man betrachte mich nicht mehr als einen Fremdling, sondern behandle mich mit Offenheit und Zutraulichkeit. Mit mehreren angesehenen jüngern Männern war ich in innige Freundschaft getreten. Hiezu gehörten die Mitglieder des Sempachervereins, die sich als züricher Sektion wöchentlich auf der Saffran versammelte, und zu der die Gebrüder Geßner und Heinrich Rüscheler, sowie andere Freisinnige gehörten, die ich jetzt noch gerne als solche nennen würde, wenn ich sie nicht dadurch zu kränken fürchtete. — Ich war bereits so weit an der Stufenleiter der züricher Gesellschaft empor gestiegen, daß ich auf der Saffran am Sonntag Abend im Nebenzimmer zur Spielpartie beigezogen wurde, und sonst ganz nahe beim runden Tisch in der obern Ecke Platz nehmen durfte.

VI.

Besuche der Anstalt, deren Einwirkung auf andere Institute; Bekanntschaften in weitern Kreisen, Verbesserung meiner häuslichen Lage.

Meine Menschenkenntniß, meine persönlichen Bekanntschaften erweiterten sich durch die zahlreichen Besuche, welche Fremde und Einheimische der Anstalt abstatteten, in hohem Maße. Es bestand zwar eine reglementarische Bestimmung, nach der nur zu gewissen Stunden des Tages der Besuch zulässig sein sollte; allein diese Bestimmung konnte um so weniger Anwendung finden, als viele Besuchende durch Mitglieder der Vorsteherschaft eingeführt wurden. Daß hiebei der Gang des Unterrichtes häufig gestört werden mußte, läßt sich leicht ermessen. Mehrmals wurden wir sogar bei der Mittagstafel aufgehoben, um die Neugierde vornehmer Durchreisender zu befriedigen. Die Blinden waren oft mißmuthig über diese fast ununterbrochenen Schaustellungen, und dann geschah es meistens, daß sie sich in Scherzreden über die Weggegangenen ausließen. Die Taubstummen hatten einigen Genuß von solchen Besuchen, indem die verschiedenen Trachten, Manieren und Persönlichkeiten ihren Gesichtssinn ergötzten. Für den Lehrer war es eine Aufgabe, die nur ein unendliches Maß von Geduld freundlich lösen konnte: alle Tage die gleichen Fragen und sonderbaren Ansichten!! Am ruhigsten und vernünftigsten benahmen sich die Briten, aufs ungeduldigste die Franzosen, am theilnehmendsten die Deutschen. Es kamen aber auch Russen, Italiener, Amerikaner; kurz Menschen aus allen Weltgegenden. Für gebildete Deutsche hier noch eine Bemerkung. Ich hatte in früher Jugend die französische Sprache zu erlernen begonnen, und galt im Schwabenland für einen tüchtigen Welschen, worauf ich mir nicht wenig zu gute that. In Zürich fand ich nun täglich Gelegenheit, meine Kunst zu zeigen. Es ging mir aber so: am besten gelang mir die französische Unterhaltung mit den Eng-

ländern, die ich ihrer deutlichen Aussprache wegen nicht genug loben konnte. Die Franzosen waren höflich und freundlich, und ließen mich nie einen Spott merken, aber das war mir doch auffallend, daß mir gerade diese weniger verständlich sprachen, als die Engländer. Von Schweizern wurde ich mit meinem Französisch einigemal tüchtig ausgelacht; ich hatte vielleicht mehr Kenntniß der französischen Sprache und Literatur, als diese Spötter; aber ich sprach, wie ich mich allmälig, und nur mit viel Verdruß und Mühe überzeugte, musterhaft-schwäbisch-französisch: mir fehlten alle Umlaute und alle feinern Nuancen der Zisch- und Stoßlaute. Die Züricher reden zwar auch kein geschliffenes Französisch, und nicht mit Unrecht sagte Heinrich Nüscheler von einem Prediger der französischen Kirche: wenn er französisch predigt, so meint man, er spreche deutsch, und wenn er deutsch spricht, so lautet es französisch — aber das ist ganz richtig, daß in Zürich, in den Schweizerstädten überhaupt, fast jeder Handwerker besser parlirt, als in Deutschland die Professoren, Staatsbeamten und Kaufleute.

Einzelne Besuche waren eben so ermunternd für die Lehrer, als tröstlich und erfreulich für die Zöglinge. Da erinnere ich mich noch des Prinzen Christian von Dänemark, der mit so freundlicher Theilnahme unsern Uebungen beiwohnte; so mild und leutselig sich mit einigen Blinden unterhielt; so ungezwungene Rücksprache mit dem Lehrer nahm, daß uns der Besuch noch oft in der Erinnerung zur angenehmen Unterhaltung diente. Während meines fünfjährigen Lehramtes an der würtembergischen Taubstummen- und Blindenanstalt in Gmünd sah ich in derselben fast jedes Jahr den König von Würtemberg, und zwar als den theilnehmendsten Menschenfreund.

Einmal, als er eben in recht gemüthlicher Stimmung war, brachte der Lehrer Epple von Gmünd einen fünfjährigen Knaben, stellte ihn auf den Tisch, und der liebliche Kleine spielte auf einer Kindergeige mehrere schwere Stücke mit solcher Kraft, Fertigkeit und Reinheit, daß Wilhelm I. ihn mit Bewunderung

begrüßte, und sogleich das Wort gab, ihn auf königliche Kosten ausbilden zu lassen. Unter Lindpaintner's und Molique's Leitung hat sich Eduard Keller zum trefflichen Künstler herangebildet.

Wenn der edle Wessenberg seine Freunde Usteri und Nägeli in Zürich besuchte, vergaß er unsere Anstalt nie, und die Fortschritte der Taubstummen versetzten ihn in die freudigste Rührung. Der Amerikaner Woodbridge verweilte einige Wochen bei uns, um sich meine Methode anzueignen. Er neigte sich offenbar zur pietistischen Richtung, war aber in hohem Grade tolerant und edelmüthig. Ich fuhr an einem Samstag mit ihm nach Baden hinab, in einem gewöhnlichen Schiffe auf der Limmat. Jeder Fremde sollte diese Fahrt machen. Pfeilschnell schießt das leichte Fahrzeug mit den raschen Wellen fort. Als wir beim Kessel, einer mit vielen Felsenriffen besetzten Stelle anlangten, gerieth der Amerikaner in große Angst. Ich bemerkte scherzend: Ei, wer wird über das Weltmeer segeln, und vor so einem Wässerlein Sorge haben? Worauf er in allem Ernst bemerkte, auf der ganzen Fahrt von Amerika nach Europa finde sich keine so absolut gefährliche Stelle, wie dieser sogenannte Kessel in der Limmat. Die taubstumme Madame de Traz, von Ulrich erzogen, kam auch zu uns auf Besuch. Sie ist eine geschätzte Gattinn, — und Mutter trefflicher Söhne. Mit Bewunderung bemerkte ich ihre Gewandtheit im schriftlichen Ausdrucke. Beim Abschied schrieb sie mir mit großer Fertigkeit folgendes Kompliment: Je suis charmé de faire connaissance avec vous ayant bien apprecié le talent admirable avec lequel vous avez exercé comme mon precieux instituteur Mr. Ulrich pour la malheureuse humanité. Je suis extremement touché de voir ces aveugles, à cause de leur intelligence si interessante (buchstäblich).

Auffallende Persönlichkeiten bildeten lange den Stoff zu Unterhaltungen zwischen den Taubstummen. So kam einmal ein Frauenzimmer aus St. Gallen im Brautschmucke zu uns. Schönheit, Herzensgüte und hoher Verstand sprachen aus dem gan-

zen erhabenen Gebilde. Die Taubstummen fanden in ihr das Bild eines Engels, wie sie dieselbe später häufig nannten. Leider entzog eine jammervolle Gemüthskrankheit dieses holde Wesen der Gesellschaft.

Thörichte, lächerliche Fragen waren bei solchen Besuchen nicht selten; Mancher erkundigte sich nach dem Gesang der Taubstummen und nach den Zeichnungsstunden der Blinden. Hellauf lachten diese einmal, als eine deutsche Dame laut jammerte: Ach, mein Gott! aber wie machen's denn die Blinden, um zu leben; muß man ihnen Alles in den Mund schieben?

Ein junger Handwerker, der erst vor Kurzem aus Frankreich zurückgekehrt war, und jetzt für einen gewandten Mann galt, kam mit einem Verwandten in die Anstalt. Als er vernommen hatte, daß die Taubstummen nicht reden könnten, wie andere Menschen, da fing er ohne weiters französisch mit ihnen zu sprechen an, und da die Taubstummen lachten und einige Töne ausstießen, wandte er sich zu seinem Begleiter: Sehen Sie, Herr Vetter! so muß man mit diesen Leuten reden; wir verstehen einander vollkommen. Sie sind eben ein Genie, antwortete der Vetter, und beide gingen hochvergnügt von dannen.

Vom päbstlichen Nuntius war auch ein Besuch angesagt. Wir mußten lange auf den Herrn warten. Endlich keuchte er heran, der Beleibteste unter andern Wohlgenährten, geführt von dem lebensfrohen Bürgermeister Escher. Die Blinden waren in großer Spannung. Fast aber wurden sie ängstlich, als der Kirchenfürst, durch das Heraufsteigen über die Treppe ermüdet, mit lauten, runden Schmerzensworten auf der obersten Treppe sich zu ruhen niederließ. Das Benehmen war mehr komisch als gemüthlich; über die Taubstummen mochte er mächtig lachen, die Blinden erschreckte er durch seine seltsame Artikulation. Es war in dem Lehrzimmer eine Kasse aufgestellt, in der milde Beiträge für arme Zöglinge gesammelt wurden. Der Quästor hatte die Kasse unmittelbar vor dem Besuche geleert,

und es trieb die Neugierde, sie nachher sogleich wieder zu öffnen. Was hatte der Kirchenfürst einlegen lassen? — Eine päbstliche Silbermünze, 15 Kreuzer am Werthe. Da sind doch die britischen Ketzer andere Leute! Ohne ein Goldstück ging es bei ihnen selten ab, und wenn sie nur auch einige Minuten blieben. Am wohlthätigsten erwiesen sich stets die Stadt-Züricher selbst. Aerzte, Apotheker und oft auch Handwerker sorgten und lieferten unentgeltlich. Der einfachste Bürger ging nicht ohne ein namhaftes Geschenk, ohne ergiebige Einkänfe aus der Anstalt weg. Ohne diese Kasseneinlagen erhielt die Anstalt von den Zürichern jährliche Geldgeschenke bis auf 2000 — 3000 fl. Die Regierung sandte 100 fl. jährlich, der Stadtrath 50 fl. Durch diese Wohlthätigkeit ist die Anstalt seit 26 Jahren unterhalten, und derselben zugleich ein Vermögen von etwa 40,000 fl. gesammelt worden.

Die Hingebung, mit der die Vorsteher die Interessen des Institutes besorgen, ist im hohen Grade lobenswerth. Das größte Verdienst gebührt dem Herrn v. Orell. Neunzehn Jahre lang führte er nicht nur ohne alle Entschädigung, sondern mit eignen außerordentlichen Opfern das Quästorat der Anstalt. Nachdem er die Präsidentenstelle übernommen, folgte ihm mit gleich edler Aufopferung in jenem mühsamen Amt Hauptmann Rudolf Vögeli, das jetzt Orell's Tochtermann, Hauptmann Stocker, eine der besten Stützen der Anstalt, mit freudigem Eifer besorgt.

Die Besuche trugen wesentlich dazu bei, meine Wirksamkeit zu vergrößern. Auf Wessenberg's eifriges Betreiben wurde im Großherzogthum Baden eine Blindenanstalt gegründet, und der Lehrer Franz Müller, dem jetzt der Großherzog wegen seiner trefflichen Leistungen den Titel eines Professors verliehen hat, kam an die züricherische Anstalt, um an dieser Quelle zu schöpfen. Helfer Baggesen, Mitvorsteher der Taubstummenanstalten in Bern, prüfte die Ergebnisse meiner Methode, und legte ein so günstiges Zeugniß ab (Beilage

Nro. 4), daß sowol der Lehrer Stucki an der Anstalt für taubstumme Knaben, als auch die beiden Lehrerinnen an der Töchteranstalt für mehrere Wochen nach Zürich kamen, um sich meine Methode anzueignen. Die eine dieser Lehrerinnen hat den taubstummen Lithographen Bidlingmeier geheiratet; die Ehe ist glücklich und mit gesunden, vollsinnigen Kindern gesegnet (Beilage Nro. 4). Von Genf kam Rillet-Constant und bewirkte, daß auch von dort der Lehrer Colligni auf mehrere Monate nach Zürich gesandt werde. Die französische Gesandtschaft erbat sich von der Direktion eine ausführliche Darstellung meiner Methode, und ich erhielt den ehrenvollen Auftrag, eine umfassende Denkschrift an das französische Ministerium auszuarbeiten (Beilage Nro. 5 — 6). Die Gräfin St. Aulaire, Baron Degerando und seine Nichte, Fräulein Morell, besuchten die Anstalt persönlich. Mein Memoire wurde von Degerando mit ehrenvoller Auszeichnung im Auszuge seinem troisième Circulaire an alle Taubstummenanstalten einverleibt — Professor Ordinaire aber war nach Zürich gesandt worden, um die Methode zu erlernen, damit sie desto sicherer in Frankreich angewandt werden könne. Für das Institut in Genua wurde das Memoire ins Italienische übersetzt *). Auch der östreichischen Gesandtschaft hatte ich einen einläßlichen Bericht zu Handen der Prager Blindenanstalt abzufassen (Beilage). Die Mittheilungen über die Bildung der Taubstummen und Blinden, welche in den öffentlichen Jahresberichten mitabgedruckt wurden, erhielten viel günstige Aufmerksamkeit in mehrern literarischen und politischen Journalen (Zeitschrift der Baseler Hochschule, Literaturblatt v. Menzel, pädagogische Zeitschrift v. Rossel, allgemeine Schulzeitung, Schweizerzeitungen aller Farben).

---

*) Bei der französischen Bearbeitung erfreute ich mich der freundschaftlichen Hülfe des damaligen Staatsschreibers F. Meyer, in dessen Familie ich viele glückliche Stunden verlebte.

Einer der merkwürdigsten Besuche war mir der des Dr. Neumann, Vorsteher der königl. Taubstummenanstalt in Königsberg. Er galt mit Recht für den tüchtigsten, gebildetsten Taubstummenlehrer Deutschlands. Im Jahr 1825 hatte ich eine populäre Schrift: Genaue Anleitung, taubstummen Kindern ohne künstliche Mimik Fertigkeit im Verstehen und Anwendung der Schriftsprache beizubringen (Gmünd, 1825. Stahl), für Schullehrer im Druck herausgegeben. In dieser Anleitung hatte ich den Taubstummenunterricht, wie er nach der französischen Schule in ein System gebracht worden, als eine unzweckmäßige Künstelei dargestellt; hingegen versucht, bloß durch Schriftsprache und natürliche Geberdensprache die Elementarbildung des Taubstummen auch dem gewöhnlichen Volksschullehrer möglich zu machen. In seiner Geschichte des Taubstummenunterrichtes machte mir Neumann darüber starke Vorwürfe. Der Mann kam nun nach Zürich, und ward durch Direktor Schinz in die Anstalt eingeführt. Ich fuhr nach den üblichen Begrüßungen ruhig im Unterrichte fort. Neumann blieb einige Stunden, und versprach beim Abschiede, morgen wieder zu kommen, was auch geschah. Nun nahm er mich bei Seite, und sprach nicht ohne Rührung: „Ich bedaure, Sie nach Ihrer frühern Druckschrift mißverstanden und hart beurtheilt zu haben; ich bitte Sie, die Sache zu vergessen, und mir Ihre Freundschaft zu schenken.“ Mit Freude nahm ich diesen Vorschlag an, und von der Zeit an unterhielt ich mehrere Jahre mit Neumann, der mich für preußische Lehranstalten zu gewinnen suchte, einen lebhaften und mir sehr lehrreichen Briefwechsel. Er wollte mir eine öffentliche Ehrenerklärung geben, auf die ich jedoch damals verzichtete (Beilagen 7 und 8). Bei solchen Besuchen lernte ich auch die schweizerischen pädagogischen Notabilitäten kennen, unter welchen mir Madame Niederer weitaus den wohlthätigsten Eindruck zurückließ. Andere Erfahrungen und Bekanntschaften machte ich auf schweizerischen Ausflügen. Im Februar 1828

kam ich nach Bern, und beſichtigte die Taubſtummenanſtalt, wobei mir Herr Spitalverwalter Oth die freundlichſten Hinweiſungen gewährte. Beide Anſtalten boten mir wegen der trefflichen Einrichtungen für Handarbeiten und der großen Hingebung der Angeſtellten viel Intereſſantes und Belehrendes dar. Der Schulunterricht ermangelte einer genauen Stufenfolge, Tonſprache wurde beinahe gar nicht geübt. Ich machte auch einen Abſtecher nach Hofwyl, und freute mich beſonders darauf, den berühmten Armenerzieher Wehrli in ſeinem Zwillichkleide unter den arbeitenden Knaben zu finden, traf ihn aber unglücklicher Weiſe in gewöhnlicher Schreiberkleidung auf dem Komptoir. Einige Unterrichtsſtunden in der Armenſchule befriedigten meine Erwartungen keineswegs, hingegen mußte ich mit billiger Bewunderung die ſchöne äußere und innere Einrichtung der höhern Lehranſtalt betrachten.

Mit Diakon Peſtalozzi hielt ich eine Ferienreiſe ins Appenzellerland, nach St. Gallen, Thurgau und Aargau. In Trogen machte ich die Bekanntſchaft des Pfarrer's Frei, der als ein kraftvoller, freiſinniger, menſchenfreundlicher Mann mich auf herzliche Weiſe in meinen Beſtrebungen ermunterte. Auch Krüſi ſah ich dort, jedoch ohne innigere Berührungen anzuknüpfen.

Im Frühjahr 1830 beſuchte ich mit meinem Freunde Wurſt, nachmaliger Seminardirektor in St. Gallen, das Glarnerland, wo ich bei Rathsherr Becker in Ennenda gaſtliche Anfnahme fand. Wir ſtiegen Morgens 8 Uhr durch Klönthal hinauf, über den noch ganz mit Schnee bedeckten Bragel hinab ins Muottathal, wo wir Abends 4 Uhr in völliger Ermattung anlangten, denn wir hatten alle Häuſer und Hütten auf der ganzen Wanderung leer gefunden. Im Muottathal begingen wir die Unſchicklichkeit, daß wir den etwas lockeren Riegel zum Hofe des Frauenkloſters aushoben, und ungeſehen in den engern Kloſterraum eintraten. Alle Nonnen erſchienen an den Fenſtern, flohen weg, und kamen wieder. Einige Novi-

zinnen arbeiteten im Garten, und sahen uns recht freundlich an, ehe sie fortliefen. Pater Joseph, der Beichtiger, kam herunter, war aber freundlich und mittheilend. Einen schönern Menschenschlag, besonders weiblichen Geschlechts, habe ich nicht bald gesehen, als im Muottathal; die Köpfe haben alle Aehnlichkeit mit einem hübschen Madonabilde in der dortigen Kapelle. Tags darauf, am Maisonntag, sah ich am Ibach die Freien des Kantons Schwyz zur Gemeinde versammelt. Als die 5000 Männer die Häupter entblößten, und in regungsloser Stille beteten, da ergriff's mich mit der Gewalt der Freiheit; Thränen schoßen mir aus den Augen. Ich konnte nie einer Volksgemeinde spotten, mir lag in solchem Momente immer etwas Hohes, Großartiges. Es sprach an dieser Gemeinde Bänzinger von Einsiedeln mit dem Muth und der Kraft eines freien, edlen Mannes; ihm entgegen trat der bischöfliche Kommissär, mit pfäffischem Gerede den Sinn des Landmanns verwirrend. Ein Schauer durchlief mich bei der ersten Abstimmung: diese zappelnden Hände und markigen Arme, dieser schneidende unbeschreibliche Laut, ein Mittelspiel zwischen Gebrüll, Geheul nnd Jubel!

Die Familie Germann war von der Verwaltung des Institutes zurückgetreten, und an ihre Verrichtungen trat die verwittwete Weskesser, geb. Meyer, von Hottingen, eine Frau von viel Lebenserfahrung und klugem Sinne. Meine häusliche Versorgung erhielt durch dieselbe manche Verannehmlichung; indessen rückte ich dem dreißigsten Lebenjahre näher, und ich wollte mir ein eignes Hausweſen gründen, was die Direktion unter der Bedingung zugab, daß ich täglich sieben Stunden in der Anstalt zubringe. Ich bezog meine Wohnung in dem neuerbauten Hause des Herrn Leimbacher im Zeltweg, dessen oberer Stock von Herrn Pfarrer Füßli, dem nachherigen Antistes, bewohnt war. Anfangs besorgte meine Schwester das Hausweſen; zwei Jahre nachher verehlichte ich mich mit der Tochter eines Handwerkers von Hütten, Zunft Richterswyl; nachdem

zimmen arbeiteten im Garten, und sahen uns recht freundlich an, ehe sie fortliefen. Pater Joseph, der Beichtiger, kam herunter, war aber freundlich und mittheilend. Einen schönern Menschenschlag, besonders weiblichen Geschlechts, habe ich nicht bald gesehen, als im Muottathal; die Köpfe haben alle Aehnlichkeit mit einem hübschen Madonabilde in der dortigen Kapelle. Tags darauf, am Maisonntag, sah ich am Ibach die Freien des Kantons Schwyz zur Gemeinde versammelt. Als die 5000 Männer die Häupter entblößten, und in regungsloser Stille beteten, da ergriff's mich mit der Gewalt der Freiheit; Thränen schoßen mir aus den Augen. Ich konnte nie einer Volksgemeinde spotten, mir lag in solchem Momente immer etwas Hohes, Großartiges. Es sprach an dieser Gemeinde Bänzinger von Einsiedeln mit dem Muth und der Kraft eines freien, edlen Mannes; ihm entgegen trat der bischöfliche Kommissär, mit pfäffischem Gerede den Sinn des Landmanns verwirrend. Ein Schauer durchlief mich bei der ersten Abstimmung: diese zappelnden Hände und markigen Arme, dieser schneidende unbeschreibliche Laut, ein Mittelspiel zwischen Gebrüll, Geheul und Jubel!

Die Familie Germann war von der Verwaltung des Institutes zurückgetreten, und an ihre Verrichtungen trat die verwittwete Weskesser, geb. Meyer, von Hottingen, eine Frau von viel Lebenserfahrung und klugem Sinne. Meine häusliche Versorgung erhielt durch dieselbe manche Verannehmlichung; indessen rückte ich dem dreißigsten Lebenjahre näher, und ich wollte mir ein eignes Hauswesen gründen, was die Direktion unter der Bedingung zugab, daß ich täglich sieben Stunden in der Anstalt zubringe. Ich bezog meine Wohnung in dem neuerbauten Hause des Herrn Leimbacher im Zeltweg, dessen oberer Stock von Herrn Pfarrer Füßli, dem nachherigen Antistes, bewohnt war. Anfangs besorgte meine Schwester das Hauswesen; zwei Jahre nachher verehlichte ich mich mit der Tochter eines Handwerkers von Hütten, Zunft Richterswyl; nachdem

ich mir in Stadel, Pfarrgemeinde Oberwinterthur, das Gemeindsbürgerrecht angekauft hatte, und von der Regierung mit dem Kantonsbürgerrecht beehrt worden war. (Beilage Nro. 9.)

Meine Besoldung betrug 800 fl. jährlich, die allerdings kaum zum Unterhalt eines Hauswesens ausgereicht hätten; indessen erhielt ich einige taubstumme oder sonst schwächliche Kinder aus vornehmen Familien als Pfleglinge und Lehrlinge, und so ward meine ökonomische Existenz ziemlich gut gesichert. Meine Tagesordnung war damals folgende: Morgens 5 Uhr stand ich gewöhnlich auf, und widmete 1½ Stunden literarischer Beschäftigung; dann ging ich in die Anstalt, und gab dort bis 11 Uhr den Blinden Unterricht. Zwischen 11 und 12 Uhr arbeitete ich mit meinen Pflegekindern, von 12 bis 1 Uhr war Essenszeit, von 1 bis 2 meistens wieder Privatunterricht; dann gings wieder in die Anstalt, wo ich bis 5 Uhr die Taubstummen lehrte. Nach Hause gekommen, studirte ich für mich, oder arbeitete an pädagogischen Schriften bis gegen 8 Uhr Abends. Erst dann ging ich in Gesellschaft, fast regelmäßig in Hurter's Kaffe, wo ich mit Redaktor Rüscheler und dem öffentlichen Ankläger Ulrich eine so sichre und geachtete Gesellschaft bildete, daß Niemand nur daran dachte, etwa einen Platz an dem dreistelligen Tischchen einzunehmen, das nun einmal uns zugewandt war, und selbst wenn wir nicht kamen, von keinem andern Gaste angesprochen wurde. Das waren fast die schönsten Stunden meines geselligen Lebens.

VII.

Die ersten Schritte im Volksschulwesen.

Ums Jahr 1829 hatte ich den Stoff zum Sprachbildungsgange der Taubstummen vollständig gesammelt und geordnet. Der bisherige Unterlehrer am Institute, Hr. Paur von Stallikon, wurde als Oberlehrer an die Armenschule gewählt, und

benutzte nun diesen Sprachstoff unter Anwendung der Schreibleſemethode, zu welcher ich eine ſpezielle Anleitung geſchrieben hatte, beim Unterrichte der Vollſinnigen. Das Prinzip der Schreibleſemethode hatte ich allerdings von Graſer, zu dem ich durch Unterſtützung von Seite des würtembergiſchen Miniſteriums auf einer pädagogiſchen Bildungsreiſe gekommen war, und Vorleſungen hörte, aufgenommen, aber die ganze Anordnung des Stoffes nach einem lückenloſen Gange, die zweckmäßige Anwendung auf die verſchiedenen Schülerklaſſen iſt mein Werk, und darum ſpreche ich wol mit Recht von meiner Methode. Die Erfolge des Verfahrens ſtellten ſich in der nächſten Prüfung der Armenſchüler zur allgemeinen Verwunderung günſtig heraus, und wurden in dem öffentlichen Jahresberichte dem Publikum bekannt gemacht. (Jahresbericht 1832 S. 3.)

Der Kreislehrer Meyer in Enge und der junge Rellſtab in Rüſchlikon führten nun meine Methode ebenfalls in ihre Schulen ein, und der günſtige Ruf verbreitete ſich allgemein, ſo daß das Anſuchen von mehrern Seiten an mich geſtellt wurde, den tüchtigern Schullehrern in beſondern Stunden Anleitung zu geben. Nur der Samstag Nachmittag war mir frei, und dieſen beſtimmte ich dazu, ihrem Anſuchen zu entſprechen. Vier, fünf Stunden weit, bis von Bubikon herab, beſuchten nun Lehrer von verſchiedenen Bezirken meine Wohnung Samstag Nachmittags, um den entſprechenden Konferenzen beizuwohnen. Im Fortgange richtete ich es ſo ein, daß die Konferenzen an verſchiedenen Orten: in Horgen, Kirchberg, Enge, Küsnach, gehalten werden konnten, und die Theilnahme ſteigerte ſich von Woche zu Woche; einer der eifrigen Beförderer war Hr. Kreislehrer Stapfer in Horgen, der die ganze Geſellſchaft einigemal gaſtfreundlich bewirthete. Drei Aufſätze im ſchweizeriſchen Beobachter (1829 Nro. 37, 38, 39): „Ueber Verbeſſerung des Dorfſchulweſens“ hatten mir ſchon früher die Aufmerkſamkeit höher ſtehender Schulfreunde zugewendet, und von dieſen wurde ich auch ermuntert, namentlich von Prof.

Hottinger, die Elementarsprachbildungslehre drucken zu lassen. Die Geßner'sche Buchhandlung wollte nur unter schwierigen Bedingungen eintreten. Die Schultheß'sche war ebenfalls sehr besorgt, besann sich zwar bald günstiger, was jedoch zu spät war, denn Hr. Hagenbuch war für Orell, Füßli und Kompagnie in einer halben Stunde schon mit mir übereingekommen. Die Elementarsprachbildungslehre erschien am Ende des Jahres 1830 in vier Heften, drei Hefte Lesebücher und ein Heft Handbuch für die Lehrer. Nicht nur im Kanton Zürich und andern schweizerischen Schulen, sondern namentlich in der Rheingegend und in Hessen wurden die Hefte förmlich in Schulen eingeführt, was theilweise bis auf diesen Tag noch in einigen Klassen der züricher Stadtschulen der Fall ist. (Beilagen 10, 11, 12, 13.)

Indessen war die Ueberzeugung allgemein geworden, daß von Seite der Regierung etwas Bedeutendes geschehen müsse, um dem traurigen Zustande, in welchem sich die meisten Volksschulen des Kantons Zürich befanden, abzuhelfen. Oberamtmann Hirzel in Knonau gab durch seine Schrift: über Wünsche zur Verbesserung des Landschulwesens (1829 Geßner) der öffentlichen Meinung einen mächtigen Impuls. Der Erziehungsrath, stets gedrungen von seinen eifrigen Mitgliedern: den Professoren Hottinger, Orelli, Escher, Schultheß, hatte auch Hand ans Werk gelegt. Von allen Pfarrern und Kreisinspektoren wurden Berichte und Gutachten eingeholt, und zu Anfang des Jahres 1830 erschien der von Hottinger verfaßte Bericht. Mehrere der einzelnen Berichterstatter hatten mit Umsicht und Unparteilichkeit die ganz unglaublichen Mängel und Fehler des Schulwesens aufgedeckt, namentlich Pfr. Schweizer in Wyla, dessen Referat ich nachher sorgfältig prüfte. Hottinger's Generalbericht ist eine verdienstliche Arbeit, in seinen Vorschlägen wollte er so viel Gutes, als er nur immer für möglich hielt; aber leider mußte er sich in seinen Anträgen sehr beschränken, weil er den

beschränkten Geist wohl kannte, der in den damaligen Ansichten der Staatshäupter in dieser Hinsicht herrschte. Der Kampf der schweizerischen Pädagogen, so unerbaulich in seinen Reminiszenzen aus der Pestalozzischen Periode, brach wieder lebhaft hervor, die sogenannten Pestalozzianer erschienen als Gegner des Entwurfes zur züricher Schulverbesserung. Nägeli und Hottinger bekämpften sich in der Appenzellerzeitung, in der Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft in Winterthur, wo Nägeli seinen pädagogischen Hauptschuß in einer originellen Rede losfeuerte, die den Leser auch jetzt noch ergötzen muß, und endeten vor den Schranken des Gerichts unter theils komischen, theils peinlichen Vorgängen mit scharfer Büßung Nägeli's.

VIII.

Die nächsten Wirkungen der Juli-Revolution auf die Schweiz.

Unterdessen hatte ein großes Weltereigniß, die Juli-Revolution, alle Geister ergriffen. Die politischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Schweiz sogleich am stärksten angeregt wurde. Zwar hatten sich im Kanton Zürich und in andern Kantonen schon früher freisinnige Elemente, die der Restauration von 1814 entgegen traten, deutlich kund gegeben; allein plötzliche Verfassungsänderungen kamen nur etwa einzelnen Exaltirten zu Sinne. Im Kanton Zürich hatte Heinrich Rüscheler durch sein politisches Blatt in reformirender liberaler Richtung eine bedeutende Stimme. Er wollte nur auf der Bahn allmäliger Entwickelung vorwärts schreiten. Wie hoch man zu jener Zeit jeden Fortschritt der Liberalen schätzte, beweist der Umstand, daß man die Wahl Frd. Meyer's, dem man in gewissen Kreisen den Züricher Canning zu nennen pflegte, für ein Ereigniß hielt, und der Sängerverein eine Serenade veranstalten wollte. Rüscheler nahm die Juli-Revolution flau auf, wies die Zumuthungen für stärkeres Auftreten ernstlich zurück, und trat erst dann auf

Verfassungsänderungen ein, als diese durch die Umstände durchaus geboten wären. Da zersplitterten sich die Liberalen. Die Fraktion Geßner neigte sich zu durchgreifenden Mitteln, Rüscheler vertheidigte den allmäligen Fortschritt, und Einige schlugen sich ins aristokratische Gebiet zurück.

Als sich der erste Stoß der Juli-Revolution in kurzer Zeit an Ludwig Philipp gebrochen hatte, hoffte man in der Schweiz den Stürmen vorbeugen zu können, und mit ungetrübter Lust feierten Hunderte in Winterthur das allgemeine schweizerische Musikfest, die letzten wahrhaft freudenvollen Tage für viele Jahre, in welchen dann Parteigeist die geselligen Genüsse vergällte. Die hohen Kunstleistungen in den geheiligten Hallen stimmten die Herzen zur Andacht und Eintracht, und so war der Uebergang leicht zur heitersten Freude im geselligen Saale. Dann öffneten sich in überschwenglichem Maße die reichgefüllten Keller. Mit unberechnender Gastfreundlichkeit spendete Bacchus seine süßesten Gaben, und von den würzigen, edeln Gewächsen um Winterthur's Hügeln kreisten die feinsten Sorten, bis der Champagner aus großen Gläsern und Flaschen die feurigen Zecher tränkte. Pfarrer Hug intonirte die Marseillaise —, Obrist Bürkli und Hr. Ziegler wiederholten auf einem Tische die Umarmungsszene Ludwig Philipp's und Lafayette's vorm Pariser Stadthause. Sonderbare Auftritte ereigneten sich in manchen Quartieren. Dort versuchte Einer vergebens das Hausthor mit dem Schlüssel zu öffnen, dessen Bart er in den Händen hielt, und Morgens sah man ihn ruhig schlafend vor der Pforte sitzen; hier ward ein Andrer vom Geiste überwältigt, und jammernd klagte die Gattinn seinen schnellen Hinfall; aber der eilende Arzt versicherte weislich: er that des Guten zu viel. Mit einem freundlichen Rathsherrn, meinem Patron, eilte ich noch zeitig zum Wilden Mann, wo uns gemeinsam ein Lager bereitet sein sollte. Aber sieh! das Bett war sehr groß, und vier Kunstfreunde hatten sich bereits merkwürdig gelagert; unten zwei Köpfe und vier Füße,

und oben zwei Köpfe und vier Füße. Damals galt noch Rathsherrn Wort: Hinaus, ihr Flegel! hinaus, rief er mächtig. Sie rieben sich die Augen, im Taumel von Schlaf und Respekt zogen sie hinaus in dünner Bettkleidung. Wir rüsteten das eroberte Lager neu auf, und hätten wol lange geschlafen, wären nicht klagende Stimmen bei Zeiten von Außen gekommen. Die armen Vertriebenen baten um die rückgelassenen Gewänder, um ihre Blöße zu decken.

Die Klänge der Harmonie und der Jubel der Freude wurden bald verschlungen vom wilden Geräusche des Völkersturmes. In Belgien, Deutschland, Polen und Italien loderten die Flammen der Empörung hoch auf. Da gewann auch in der Schweiz die Bewegungspartei die Oberhand. Auch im Kanton Zürich war eine Verfassungsänderung unausweichlich. Man suchte diese hauptsächlich auf das Repräsentations-Verhältniß zu lenken. Die bestehende Verfassung bestellte 212 Mitglieder in die gesetzgebende Behörde, den Großen Rath. Von diesen Mitgliedern mußten 130 aus Stadtbürgern und 82 aus Landbürgern gewählt werden. Die stadtbürgerliche Seelenzahl mochte sich auf 10,000, die landbürgerliche auf 220,000 belaufen. Zur Wählbarkeit gehörte ein Vermögen von 10,000 Frkn. und das zurückgelegte dreißigste Lebensjahr, nebst den gewöhnlichen Requisiten. 26 Mitglieder wurden von den Zünften Zürichs, 5 von Winterthur, 51 von der Landschaft gewählt, die übrigen 130 Mitglieder aber vom Großen Rathe selbst. Vom Jahr 1814 bis gegen das Jahr 1830 war der Große Rath ein bloßer Schatten des regierenden Kleinen Rathes; er durfte gleichsam bloß Ja oder Nein sagen. Da folgte das neue Reglement, wobei sich Ferd. Meyer allerdings ein Verdienst erwarb, und da ward erst den Mitgliedern gestattet, Wünsche und Vorschläge bekannt zu machen, auch sollte ihnen vor der Sitzung kund gemacht werden, was zur Berathung käme. Zuerst stritt man sich nur darum, von welcher Seite die Vorschläge zu Aenderung des Repräsentationsverhältnisses ausgehen sollten.

Alle Gemäßigten waren der Ansicht, daß dieß vom Großen Rathe geschehen sollte, die Exaltirten verlangten einen Verfassungsrath. Die Partei der Gemäßigten hoffte um so mehr durchzudringen, da die tüchtigsten Männer auf ihrer Seite kämpften. Rüscheler wehrte sich für das Prinzip der Gesetzlichkeit und Mäßigung mit einer Leidenschaft, die sich nicht sowol in seinem Blatte, als vielmehr in seinem persönlichen Benehmen zeigte, und die in eine Glut ausloderte, von der er verzehrt werden mußte. Er äußerte sich manchmal, die Exaltirten haben keinen Mann, der die nöthigen Kenntnisse besäße, um revolutionär eine Reorganisation der politischen Verhältnisse einzuleiten. Aber eines Abends sah ich ihn erhitzt auf der Saffran diskutiren, und hörte ihn ausrufen: Sie haben ihren Mann gefunden; Ludwig Snell ist mir am Mühlebach begegnet. Er hatte recht gesehen. Snell war nach Küsnach gekommen, und trat an die Spitze der Partei, die sich bald nach dem von ihm gegründeten Blatte die republikanische nannte. Rüscheler und Snell waren bisher auf freundlichem Fuße gestanden, jetzt folgte aber eine feindliche Trennung.

Schon im September versammelten sich mehrere einflußreiche Männer auf der Bocken in Horgen, um über die politischen Aenderungen sich zu berathen. In der Mitte Oktober fand eine zweite Versammlung in Uster Statt, um so bedeutsamer, als 31 Kantonsräthe daran Theil nahmen, und ein Memorial an den Kleinen Rath entworfen wurde, das eine außerordentliche Sitzung des Großen Rathes verlangte, um die nöthigen Verfassungsänderungen zu berathen. Unterdessen bereiteten sich in Küsnach im Hause Dr. Streuli's wichtige Ereignisse vor. Dort wirkte Ludwig Snell, und es erschien gegen Ende Oktober das merkwürdige Memorial für eine totale Revision der Verfassung, das zugleich ein ziemlich vollständiges Material zur politischen Reorganisation darbot. Jetzt brach Rüscheler öffentlich mit den Gebrüdern Geßner und der republikanischen Partei, und mit einem Schlage stand er vereinzelt und fast ohne

Einfluß. Hunderte von Exemplaren seines Blattes wurden von der Landschaft, namentlich vom See, plötzlich zurückgesandt; die Städter behielten aber ihren Haß gegen den Mann, der zuerst mit jugendlichem Feuer ein „bewegtes Staatsleben" hervorzurufen bemüht gewesen. Ein neues Blatt, unter Snell's Redaktion, der Republikaner, wurde gegründet, und fand rasche und unerhörte Verbreitung. Auch die gemäßigten Freunde wandten sich von Nüscheler, und suchten selbst ein neues Blatt zu gründen. Das gab dem Mann den Todesstoß, ein verzehrendes Fieber warf ihn bald aufs Krankenbett.

Die Revolution brach über die Schweiz herein. Mit der sogenanten Landsgemeinde in Weinfelden im Thurgau, den 22 Oktober, begannen die Bewegungen. Pfarrer Bornhauser, ein Mitglied des Sempachervereins, lenkte allgewaltig den Willen und die Macht des thurgauerischen Volkes. Im Kanton Zürich stieg die Gährung von Tag zu Tag. Aber man hoffte noch immer einen Uebergang auf gesetzmäßigem Wege, da glücklicher Weise ein Mann über den Führern hervorragte, um den sich die verschiedenen Unterabtheilungen der fortschreitenden Partei mit Hoffnung und Vertrauen sammelten. Dieser Mann war Paul Usteri, Staatsrath. Schon in der helvetischen Periode (1798), kämpfte er für die Freiheit des Vaterlandes und die Rechte aller Bürger. Damals noch ein junger Mann, flammte um seine republikanischen Tugenden das Feuer jugendlicher Begeisterung, und trieb seinen raschen Muth bis zur patriotischen Leidenschaftlichkeit. Durch alle Phasen der politischen Einrichtungen hindurch war er seinen Grundsätzen treu geblieben. Wie oft auch seinen Bestrebungen für ächten Republikanismus nur Hohn und Mitleid zu Theil wurde, immer erneuerte er sie wieder, und schon dem Greisenalter nahe, führte er noch den Kampf im züricher Großen Rathe nicht selten mit einer Glut, wie sie sonst nur an jugendlicher Kraft sich entzündet. Auf diesen Mann, der nun im Glanze republikanischer Weisheit und Tugend da stand, sahen alle Freunde der Freiheit,

und sie täuschten sich weder in seiner Einsicht noch in seinem Willen.

Snell's Ansichten gewannen täglich mehr Anhänger. In Meilen war eine Versammlung, welche sich öffentlich für das Küsnacher Memorial aussprach. Der Große Rath trat am 1. November zusammen, und entschied am 3. für das Memorial von Uster. Eine Kommission von 21 Mitgliedern sollte die Anträge für das Repräsentationsverhältniß vorberathen. Man handelte und mäkelte um 1/5, 1/4 und 1/3 zwischen Stadt und Landschaft. Der Antrag lautete: 212 Großräthe, und zwar 92 von Zürich, 14 von Winterthur, 106 von der Landschaft; davon 82 direkte, 59 von Wahlkollegien und 71 vom Großen Rathe. So wurden Städte und Landschaft als gleichzählig einander gegenüber gestellt; etwa 14,000 Städter zu 196,000 Landschäftern. Die Zeit zu solchen Projekten war vorüber; von Stäfa aus erging ein lithographirter Aufruf zu einer Volksversammlung. An den Wegweisern hingen dreifarbige Fähnlein und Inschriften: „Wachet auf von dem schändlichen Schlafe der höchsten Heillosigkeit. Es ist hohe Zeit, eure Nachwelt von der ewigen Knechtschaft zu befreien." Auf den 22. November war das Volk nach Uster eingeladen.

IX.

Der Tag von Uster.

Schon am 19. November hatte sich eine große Anzahl der angesehensten Männer aus dem ganzen Kanton (nur das Knonaueramt und das Wehnthal waren nicht repräsentirt) in der Krone zu Stäfa vereinigt; Jägerhauptmann Joh. Brändli*) von Stäfa leitete die Verhandlungen, welche sich auf die rasche und vollständige Erzielung der landschaftlichen Wünsche bezogen. Ueber den Zweck war man einig, aber über die Mittel und Wege gingen die Ansichten so weit auseinander, daß man be-

*) Dr. Hegetschweiler hatte den Beitritt verweigert.

reits im Begriffe ſtand, unverrichteter Sache auseinander zu gehen.

Da erhob ſich Rudolf Guſer von Bauma, und beantragte die Niederſetzung einer Kommiſſion, zur alsbaldigen Berathung der zu ergreifenden Maßregeln.

Eine ſolche Kommiſſion von 13 Mitgliedern (darunter war Joh. Brändli von Stäfa, Wild von Wald, Gebrüder Guſer von Bauma, B. Ryffel, Dr. Zollinger u. ſ. w.) wurde ſogleich gewählt, die dann unverzüglich die Berathung begann, aber gleich Anfangs in zwei Meinungen ſich theilte, von denen die eine durch Belehrung auf das Volk einwirken, die andere durch eine Landsgemeinde unmittelbar Regierung und Volk für eine Verfaſſungsänderung beſtimmen wollte. Die letztere Anſicht unterſtützten am wärmſten Herr Wild, Zollinger und Rudolf Guſer. Endlich ward einmüthig der Antrag auf eine Landsgemeinde hinterbracht, und zwar hauptſächlich in Erwägung, daß eine ähnliche Verſammlung in Weinfelden, Kanton Thurgau, glücklich abgelaufen ſei, und ein ſolcher raſcher Schritt den Ariſtokraten am wenigſten Zeit zur Entwicklung ihrer Kräfte geſtatte. Um dem Beſchluſſe des auf den 25. gleichen Monats einberufenen Großen Rathes zuvorzukommen, wurde der 22. Nov. als Verſammlungstag angeſetzt, und Uſter, als annähernder Mittelpunkt des Kantons, zum Orte der Vereinigung bezeichnet. — Der Antrag der Kommiſſion wurde ohne Widerſpruch angenommen, darauf ein Komite zur Leitung der Volksverſammlung erwählt, und in der gleichen Nacht noch lithographirte und gedruckte Einladungen gefertigt.

In der Frühe des folgenden Morgens (20. Nov.) beeilten ſich die Männer, die neue Botſchaft in alle Theile des Zürichgebiets zu tragen; und überall wurden ihre Einladungen jubelnd aufgenommen. Die Bürger traten in den Gemeinden zuſammen; man zählte alle Vortheile her, welche der Uſtertag gewähren ſollte. Einige von den Oberamtmännern aber ließen ſich Verzeichniſſe fertigen über die eifrigſten Bewegungsmänner, und

die Regierung sann auf beschwichtigende Proklamationen. — Dem Oberamtmann Ott von Greifensee machte man Anzeige von der projektirten Landsgemeinde, und er gab die gewünschte Erlaubniß, gegen die Versicherung des Komite's, daß es für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit verantwortlich sein wolle.

Bereits am Abend des 21. hatten sich einige der Hauptführer im Kreuz zu Uster eingefunden. Der Morgen des 22. brach an; Einzelne aus der Stäfner Versammlung trafen frühzeitig ein, auch Dr. Hegetschweiler war unter ihnen. Befangenheit und ängstlicher Ernst lag auf dem Antlitz der Meisten, und die Besorgnisse steigerten sich, als die Zeit schon ziemlich vorgerückt war, und nur kleine Scharen sich zeigten. Zur Berathung und Prüfung lag eine Petition an den Großen Rath, so wie der Entwurf einiger Reden vor; aber mehrseitige Weigerungen gegen das Ansinnen öffentlichen Auftretens vermehrten die Verlegenheit. Hegetschweiler äußerte sogar den Gedanken, er werde in Hinsicht auf das Repräsentationsverhältniß einen Gegenantrag zu Gunsten der Stadt Zürich stellen; er meinte, die Versammlung könne an Achtung und Vertrauen nur gewinnen, wenn verschiedene Anträge zur Abstimmung kommen.

Unterdessen veränderte sich die Szene außerhalb des Gasthofes sehr günstig. Von allen Seiten strömten zahlreiche Scharen jubelnd gegen Uster. Lange Reihen von dicht besetzten Leiterwagen langten aus den fernern Bezirken an. Von Winterthur war der größere Theil der Einwohner eingetroffen, und diese, sowie die ansehnlichen Seebewohner, gaben der Versammlung bald einen anständigen und kräftigen Ausdruck.

Hegetschweiler wurde an ein Fenster geführt, von welchem aus die Volksmasse zu übersehen war. Dieser Anblick machte einen so lebhaften Eindruck auf den Unentschlossenen, daß er sich plötzlich mit den Worten umwandte: „Es weiß das Volk, was es will; es ist des Rechtes würdig; ich stehe von meiner Ansicht ab, und will als Redner für Eure Sache auftreten!“ Heinrich

Guſer entſchloß ſich ebenfalls, ſeine Rede vorzutragen, und Gemeindammann Steffan anerbot ſich, die Petition vorzulegen.

Der Einfluß, welchen die genannten drei Männer auf den Gang der Angelegenheit ausübten, läßt es wohl entſchuldigen, wenn wir dieſelben etwas genauer ins Auge faſſen.

Johannes Hegetſchweiler war damals ein Mann von drei und vierzig Jahren, groß und kräftig gewachſen, raſch in ſeinen Bewegungen, mit ausdrucksvollen Mienen und ſcharfem Blicke. Er hatte in ſeiner Jugend tüchtige Studien gemacht, und graduirte in Tübingen als Doktor der Medizin. Er galt für einen tüchtigen praktiſchen Arzt, und als Naturforſcher, namentlich als Botaniker, hat er ſich in der wiſſenſchaftlichen Welt einen rühmlichen Namen erworben. Seine politiſche Richtung war ein Ergebniß ſeiner freundſchaftlichen Beziehung zu Uſteri, an dem er mit unbegränzter Verehrung hing. Ihm ſelbſt aber fehlten die nothwendigſten Anlagen und Kräfte zu einer politiſchen und ſtaatsmänniſchen Laufbahn: es fehlte ihm ein klarer, logiſcher Redevortrag; er konnte die Aufwallungen ſeines Herzens nicht bemeiſtern, der Inhalt ſeiner Rede wogte ordnungslos durcheinander, und ſelbſt die Organe geriethen manchmal in jene unregelmäßige Thätigkeit, wobei der Wortausdruck mangelhaft hervortritt. Es fehlte ihm an organiſatoriſchem Talent und an adminiſtrativem Takte. Im geſellſchaftlichen Kreiſe war er bis gegen die letzten Jahre ſeines Lebens ein fröhlicher und freundlicher Genoſſe. Nicht ſelten ergötzte er durch witzige Einfälle, und hielt gerne mit, wenn man die Freude des Herzens in ſtärkern Zügen des Rebenſaftes etwas erhöhte; gerade in ſolchen Stunden war er der traulichſte und offenſte Freund und Geſellſchafter. Von einmal feſtgenommenen Anſichten war er ſchwer abzubringen, und wirkliche oder vermeintliche Kränkungen hafteten tief in ſeiner Bruſt. Wie ihn eine außerordentliche Erſcheinung plötzlich zu einem keineswegs durchdachten Unternehmen hinziehen konnte, ſo überließ er ſich

auch manchmal ohne eigentlichen Grund einer ängstlichen Besorglichkeit, in welcher er nicht mehr fähig war, die Verhältnisse richtig zu beurtheilen. Bei ziemlichem Mangel an selbständiger Einsicht und Kraft war er in merkbarem Grade von plötzlichen auffallenden Erscheinungen und von den Meinungen Derer abhängig, welche seine schwächern Seiten zu fassen wußten.

Heinrich Gujer, ein dreißigjähriger Mann, hochvorragend an schönem Wuchs und jugendlicher Kraft, die edle Scham und Sittsamkeit des Jünglings im Angesichte, trat schüchtern dem öffentlichen Akte entgegen. Sein Vater, ein biederer, wohlhabender Müller, hatte einst den Knaben die Schule in Winterthur besuchen lassen, und als er heimkehrte, sah er um sich die fürchterliche Noth der armen Bergbewohner in der theuren Zeit. Der Jammer ging der Familie Gujer tief zu Herzen, und sie kam auf das Gebiet des Pietismus, wohin auch der stille, fast furchtsame Heinrich sich flüchtete. Auch in spätern, glücklichern Jahren zeigte er sich niemals in heiterm Kreise seiner Jugendgenossen; neben frommen Uebungen beschäftigte er sich mit Algebra, Zeichnen und nützlicher Lektüre. Im Jahr 1828 sprach er zum erstenmal öffentlich in der Gemeindsversammlung für Verbesserung der Feuerordnung. Seine politische Nahrung war die Bürklizeitung und der Schaffhauser Korrespondent. Als er seinen Kornhandel in größerm Umfange zu betreiben angefangen, fühlte er sich durch eine Abgabe an das Kaufhaus in Winterthur gekränkt, und schrieb nun einige Aufsätze in die Appenzellerzeitung, die ziemlich Aufsehen erregten. — Nur mit Mühe gelang es seinem jüngern Bruder Rudolf, ihn zur Theilnahme an der Versammlung in Stäfa zu bewegen. Er äußerte sich dort für den mildesten Weg, während Rudolf weit entschiedener sich aussprach. Am 22. schien er ziemlich eingeschüchtert, und es hielt schwer, ihn zum Redner zu erlangen. Dieser Zug von Schüchternheit ist ihm stets eigen geblieben; da er aber bedeutendes Rednertalent besitzt, und einer edeln Begeisterung fähig ist, so hat sein Auftreten schon öfters großen Erfolg er-

zielt, indem seine Kraft und Stärke im Verlaufe des Vertrages ungesucht und natürlich hervortritt, und mit der Wärme des Herzens auch der Muth steigt. Er entwickelte bei gesetzgeberischen Diskussionen tiefere Einsicht und die Fähigkeit, den Gegenstand von höherm, reinerm Standpunkt aufzufassen; doch verlor er in einzelnen wichtigen Momenten jene klare Besinnung und Gemüthsruhe, die es allein möglich macht, die ehrenhafte und männliche Stellung stets zu behaupten, und die Brust des einfachen Natursohnes war nicht immer genugsam gegen die absichtliche Schmeichelei der politischen Parteiführer gewaffnet.

Gemeindeammann Steffan von Wädenswyl, ein Mann von mittlern Jahren, hatte sich auf dem gewöhnlichen Gange kaufmännischer Bildung als fähiger Kopf hervorgethan, und stand an Kenntnissen und Fertigkeiten weit über vielen industriellen Landbürgern. Sein ganzes Benehmen verräth eine exzentrische, phantastische Richtung. Er spricht mit großer Fertigkeit, und schreibt zierlich und korrekt; mit inniger Theilnahme hatte er sich den patriotischen Bestrebungen und Vereinen schon länger angeschlossen. In den Stunden und Tagen großer Aufregung schienen die Gemüthswogen den Verstand zu bedecken: dann traten die großen Augen weit hervor, starrten wunderlich auf einen Punkt, oder rollten unstät und flüchtig umher, die Lippen zuckten, die Zunge drängte sich hervor, und die Rede brach los in donnerndem Wortschwall. Unwillkürlich fühlte sich dann mancher Zuhörer sorgsam seine eigene Stirne, ob's darunter noch richtig stehe, und des sprudelnden Sprechers nähere Freunde sahen einander bedenklich an.

Es war 10 Uhr Vormittags. Die Glocken erklangen, und das Volk strömte gegen die Wiese, auf der eine kleine Rednerbühne aufgeschlagen war. Der ganze weite Raum wimmelte von Menschen, die Aeste der Bäume waren mit den jüngern bedeckt; Geräusch, Jubel und Geschrei tönte über die Fluren, doch trat feierliche Stille ein, als der Ausschuß sich auf der Tribüne zeigte und Dr. Hegetschweiler als erster Redner

vertrat. „Frei ist der Mensch, ist frei, und wär' er in Ketten geboren", war der Text, den er mit Beziehung auf die unterdrückte Landschaft praktisch an der Geschichte Zürich's erläuterte. Von Zeit zu Zeit unterbrach ihn stürmischer Beifallruf. Nun schritt Gujer vor, und sein Erscheinen wirkte in hohem Grade auf die Bergländer, die den frommen „Mühli-Heiri" mit einer bewundernden Ehrfurcht betrachteten, und endlich in ein jubelndes Bravo ausbrachen. Gujer wies im Einzelnen nach, was das Volk hauptsächlich zu fordern habe, und zu fordern berechtigt sei. Es fanden namentlich diejenigen Punkte Anklang, die sich auf materielle Erleichterung bezogen. Endlich erschien Steffan, und verlas mit mächtiger Stimme den Petitionsentwurf. Nachher machte er aber von der Redefreiheit Gebrauch, und ließ in schlagendem Blitze seine Witze gegen das Stadtregiment schießen. In wunderlichen, komischen Sprüngen verbreitete sich seine Rede über das Gebiet der Politik. Leise und dann stärker zupften ihn die Führer am Rockflügel, und versuchten zuletzt gar ihn zurückzuziehen, aber in immer wildern Stößen rauschte der Strom seiner Worte. — Nun sollte das Volk selbst seine Wünsche hören lassen. „Zehnten und Grundzins weg" rief Einer; Ja, Ja, brauste es über der Menge, d'Webmaschine weg! und heftiger rollte es nach in tausendfachem Echo. „S' muß ghulfe si" rief jedesmal eine Stimme von der Tribüne, und ein weißes Taschentuch flaggte zusagend in der Luft. „Montirungsfranke weg! — Au da muß ghulfe si", und das Taschentuch flaggte abermals —. Zuchtstiere weg! Preßfreiheit! d' Jagdbann weg! Glaubensfreiheit: so ging es eine ziemliche Zeit in Wünschen und Begehren fort, und es beruhigte die Verheißung, daß Alles der Petition beigefügt werden sollte. — Mehr als 12,000 Hände erhoben sich für die Anträge, unter welchen der für „eine durchgreifende Verbesserung des gesammten Unterrichtswesens mit besondrer Kraft und großem Beifall unterstützt wurde. Die Versammlung löste sich nach

glücklich vollendetem Geschäft ruhig auf, und mit den Erwartungen einer goldenen Zukunft kehrten die Scharen jauchzend in die Heimat zurück. Am 24. übergab eine Deputation der Versammlung ihre ehrerbietige Vorstellung an den Amtsbürgermeister in Zürich. Am 25. verließ der Kleine Rath eine beruhigende Proklamation, und am 28. beschloß und erklärte der Große Rath, „es soll das Repräsentationsverhältniß nach dem Verlangen der Volksversammlung so gestellt sein, daß die Stadt Zürich 1/3, die Landschaft und Winterthur 2/3 zu wählen habe.“ Am Montag den 6. Dezember fanden die Wahlen Statt, und am 14. trat der neue Große Rath zusammen, und wählte am 17. eine Verfassungskommission aus folgenden 13 Mitgliedern: Staatsrath Usteri, Staatsrath Meyer, Rathsherr Pfenninger, Rathsherr Rahn, Oberamtmann Hirzel, Guser von Bauma, Stapfer von Horgen, Staatsschreiber Meyer, Amtsrichter Sulzer, Oberrichter Heß, Präsident Brändli, Dr. Keller, Eduard Sulzer. Nachdem die Kommission die Wünsche und Ansichten des Volkes noch insbesondere eingeholt, begann sie mit dem Jahr 1831 ihre Sitzungen, und vollendete im Monat Januar den Verfassungsentwurf, der zu den weisesten und trefflichsten gesetzgeberischen Arbeiten gehört. Der Grundsatz der Volkssouveränität (welche durch die Stellvertreter ausgeübt werden soll,) wurde als oberstes Prinzip anerkannt. Dann folgten die wichtigsten Bestimmungen über Rechtsgleichheit, Glaubensfreiheit, Preßfreiheit, Petitionsrecht, Gewerbs- und Handelsfreiheit, Niederlassungsrecht, Trennung der Gewalten, persönliche Sicherheit, Oeffentlichkeit, Abschaffung der Peinlichkeit, Unverletzlichkeit des Eigenthums, Loskauf von Zehnten und Grundzinsen, baar Besoldungen, gleichmäßige Vertheilung der Staatslasten, Sorge des Staats für den Jugendunterricht u. s. w.

Am 10. März hatte der Große Rath den Entwurf durchberathen und festgesetzt, am 20. März sollte er den Urversammlungen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden.

X.

Die politische Umgestaltung 1830 — 1831.

Das von Nüscheler hervorgerufene bewegte Staatsleben war jetzt in eine lebhafte Staatsbewegung übergegangen. Niemand hatte zu jener Zeit eine bessere Ernte, als die Wirthe. Unaufhörlich drängten sich dichte Haufen in den Gaststuben. Noch hatte die politische Parteiung nicht in persönlichen Haß ausgeartet; man konnte heftig mit einander in verschiedenen Ansichten debattiren, und doch als gute Freunde noch auseinander gehen. Die Partei des Republikaners wurde zuerst ausgestoßen. Ich nahm an den Vorgängen und Diskussionen lebhaften Antheil, ohne zunächst dabei aktiv zu sein. Professor Hottinger und Orelli suchten eine besondere Gesellschaft zu bilden, zu der sie mich von Anfang an beizogen. In der ersten Zeit beschränkte man sich auf Reflexionen, auch wurden einzelne Abhandlungen mitgetheilt. Neue Mitglieder wurden in den Kreis gezogen (zuerst traten bloß Hottinger, Orelli, Prof. Escher, Ferdinand Meyer zusammen): Präsident Meiß, die Gebrüder Fäsi, Bluntschli, Wilh. Meyer, Klauser, Ernst-Kramer, Pfr. Füßli u. n. A. Der Drang der Umstände trieb zu eigner Thätigkeit, und die Gesellschaft berieth sich im Brunnenthurm, um die Herausgabe eines besondern Blattes zu bewerkstelligen. Doch auch in diesem kleinern Kreise waren die Ansichten verschieden. Das Jüste-Milieu hatte die Majorität; Einer, der früher als ultra-liberal bezeichnet war, sah bei den Umtrieben nur unreine Motive, er meinte, der Titel eines rechten Blattes wäre jetzt „der Aristokrat"; Orelli und ich dachten mehr im Sinne der raschen Umgestaltung: es entstand der „Vaterlandsfreund", an dem ich grundsätzlich keinen Antheil nehmen konnte. Nach einiger Zeit blieben Orelli und ich aus der Gesellschaft weg. Ich weiß nicht, woher die Empfindung kam, aber ich darf es nicht verbergen, Manches in den Vorgängen erschien mir mehr komisch, als ernst. So wohnte

ich in der Usterzeit auch der Versammlung im Schützenhause bei, und sah und hörte mit einiger Ergötzung den theatralisch lebhaften alten General Ziegler und den altsteif aristokratischen jungen Juristen Bluntschli. Damals wurde mir klar, daß Dr. Keller an Verstandeskraft Alle weit überrage. Auch er war noch bei dieser städtischen Bewaffnungsszene, so wie ein nachmaliger ultraradikaler Hauptmann, der unter martialischem Gesichte mit einem derben Knotenstocke als Adjutant den Oberst Bürkli von der Saffran aus begleitete.

An unserm Tischlein bei Hurter scherzten wir manchmal über die Vorgänge; oft aber kamen Nüscheler und der öffentliche Ankläger David Ulrich, der gleich Anfangs sich entschieden den Republikanern angeschlossen hatte, heftig hintereinander. Mein Sylvesterlied auf das Jahr 1830 verdankt einem heitern Abend seine Entstehung. Nüscheler äußerte, er würde Einem für jede Strophe einen Brthlr. zahlen, der im Bänkelsängertone ein Volkslied über die Ereignisse des Jahres 1830 dichtete. Ich nahm ihn beim Wort, und am Abend des folgenden Tages zeigte ich ihm das Lied. Er war frappirt, die 28 Brthlr. wurden jedoch auf einige gute Flaschen reduzirt. Es war noch eine Zeit, da die Bitterkeit der Herzen nicht jeden Scherz in Gift verwandelte, und das Lied wurde selbst von einigen Aristokraten mit Heiterkeit aufgenommen.

Da dasselbe eine Art geschichtlichen Ueberblicks darbietet, und immerhin doch von Manchem zu meinen bösen Thaten gerechnet wird, so setze ich es hier bei:

Sylvesterlied aufs Jahr 1830

vom

Schulmeister Extramaros von Perfikon.

Quandoque licet, perturbare rempublicam.
Id est: Zuweilen darf man aus einem anderen Tone singen.

Melodie: Der Schlüssel zum Himmel
Ist Marter und Pein,
Und wer ihn nicht versuchet,
Der kommet nicht hinein.

1.

O, lasset euch singen
Vom dreißiger Jahr;
Ein Lied von großen Thaten,
Von Jammer und Gefahr!

2.

In Afrika ziehnt die
Franzosen mit Macht;
Da haben sie die Gschlaven
Von Feßlen frei gemacht.

3.

Der allgierisch Kaiser
Muß scheiden vom Thron;
Mit seinen Hundert Weiber
Marschieret er gen Rom.

4.

Im Rathhaus dort find't man
Viel Kisten voll Gold;
Das haben die Franzosen
Nach altem Brauch geholt.

5.

Der Engländer König
Ist Herr über's Meer;
Sein Herz wurd' voll mit Wasser,
D'rum lebt er jetzt nit mehr.

6.

Paris ist im Aufruhr,
Der Polygnak droht;
Mit großen Quadersteinen
Wirft man die Schweizer todt.

7.

Es fließt durch die Straßen
Der Bürger ihr Blut;
Doch rettet sie die Freiheit,
Der Menschheit bestes Gut.

8.

Karolum den Falschen,
Ihn führet sie fort;
Der gute Burger Philipp
Der stoht ans Königs Ort.

9.

Der Polygnak fangt man,
Der Schandlaus auch bald;
Das Volk säh' sie gern hangen,
Dazu ist's aber z'kalt.

10.

Die Brüßler verführet
Ein arger Rumor;
Sie ziehet Mord und Todschlag
Dem guten Wilhelm vor.

11.

Der Holländer König,
Der läßt man im Stich;
Die allgeliebten Fürsten
Hänt Angst und Bang für sich.

12.

Es brennt bei uns Schweizer,
Voll Feu'r ist das Land,
Die Zytigschryber gießet
Noch immer Oel zum Brand.

13.

Im viehreichen Thurgau
Ziehnt Bauren zu Feld;
Ihr Führer heißt Bornhauser,
Ein Prediger und Held.[1])

14.

In Uster do taget
Das Volk nicht gar schlimm:
Vil alte gute Herren
Verlieret Sitz und Stimm.[2])

15.

Doch Züricher sind furchtlos:
Vom Thor weg die Wacht!
Die Porten stehet offen
Von jetzt an alle Nacht.[3])

16.

Bei Wohlen und Lenzburg
Ist wüthige Schlacht;
Ei'm Reuter blut' der Finger,
Der Feldherr? — g'fangen g'macht![4])

17.

O, Aarau! o, Aarau!
Wie stohst du am Rand;
Ein Schwanenwirth, kein Herzog[5])
Errettet Stadt und Land.

18.

In Freyburg zedieret
Die Junker ihr Amt;
Wer Jesuiter schützet,
Der ist mit Recht verdammt.

1) Landsgemeinde in Weinfelden, unter Pfr. Bornhauser.
2) Landsgemeinde im Kanton Zürich, unter Dr. Hegetschweiler, Guyer und Steffan.
3) Bis dahin konnte nach 10 Uhr Niemand heraus oder hinein.
4) Dort begegnet der Aargauer Landsturm den Regierungstruppen, welche sich sogleich zurückzogen. Der Kommandant wurde am Finger verwundet und gefangen.
5) Schwanenwirth Fischer von Meerenschwand, Anführer des Landsturms, Altburgermeister Herzog.

19.

Viel fromme Luzerner
Verspielet ihr Brod;
Doch werdets keine Diebe,
Sagt der Waldstätterbot. [6])

20.

In Waatland verschlönt sie
Die Freiheit am Schild;
So gehts gemolten Sachen,
Wenn's Ernst im Leben gilt.

21.

Die Berner sind trutzig,
Wöllt b'haupten ihr Macht;
Es kommt am End' der Landsturm,
Dann Ritterschaft: gut Nacht!

22.

Und überall Händel
Und überall Streit;
S' Volk hat vergebens g'wartet,
Jetzt gehts im Eifer z'weit.

23.

In Polen da ware
Ein blutige Nacht;
Viel tausend Russen wurde
Der Garaus gemacht.

24.

Italia gloßtet,
Ein Berg speit viel Blitz;
In Neapel stirbt der König,
Der Pabst fällt von sei'm Sitz. [7])

6) Ein seltenes Gemälde von Holbein kam mit Wissen des Waldstätterboten abhanden.

7) Aufstände in Italien, Tod des Pabsts und Königs von Neapel, Ausbruch des Vesuv's.

25.

O, Jammer! o, Elend!
Der Tod hält ein Fest;
Bereitet euch zum Sterben,
Es nahet uns die Pest![8])

26.

Und sollen wir sterben,
Sei frei unser Grab;
Das Land läßt uns beschirmen,
Das Gott den Vätern gab.

27.

Hinaus an die Gränzen,
Du mächtiges Heer!
Ihr Knaben, Mannen, Greise,
Es gilt der Schweizer Ehr'!

28.

O, reichet zum Kampfe,
Euch kräftig die Hand;
Ein Schweizerblut, ein Freiheit,
Ein Gott, ein Vaterland!

Der innere Gram, der an Nüscheler nagte, hatte bereits seine Lebenskraft zerstört. Seine früheren Freunde in der Stadt waren auf die Seite des Vaterlandsfreundes oder des Republikaners getreten; die Verehrung, welche er von den aufstrebenden Männern der Landschaft genossen, hatte sich hie und da in Haß und Verachtung umgewandelt. Seine Wohnung, früher täglich von angesehenen Wortführern besucht, war verödet; die jungen Männer, die ihm bei seinem Sommeraufenthalt in Hütten Ehrenlieder zujauchzten und ihn als den Befreier des Landvolkes hoch leben ließen, schwiegen nun, oder redeten beschimpfend von ihm. Vergessen war die warme Theilnahme, mit der er die Sache der Freiheit ergriffen und in schweren Zeiten vertheidigt; man sah in ihm einen Abtrünnigen auf der einen, einen Aufwiegler auf der andern Seite. Da entwichen seine Geisteskräfte allmälig einem Leben, das ihn selbst quälte.

8) Allgemeiner Cholera-Schrecken.

In Fieberwahn durchwachte er die Nächte, bald fehlten ihm die Kräfte, seinen Liebling, den schweizerischen Beobachter, fortzuführen. Bei manchem Freunde klopfte er an, diese Arbeit bis zu seiner Genesung zu übernehmen. Niemand wollte das kranke Werk des kranken Mannes weiter fördern. Nicht ohne schmerzliche Rührung vernahm ich sein Ansuchen, und entsprach, so gut mir Zeit und Kraft erlaubte, indem ich mehrere Wochen unter besonderer Rücksprache mit ihm seinen Beobachter redigirte. Dieß war der Zeitpunkt, von dem an ich ernster und eifriger mich mit politischen Dingen beschäftigte, und die nächste Frucht waren einige persönliche Reibungen und einige mißtrauische Blicke von Seite meiner Vorgesetzten. Die neue Verfassung war unterdessen durch den Großen Rath dem Volke zur Annahme vorgelegt. Von 42,224 Bürgern, die stimmberechtigt waren, entschieden 40,503 für die Annahme. Die feierliche Beschwörung folgte am 10. April. In der Kreuzgemeinde, in der ich wohnte, fand dieselbe auf einer Wiese Statt, die eben im Schmuck des auftauchenden Frühlings prangte. Eine Tribüne, mit bunten Tüchern umwunden, stand in der Mitte des Kreises. Religiöse und patriotische Gesänge und Reden erregten die Gefühle der Tausende von Anwesenden. Als die Eidesformel verlesen war, und sich mit Blitzesschnelle die Hände gegen den Himmel hoben, und ernst und feierlich alle Lippen den Schwur aussprachen, da ergriff eine heilige Rührung alle Herzen. Freudenthränen glänzten in den Augen der Greise, Männer und Jünglinge. Solche Momente im Leben eines freien Volkes sind groß und der Erinnerung würdig. Der Eidschwur war in allen Landgemeinden mit Ernst und Dankgefühl vollzogen; aber in der Stadt Zürich wurde er zu einer Farce in den Kirchen, welche von Wenigen besucht blieben; so daß man mit Recht sagen kann, nur wenige Bürger der Stadt haben die Verfassung von 1831 wirklich beschworen.

So groß und gewaltig die Aufregung der Landschaft über

die errungene verfassungsmäßige Freiheit war, nirgends wurde ein Klang der Freude vernommen, denn Paul Usteri, der neuerwählte Bürgermeister, starb am Tage vor dem Eidschwure. Allgemeine Trauer verbreitet sich in wenigen Stunden über das ganze Volk. Eine so innige gemeinsame Theilnahme hat wohl selten ein Staatsmann erhalten. Er hatte den Tag der Freiheit erlebt, für den er sein ganzes Leben gekämpft; er sah sein Streben geehrt durch das höchste Vertrauen: in einem schönern Zeitpunkt hätte ihn die Vorsehung nicht in den Kreis jener Männer rufen können, die in himmlischer Wonne den Lohn des Verdienstes um die Menschheit genießen.

Das ganze Volk geleitete seine Hülle zu Grabe; die Leidenschaften schwiegen, oder sanken auf die unterste Hefe der Verworfenheit.

Später wurde in Wädenswyl mit viel gutem Willen, aber sehr geringen geistigen Mitteln eine besondere Todtenfeier gehalten. Die Redaktion von Usteri's Blatt, die sogenannte Züricher Zeitung, wurde mir dringlich empfohlen; nur mit vieler Scheue konnte ich mich zur Uebernahme dieses Geschäftes entschließen. Hegetschweiler nahm an dem Blatte viel Antheil. Einigemal ging ich zu ihm mit der Bitte, er möchte die Redaktion übernehmen, worauf er mir erwiederte: „die Sache ist in guten Händen."

Die siegreiche Partei des Republikaners verfuhr mit größerer Mäßigung. Junker v. Wyß wurde neben Usteri zum Bürgermeister gewählt. Männer von der aristokratischen Seite: Spöndli, Rahn, Escher, von Meiß u. A. erhielten hohe Staatsämter; an Usteri's Stelle trat Muralt. So hätte man fast glauben sollen, eine Zeit des ruhigen Aufbauens würde erfolgen. Die Parteileidenschaften aber flammten bei jeder neuen unvermeidlichen Maßregel heftiger empor. Da trat die Zeit ein, in der einige, aus früher Jugendzeit bestandene Freundschaften getrennt wurden. Da löste man alte, theure Gesellschaften auf, um bei der Rekonstituirung die verhaßten

Gegner auszuschließen. Dr. Bluntschli suchte die Unhaltbarkeit der Volkssouverainetät in einer besondern Schrift nachzuweisen. Der Zielpunkt des städtischen Hasses war Dr. Keller, der im entschiedenen Momente sich an die Republikaner angeschlossen hatte, und nun unbestreitbar ihre mächtigste und heilsamste Stütze war. Sein durchdringender Verstand, gekräftigt mit tiefer Wissenschaftlichkeit und siegreich in unwiderstehlicher Beredsamkeit, hatte bald herrschenden Einfluß. Das ganze Gebiet nothwendiger Reformen überschaute er mit klarem Blicke. Diesen Mann an der Spitze war es den Republikanern ein Leichtes, allen Widerstand zu besiegen. Keller hielt treu zu ihnen, obgleich er von den nächsten Verwandten manchen Vorwurf vernahm; obgleich ihn seine akademischen Freunde, die er mit inniger Freundschaft ehrte, verletzend von sich stießen, obgleich seine Mitbürger, wie sehr sie früher um seine Stimme und Gunst gebuhlt, ihn und seine Familie mit nächtlichen Frevelu bedrohten, und sogar sein neues Wohngebäude besudelten und verstümmelten. An den wichtigsten Arbeiten in Verfassung und Gesetzen hatte Keller wesentlichen Antheil, und in Anerkennung dieser Verdienste und des intellektuellen und wissenschaftlichen Vorranges wurde der kaum 33jährige Mann zum Präsidenten des Obergerichts gewählt.

Der Witz der Städter übte sich noch besonders an Eduard Sulzer, der nach mancherlei Fahrten in England, Böhmen, Deutschland und der welschen Schweiz, so wie im Gebiete der Landwirthschaft, Pädagogik und Poesie, seit einigen Jahren in der Nähe von Zürich wohnte, und dem Kleinen Rathe einen staatswirthschaftlichen Versuch gewidmet hatte. Durch Thätigkeit und Eifer war es ihm gelungen, sich in die vordersten Reihen zu drängen, und in den Großen Rath und Regierungsrath gewählt zu werden. Die Städter nannten ihn, als Hauptrevoluzer*) den „Samiel", nach dessen Hülfe die Revoluzer

*) Ich habe revoluzt, ich revoluze und werde revoluzen, sprach er einst im Erziehungsrathe, worüber Hofrath Horner gar weise lächelte.

riefen. Beim Sechseläuten wurde er in Effigie verbrannt. Es erschien eine Karikatur: Gujer als Kellenländerknab, mit Branntweinflaschen und hölzernen Kochlöffeln ausgerüstet, schaufelte an einem Wege, indem er seinen mit leeren Säcken nachfolgenden Landsleuten die Worte Winkelried's zurief: „Ich will Euch eine Gasse machen." Eduard Sulzer saß als Orangutang mit Mantel und Kragen und hervorstehendem Bocksfuß auf einem Pfeiler, und sang zur Leier: „Weß Brod ich eß, deß Lied ich sing." Auf den runden Tisch auf der Saffran schrieb einst einer der witzigsten Aristokraten groß mit Kreide KUH. Was heißt das? Nun: Kuh. Ja zusammengesetzt aus: Keller, Ulrich, Heß.

Nüscheler, der bei scheinbarer Genesung seinen schweizerischen Beobachter fortzusetzen sich bemüht hatte, und mit offner Besorgniß die wachsende Macht der Republikaner betrachtete, verzehrte sich rasch in brennendem Grame. Ich sah ihn häufig in den Stunden, da er mit dem Tode rang. Als schon das Fieber ununterbrochen sein erhitztes Gehirn verwirrte, blitzten oft noch im phantasirenden Wahnsinn Funken des reichen Geistes hervor, der einst so wirksam für die jugendliche Freiheit leuchtete: unaufhörlich, ohne Rast und Ruhe, beschäftigten ihn die Schicksale seines Volkes bis zum letzten Athemzuge. Ich meldete seinen Tod mit folgenden Worten in der Neuen Züricher Zeitung: „Zürich, den 15. Juli 1831. Heut starb nach einem vierzehnwöchigen Krankenlager an einem Zehrfieber Heinrich Nüscheler, V. D. M., Lehrer an der Gelehrtenschule, Redaktor der schweizerischen Monatschronik und des schweizerischen Beobachters, geboren den 6. April 1798. Er hat um die Sache der Freiheit hohe Verdienste. Schon seit Jahren hatte er als kühner und starker Streiter für sie den Kampfplatz betreten, in einer Zeit, da Mancher, der jetzt mit Posaunenschall seine Aufopferung und seinen Muth zu verkünden schöne Gelegenheit findet, scheu und unthätig im Verborgnen saß. Nüscheler wollte Freiheit und gleiche Rechte allen Bürgern; sein edler Sinn

hoffte die Erreichung dieser höchsten Güter ohne Stürme. Als solche herein brachen, wähnte er in Ueberschätzung eigner Kraft und eignen Einflusses ihnen Schranken setzen zu können; ein Streben, des besten Bürgers würdig. Da mußte er der Hohn kleiner Geister werden; denn das Volk vergaß, wie immer, um einer scheinbaren Meinungsverschiedenheit alle die tausend Dienste, die ihm der schrecklich Enttäuschte geleistet hat." Die steigende Erbitterung der Städter reizte auch die Republikaner zur größern Heftigkeit. Der unverdeckte Antheil, den die Züricher an den Kämpfen der Stadt Basel gegen das Landvolk nahmen, steigerte das Mißtrauen in hohem Grade. So war ich auch Zeuge, wie mehrere Boten aus der Stadt den auf der Platte ob Zürich versammelten Republikanern die bestimmte und wiederholte Nachricht und Mahnung brachten, daß die Häupter derselben diese Nacht beim Heimgang überfallen werden sollten. Es wurde ein Theil der Einwohnerschaft von Fluntern zum Schutze aufgeboten. Der Heimzug war mehr possierlich, als vertheidigungsfähig. Voran ein Bräuknecht mit zwei Hunden, dann Männer mit Schwertern, Spießen und Stangen, in der Mitte die Bedroheten und am Ende noch ein bewaffnetes Geleit. Uebrigens war von einem Ueberfall Nichts zu vermerken. Vor dem Geßnerschen Hause kam es einmal zu Raufereien, wobei sich ein junger Spöndlin auch hervorthat, und der alte Fierz von Küsnach verletzt wurde. Diese Verhältnisse konnten nicht lange dauern. Die Republikaner gründeten den Schutzverein zur Aufrechthaltung der neuen politischen Ordnung. Von seinem Stiftungsorte Bassersdorf erhielt er den Namen Bassersdorf-Verein. Dr. Füßli, Oberrichter, einer der feurigsten Liberalen, ein Mann voll Liebe für Wissenschaft, Kunst und alle edlern Richtungen des Menschenlebens, trat an die Spitze des Vereins, der sich durch Bezirks- und Zunftvereine in die Mitte des gebildetern Volkes verzweigte. Die Männer des Jüste-Milieu, welche von den eifrigsten Republikanern der Lauheit beschuldigt wurden, traten gegen diese Ver-

eine auf, und die Majorität des Regierungsrathes brachte zur Beschränkung derselben einen Gesetzesvorschlag an den Großen Rath. Jetzt glaubten die Republikaner radikal verfahren zu müssen. Sie siegten im Großen Rathe, und nannten sich von da an Radikale. Acht Mitglieder traten aus dem Regierungsrathe mit der Erklärung, daß bei so organisirten Vereinen eine Regierung unmöglich sei; ihre Namen sind: Bürgermeister v. Wyß und v. Muralt, Spöndlin, Rahn, Escher, Ferd. Meyer, Hottinger und Hirzel im Heglbach.

XI.

Anfang der Schulreform.

Am 30. Juni 1831 war die Wahl des Erziehungsraths erfolgt, und zwar wurden ernannt: Regierungsrath Melchior Hirzel, Regierungsrath Hottinger, Regierungsrath Hüni, Professor Orelli, Regierungsrath Ed. Sulzer, Dr. Keller, Professor Escher, Regierungsrath Ferd. Meyer, Hofrath Horner, Rektor Troll, Hans Georg Nägeli, Oberlehrer Scherr, Pfarrer Füßli, Kreislehrer Dändliker, Pfr. Wyß; an die Stelle des ablehnenden Pfarrer Füßli: Diakon Bleuler. Auch bei dieser Behörde, wie bei allen andern, zeigte sich in ihrer Zusammensetzung das Bestreben, tüchtige Männer ohne alle Rücksicht auf politische Ansichten zu vereinigen. Meine Erwählung verdankte ich theils meinen Leistungen als Blinden- und Taubstummenlehrer, theils meinen literarischen und praktischen Bestrebungen im Gebiete des Volksschulwesens; ziemliches Aufsehen hatte eine Abhandlung erregt, die ich in der gemeinnützigen Gesellschaft in der Kreuzgemeinde vorgelesen hatte, und die auf besonderes Verlangen dem Druck übergeben worden war: Ansichten über den Zustand des Volksschulwesens im Kanton Zürich (Orell, Füßli und Comp. 1831). Selbst der Vaterlandsfreund, Beilage zu Nro. 71, Jahrg. 1831, empfahl die Schrift als sehr beher-

zigenswerth, der neu entstandene Berner Volksfreund Nro. 70 sagte: Allen, welche die geistigen Bedürfnisse unsrer Zeit erkennen und fühlen, glaube ich einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie aufmerksam mache auf ein kleines Schriftchen von kaum zwei Dutzend Seiten, welches wie in einer Nuß Alles dasjenige vor Auge legt, was in einer jeden Volksschule eines christlichen Landes gethan werden muß und kann. Den Erweckten und Unermüdeten sei denn also dieses mit seltener Klarheit und Kraft geschriebene Wort des Geistes und der Erfahrung bestens empfohlen u. s. w. — O (Zyro?). Auch die allgemeine Schulzeitung beurtheilte die Schrift sehr günstig. Zur Erwählung mochte ebenfalls ein Prüfungsgeschäft beigetragen haben, das ich im Auftrag des alten Erziehungsraths ausführte, als es sich um die Besetzung der Sekundarschule in Bassersdorf durch den Kandidaten Staub von Oberrieden handelte. Bei den eifrigsten Republikanern stand ich zu jener Zeit nicht im besten Kredite, da ich in der Neuen Züricher Zeitung auch die Uebertreibungen von ihrer Seite unverholen tadelte.

Der Erziehungsrath begann alsbald seine organisatorischen Arbeiten. Das erste Gesetz: betreffend die Organisation des Erziehungsrathes, war schon am 20. Brachmonat (1831) erlassen worden: 15 Mitglieder, 6jährige Amtsdauer, 3 Regierungsräthe, 2 Sektionen zur Vorberathung des höhern und des Volksschulwesens, keine Besoldung.

Nun wurden berathen: die Geschäftsordnung des Erziehungsrathes; die Organisation der Bezirksschulpflegen; der Gemeindsschulpflegen; des Schullehrerseminars; der Schulsynode. Alle diese Entwürfe wurden im Herbst 1831 zum Gesetz erhoben.

Der Entwurf über das Seminar war meine erste legislative Arbeit, und dieselbe war fast ohne alle Abänderung angenommen. (30. Herbstmonat 1831.) Das Institut war eben so einfach als wohlfeil eingerichtet: 2jährige Bildungszeit, 35 Zöglinge, ein Direktor als Hauptlehrer, ein zweiter

Lehrer und etwaige Hülfslehrer; die Kosten zusammen etwa 4500 Frkn., nämlich 1300 Frkn. dem Direktor, 500 dem zweiten Lehrer, 400 für Hülfslehrer, 1600 für Stipendien, 200 für Lokalbesorgung, Heizung und Beleuchtung, 200 an Lehrmitteln und Musterschulen. Im Großen Rathe war keine Stimme gegen diesen Entwurf. Snell, der für die höchst wichtigen Dienste, die er der Landschaft durch sein Memorial und den Verfassungsentwurf geleistet hatte, in Küsnach das Bürgerrecht erhielt, und dann in den Großen Rath gewählt wurde, fand ihn zu beschränkt; Altrathsherr Landolt glaubte, eine solche Anstalt werde keine Theilnahme finden.

Wie ungerecht die Besorgniß war, als ob der neue Erziehungsrath den Geistlichen jeden Einfluß auf das Schulwesen entziehen wollte, sieht man ganz klar aus den Gesetzesbestimmungen, nach welchen der Pfarrer, als solcher, ohne Wahl, Präsident der Ortsschulpflege war, und zwei Geistliche von Gesetzeswegen in die Bezirksschulpflegen gewählt werden mußten, gegen welche Bestimmung sich auch bei der Vorberathung keine Stimme erhoben hatte. Ueber Gegenstände des Volksschulwesens wurde meistens ich in Anfrage gesetzt, und so unvermerkt durch Uebung zum Referenten angezogen. Es mangelten mir in dieser Hinsicht alle Hülfsmittel, nicht einmal ein Verzeichniß der Lehrer und Schulen kam mir in die Hände. Mit desto mehr Sorgfalt suchte ich mir aus allen Bezirken Nachricht zu verschaffen und Notizen zu sammeln, und so gelang es mir auch in kurzer Zeit, mit dem Zustand der Schulen und den Personalverhältnissen genauer bekannt zu werden, als jedes andere Mitglied der Behörde. Ueber achtzig Lehrstellen waren unbesetzt. Auf meinen Vorschlag wurde eine Konkursprüfung ausgeschrieben, damit doch vor dem Winter das dringlichste Bedürfniß noch befriedigt würde. Etliche 40 Aspiranten erschienen. Die meisten Examinatorien wurden mir übertragen. Einzelne junge Männer bestunden recht ordentlich, die Mehrzahl aber konnte auch die allermildesten Forderungen nicht be-

fertigen; selbst wenn man sich bloß auf die gewöhnlichsten Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkte.

Höchst auffallend war der Mangel an Religionskenntnissen, von Bibelkunde war keine Rede, nicht einmal die gewöhnlichsten Biblischen Geschichten waren ihnen bekannt, Personen wie David, Johannes, Paulus sogar waren fremde. Hofrath Horner, der mit Freundlichkeit und Theilnahme dem ganzen Prüfungsgeschäft beiwohnte, konnte einige bittere Bemerkungen über diese Unwissenheit im religiösen Gebiete nicht unterdrücken. Ed. Sulzer sprach sich im Republikaner Nro. 72 vom 21. Weinmonat 1831 folgendermaßen aus: „Was soll man von lebenskräftigen Jünglingen sagen, denen man Fragen zu beantworten vorlegen muß, die man in andern Ländern an 8 bis 10jährige Kinder richtet; deren Aufsätze ohne Orthographie und logischen Zusammenhang sind; deren Bibelkenntniß sich auf verworrene Geschichten von Kain und Abel, von Moses und Herodes beschränkt. Sollte man es glauben, daß in einem Freistaate oder der sich wenigstens so nannte, daß Jünglinge, deren Herz von den großen Thaten unsrer Voreltern durchglüht, ihre Empfindungen, ihre Liebe zur Tapferkeit und Freiheit in ihre jugendliche Herzen gießen sollte, daß von diesen keiner eine Geschichte der Schweiz gelesen; auch kein einziger eine That, einen merkwürdigen Ort in seinem Vaterlande anzuführen wußte. Wann z. B. auf die Frage: Was Merkwürdiges in Windisch geschehen sei? geantwortet wird: Es sei einmal abgebrannt; oder welches merkwürdige Ereigniß sich bei Murten zugetragen, erwiedert wird: dort sei einmal der See ausgetreten und habe die Wiesen überschwemmt: so kann man doch unmöglich die Schuld auf diese Jünglinge wälzen, sondern wo hätten sie sich bilden sollen, welche Mittel, Ermunterungen hatte ihnen der Staat geboten? Sie waren nur ein Spiegel, ein schuldloser Spiegel, welcher das Bild früherer Verwahrlosung zurückwarf."

Nach solchen Erfahrungen beförderte man die Eröffnung des Seminars so viel nur immer möglich. Es handelte sich nun

um die Auswahl der Ortschaft. Die Republikaner empfahlen Küsnach, obgleich in den nächsten Jahren dort kein eignes Gebäude erhältlich war. Ich drang darauf, daß den Seminaristen Gelegenheit gegeben würde, ein gemeinsames Hauswesen (einen Konvikt) zu bilden. Eine Kommission wurde ernannt, von der auch ich Mitglied war. Sie besichtigte das Schloß Greifensee und das Amthaus in Embrach. Die Mehrheit der Kommission war für Greifensee, namentlich Hofrath Horner unterstützte meinen Antrag für dieses Lokal. Am 11. Februar 1832 entschied der Regierungsrath mit 9 gegen 7 Stimmen für Küsnach, wo bei Hauptmann Nägeli am See zwei Zimmer gemiethet wurden. Damit war dann auch entschieden, daß die Seminaristen einzeln bei den Dorfbewohnern ihr Unterkommen zu suchen hätten. Ich war wegen der Ortsbestimmung und der häuslichen Versorgung mit den Republikanern in eine ziemlich hitzige Zeitungsfehde gerathen; ihr Einfluß war aber zu groß, und die Anerbietungen der ersten Familien Küsnach's für die Versorgung der Seminaristen zu lockend, als daß ich nicht mit meinen Vorschlägen auf Greifensee und der Errichtung eines Konviktes (Nro. 15 N. Z. Zeit. 1832) hätte unterliegen müssen. Es war begreiflich, daß ich mich durch mein Widerstreben den Küsnachern nicht empfohlen hatte.

Die Stellen am Seminar waren ausgeschrieben, die Anmeldungszeit war verstrichen. Um die Direktorstelle hatten sich keine wirklichen Bewerber gezeigt, die öffentliche Meinung bezeichnete mich für dieselbe; ich hatte mich indessen nicht angemeldet, und es fanden einige Unterhandlungen mit der Vorsteherschaft der Blinden- und Taubstummenanstalt Statt, um mich diesem Institute ferner zu behalten. Am 25. Februar ließ der Erziehungsrath auf Antrag Ferd. Meyer's eine Berufung zur Seminar-Direktorsstelle an mich ergehen. (Beilage 14.) Der Beschluß ward mit 13 gegen 1 Stimme gefaßt. Nägeli nämlich trug auf Krüsi's Berufung an, und sprach sehr heftig gegen mich. Eine Anzahl Lehrer hatte die Berufung des Kreis-

lehrers Dändliker in Anregung gebracht, er selbst stimmte für mich. Sobald diese Berufung bekannt geworden, brach von mehrern Seiten der Sturm gegen mich los, so daß ich ernstliche Bedenken hegen mußte, die Stelle anzunehmen.

XII.

Meine ersten öffentlichen Kämpfe.

Die Republikaner, zu denen sich die sogenannten Pestalozzianer mit großem Eifer geschlagen hatten, waren in letzter Zeit noch mehr über mich erbittert worden, weil ich in der N. Züricher Zeitung die Vereinsangelegenheit zuerst mit Stillschweigen überging, und dann sogar dieselben als ungeeignet bezeichnete. Ich nahm einmal Rücksprache mit Dr. Keller über diesen Gegenstand. Seine Worte waren: „Die Vereine „sind eben nicht so gefährlich, aber für unsere Verhältnisse auch „nicht nöthig." Dazu setzte ich noch und zwar später (Nro. 20 N. Z. Z. 1832) öffentlich: „Im Kanton Zürich haben wir Preßfreiheit, Gleichheit bürgerlicher Rechte, Männer vom Volke berufen in den höchsten Aemtern, einen Großen Rath mit entschiedener Mehrheit für den Liberalismus. Nein, da möchten wir auf allgemeine politische Vereine, besonders wenn sie ganze Massen in Bewegung setzen, kein großes Gewicht legen." *)

Solche Aeußerungen veranlaßten die Republikaner, zu den Angriffen gegen mich hülfreiche Hand zu bieten. Zuerst legten sie ihrem Blatte eine „Kritik der Elementarsprachbildungslehre" bei, man behauptete, von Pfr. Gutmann in Meilen verfaßt. Die Hauptabsicht war, durch pikante Bemerkungen mein Buch

*) Den Mißbrauch des Vereinswesens haben wir erlebt. Nun aber ist es an den Liberalen, den Vereinen eine gute Richtung zu geben, und den Mißbrauch wieder gut zu machen.

lächerlich zu machen, und dem geistreichen Verfasser konnte dieß um so leichter gelingen, als eine Menge Sätze aus Elementarübungen, vereinzelt dargestellt, sich wirklich lächerlich ausnahmen. Aber es war dem Kritiker der fatale Streich begegnet, daß er an mehren Stellen deutlich durchblicken ließ, er habe mein Buch nicht vollständig geprüft, kenne einen wesentlichen Theil gar nicht (den theoretischen Theil, das Handbuch für den Lehrer), und habe so die Grundsätze nicht aufgefaßt, die Ausführung nicht begreifen gelernt. — Ich hatte damals noch eine zarte Haut, und erließ am 21. Februar eine Antwort: „Antikritik" (gedruckt bei Orell, Füßli und Kompagnie), in welcher ich mit großer Erbitterung die unrichtigen Angaben der Kritik zu harter Zurechtweisung des Verfassers benutzte, und überdieß noch einige Seitenhiebe auf die Pestalozzianer beifügte.

Nun trat Gutmann persönlich hervor: Antwort auf die Antikritik des Hrn. J. Th. Scherr. Motto: Si non scripsisses, paedagogus mansisses. Hatte er in der Kritik geschlossen: „Dieses Lehrbuch ist nach Plan und Unterrichtsgang im Ganzen zweckmäßig, nach der Ausführung größtentheils mangelhaft und verfehlt", so hieß es jetzt: Freund! Dein neuestes Werk enthält viel Gutes und Neues; wäre das Gute nur neu, wäre das Neue nur gut, und am Schlusse: Sie liefern einen Beleg zu der Wahrheit, daß mit Ignorirung gemeiniglich Arroganz verbunden sei. Ich schrieb darauf eine „kurze Kritik der Antwort des Hrn. Pfr. Gutmann", Motto:

Sum vas luginari,
Sum vas skachari,
Sum falloses
Ind' er giburtha sih thes.
(Ludwigslied.)

Diese Kritik nahm die Sache mehr in leichter, scherzhafter Weise, griff Gutmann's Katechismus eben so an, wie er die Elementarsprachlehre behandelt hatte, und endigte mit dem Vorschlag einer Prüfung durch unparteiische Schulmänner. Aber noch

während dieses Gefechtes kam schon Dr. Niederer mit seinen Druckbogen „Erziehungswesen", der ebenfalls dem Republikaner beigelegt war. Niederer warf mir „Maulfreyheit" vor. Behauptete: „Hr. Scherr geräth beim kleinsten Widerspruch in Konvulsionen, und kann das Seinige (Maul) nicht halten, würfe es auch bloßen Schaum aus; — der ideenleere, prinzipien- und wesenlose, mechanische Buchmacher" u. s. f., eine Masse derber Ausfälle und Beschimpfungen (4. März). Ich antwortete umgehend mit: Dr. Johannes Niederer. Eine pädagogische Skizze von Vater Pestalozzi; ließ nämlich eine Reihe von Stellen aus Pestalozzi's Buch: „Meine Lebensschicksale", die sich in schmerzlichster und furchtbarer Anklage auf Niederer's Thaten beziehen, besonders abdrucken. Das hätte wol angehen mögen, aber ich „verzierte" diese Stellen noch mit Ueberschriften und Anmerkungen, welche allerdings in hohem Grade kränken mußten. — Niederer erhob gerichtliche Klage, und ich eine Widerklage. Um nicht mehr auf die Sache zurückkommen zu müssen, bemerke ich, daß das Obergericht in Zürich erst im Herbstmonat 1833 dieselbe erledigte, wir wurden beide wegen „Beschimpfungen" gestraft; ich um 40 Frk., Niederer um 16 Frk., überdieß mußte ich eine Entschädigung von 60 Frk. an Dr. Niederer zahlen. Es war dies das erstemal in meinem Leben, daß ich vor einem Gerichte gestanden. *)

In der Appenzeller Zeitung und andern Parteiblättern dauerten die Angriffe fast ununterbrochen fort, auch Nägeli ließ noch einen besondern Schuß im Republikaner los. So war ich auf einmal, nach beinahe siebenjähriger Wirksamkeit in Zürich, von allen Seiten mit der größten Erbitterung angefallen, und ehe ich einen Angriff abgeschlagen, erfolgten schon

*) Die nachherige Angabe in der Appenzeller Zeitung, als ob ich einer Verleumdung schuldig befunden worden, ist falsch; es heißt ausdrücklich im Urtheil, ich sei einer Verleumdung „nicht schuldig."

wieder andere. Wie gesagt, gerade zur Zeit meiner Berufung war der Tumult am größten. Somit ist es erklärlich, daß ich zuerst mich ernstlich bedachte, und endlich in einer Zuschrift an Präsident Hirzel die Berufung ablehnte. Aber Hr. Hirzel behielt die Zuschrift in der Tasche, und ich ließ mich überreden, die Stelle zu übernehmen. Die Direktion der Blinden- und Taubstummenanstalt ertheilte mir die vorläufige Bewilligung zum Austritte, und ich eilte, aus dem feindlichen Feuer zu entkommen, indem ich die Frühlingsferien zu einer Reise nach Deutschland benutzte.

Auf derselben besuchte ich die Lehrerseminarien in Karlsruhe, Eßlingen, Gmünd; das Taubstummeninstitut in Pforzheim und andere Lehranstalten.

Manches Gute und Zweckmäßige lernte ich kennen, aber es befestigte sich in mir die Ueberzeugung, daß in den deutschen Lehrerbildungsanstalten große Mängel und Fehler sich vorfinden, und ich dachte ernstlich darüber nach, diese in meiner Stellung zu vermeiden. Hier ist nicht der Ort, über jene Mängel und Fehler einzutreten, und hoffentlich hat sich in den letzten acht Jahren Manches zum Bessern gestaltet.

Während meiner Abwesenheit dauerten die Verunglimpfungen fort; Professor Kaspar Orelli, der mir mit freundlicher Gesinnung zugethan blieb, wies dieselben zurück. Indessen verbreitete sich die Ansicht, ich werde gar nicht mehr in den Kanton Zürich zurück kommen, da der vielseitige Widerstand, den meine Ansichten und Bestrebungen bereits gefunden, mich mit Furcht und Unwillen erfüllt haben. Wahrscheinlich kam dieses Gerücht aus einem Mißverständniß in Bezug auf meine versuchte Demission.

Zu Anfang April langte ich wieder in Zürich an, der Direktion der Blinden- und Taubstummenanstalt überreichte ich noch eine ausführliche Denkschrift, in welcher ich meine Ansichten über den Stand der Anstalt, über deren Bedürfnisse und die Mittel zur immer zweckmäßigern Einrichtung erörterte. Die

während dieses Gefechtes kam schon Dr. Niederer mit seinen Druckbogen „Erziehungswesen", der ebenfalls dem Republikaner beigelegt war. Niederer warf mir „Maulfreyheit" vor. Behauptete: „Hr. Scherr geräth beim kleinsten Widerspruch in Konvulsionen, und kann das Seinige (Maul) nicht halten, würfe es auch bloßen Schaum aus; — der ideenleere, prinzipien- und wesenlose, mechanische Buchmacher" u. s. f., eine Masse derber Ausfälle und Beschimpfungen (4. März). Ich antwortete umgehend mit: Dr. Johannes Niederer. Eine pädagogische Skizze von Vater Pestalozzi; ließ nämlich eine Reihe von Stellen aus Pestalozzi's Buch: „Meine Lebensschicksale", die sich in schmerzlichster und furchtbarer Anklage auf Niederer's Thaten beziehen, besonders abdrucken. Das hätte wol angehen mögen, aber ich „verzierte" diese Stellen noch mit Ueberschriften und Anmerkungen, welche allerdings in hohem Grade kränken mußten. — Niederer erhob gerichtliche Klage, und ich eine Widerklage. Um nicht mehr auf die Sache zurückkommen zu müssen, bemerke ich, daß das Obergericht in Zürich erst im Herbstmonat 1833 dieselbe erledigte, wir wurden beide wegen „Beschimpfungen" gestraft; ich um 40 Frk., Niederer um 16 Frk., überdieß mußte ich eine Entschädigung von 60 Frk. an Dr. Niederer zahlen. Es war dies das erstemal in meinem Leben, daß ich vor einem Gerichte gestanden. *)

In der Appenzeller Zeitung und andern Parteiblättern dauerten die Angriffe fast ununterbrochen fort, auch Nägeli ließ noch einen besondern Schuß im Republikaner los. So war ich auf einmal, nach beinahe siebenjähriger Wirksamkeit in Zürich, von allen Seiten mit der größten Erbitterung angefallen, und ehe ich einen Angriff abgeschlagen, erfolgten schon

*) Die nachherige Angabe in der Appenzeller Zeitung, als ob ich einer Verleumdung schuldig befunden worden, ist falsch; es heißt ausdrücklich im Urtheil, ich sei einer Verleumdung „nicht schuldig."

wieder andere. Wie gesagt, gerade zur Zeit meiner Berufung war der Tumult am größten. Somit ist es erklärlich, daß ich zuerst mich ernstlich bedachte, und endlich in einer Zuschrift an Präsident Hirzel die Berufung ablehnte. Aber Hr. Hirzel behielt die Zuschrift in der Tasche, und ich ließ mich überreden, die Stelle zu übernehmen. Die Direktion der Blinden- und Taubstummenanstalt ertheilte mir die vorläufige Bewilligung zum Austritte, und ich eilte, aus dem feindlichen Feuer zu entkommen, indem ich die Frühlingsferien zu einer Reise nach Deutschland benutzte.

Auf derselben besuchte ich die Lehrerseminarien in Karlsruhe, Eßlingen, Gmünd; das Taubstummeninstitut in Pforzheim und andere Lehranstalten.

Manches Gute und Zweckmäßige lernte ich kennen, aber es befestigte sich in mir die Ueberzeugung, daß in den deutschen Lehrerbildungsanstalten große Mängel und Fehler sich vorfinden, und ich dachte ernstlich darüber nach, diese in meiner Stellung zu vermeiden. Hier ist nicht der Ort, über jene Mängel und Fehler einzutreten, und hoffentlich hat sich in den letzten acht Jahren Manches zum Bessern gestaltet.

Während meiner Abwesenheit dauerten die Verunglimpfungen fort; Professor Kaspar Orelli, der mir mit freundlicher Gesinnung zugethan blieb, wies dieselben zurück. Indessen verbreitete sich die Ansicht, ich werde gar nicht mehr in den Kanton Zürich zurück kommen, da der vielseitige Widerstand, den meine Ansichten und Bestrebungen bereits gefunden, mich mit Furcht und Unwillen erfüllt haben. Wahrscheinlich kam dieses Gerücht aus einem Mißverständniß in Bezug auf meine versuchte Demission.

Zu Anfang April langte ich wieder in Zürich an, der Direktion der Blinden- und Taubstummenanstalt überreichte ich noch eine ausführliche Denkschrift, in welcher ich meine Ansichten über den Stand der Anstalt, über deren Bedürfnisse und die Mittel zur immer zweckmäßigern Einrichtung erörterte. Die

Direktion hatte mich bei meiner Abreise auch mit dem Auftrag beehrt, einen tüchtigen Mann an die Oberlehrerstelle aufzusuchen. In diesem Auftrage machte ich einen doppelten Vorschlag in den Herren Arnold und Schibel, jener war Lehrer an dem Institute in Pforzheim, dieser an der Taubstummenklasse bei dem Seminar in Eßlingen. Die Direktion schien für Arnold zu entscheiden. Derselbe kam nach Zürich, aber einige seiner Aeusserungen scheinen dazu mitgewirkt zu haben, daß er nicht gewählt wurde; so z. B. ging er mit einem gebildeten Blinden im Platze spazieren, dieser sagte, daß dort Geßner's Denkmal stehe. Arnold scheint im Mißverständnisse von „Geßler's" Denkmal gesprochen zu haben. Diese an sich unbedeutende Aeußerung hatte bedeutenden Einfluß bei der Wahl. Böswillige Leute benutzten den Umstand, um die Verdächtigung zu verbreiten, als habe ich der Anstalt einen mittelmäßigen Lehrer bestellen wollen. Arnold's seitherige ausgezeichnete Leistungen in Pforzheim, die öffentlich vielfache Anerkennung gefunden, haben jene Verdächtigung genugsam widerlegt. Ich schied im Stillen und unter freundlichen Beziehungen aus der Anstalt, (Beilage Nro. 15) und freute mich stets, zu vernehmen, daß mein Nachfolger, Hr. Schibel, das blühende Institut mit eben so viel Geschick als Hingebung fortzuführen sich mit dem besten Erfolge bemühe.

Besondere Unglücksfälle trübten mein fast siebenjährigen Aufenthalt an dem Institute nicht; schmerzlich war uns allen jedoch der Verlust eines sehr talentvollen und gewandten blinden Knaben, Johannes Scherrer von Richterswyl, der an einer Hirnentzündung starb, ungeachtet der äußerst sorgsamen Behandlung durch Hrn. Dr. Rahn im Leuenstein, der viele Jahre unsre Zöglinge unentgeltlich besorgte. Der taubstumme Stefan war einmal beim Baden in der Sihl fortgerissen, ein älterer Taubstummer, Appenzeller von Höngg, rettete ihn. Auf der Rückkehr aus einer Kirche an einem Sonntag Nachmittag war ein Taubstummer mit dem blinden Ambüel von Watt-

wyl voran. Beim Kaufhause fuhr rasch ein Wagen durch die Menge; ich rief vergeblich. Augenblicklich lag der Blinde mit seinem stummen Führer niedergerannt, und das Wagenrad lief dem Ambüel über den Rücken, einen staubigen Streif als Spur zurücklassend. Furchtbar erschrocken eilte ich, den Unglücklichen aufzuheben und in das Salzhaus zu bringen. Er war unverletzt und erholte sich in wenigen Minuten unter der freundlichen Pflege der Hausbewohner.

Am 4. Mai zog ich mit meiner Familie nach Küsnach, wo ich das Haus der Hrn. Meyer und Blattmann an der Wiltisgasse gemiethet hatte.

Beilagen

zum

ersten Heft.

Nro. 1.

Die züricherische Hülfsgesellschaft, in Anerkennung des verdienstlichen Charakters und der edeln Berufsart des

Herrn J. Th. Scherr,

Lehrer am königlich würtembergischen Taubstummen-Institut in Gmünd, hat in einmüthiger Zustimmung denselben zu ihrem auswärtigen Ehrenmitgliede ernannt, und befreut sich bei dem Gedanken, daß Herr Scherr in dieser Ernennung, von welcher ihm ein förmlicher Akt zugestellt werden soll, einen neuen Antrieb finden werde, seine Kräfte und sein Talent dem Wohl einer eben so interessanten als unglücklichen Menschenklasse forthin zu widmen.

Zürich, den 25. März 1824.

Namens der züricherischen Hülfsgesellschaft.
Der Präsident:
Schinz, zur Glocke, Direktor.
Das Aktuariat:
J. Ludwig Meier, Diakon am großen Münster.

Nro. 2.

J. Th. Scherr von Hohenrechberg, Oberamts Gmünd, gebürtig, besuchte im Jahr 1818 die hiesige königliche Taubstummenanstalt, um die Methode des Unterrichtes kennen zu lernen, wurde im Jahr 1821 als Lehrer an die Anstalt gerufen; und blieb in dieser Eigenschaft an derselben bis in die Mitte Oktober 1825, wo er auf seine Bitte entlassen wurde.

Im Sommer 1822 wurde er über den Taubstummenunterricht besonders geprüft, und erhielt das Zeugniß „Sehr fähig“. — Er hat diesem Prädikate durch seine Leistungen immer entsprochen, und sich dem ihm übertragenen Geschäfte mit vielem Fleiße unterzogen. Als mit der Taubstummenanstalt ein Blindeninstitut ver-

bunden wurde, zeigte er viel Talent und Geschick im Unterrichte der Blinden. Dabei unterlag sein sittliches Betragen seiner damaligen Jugend ungeachtet nie einer Rüge, so daß ihm während eines Urlaubs des damaligen Vorstehers von Allé die Geschäfte des Vorstehers übertragen wurden, und er überhaupt das Vertrauen und die Achtung seiner Vorgesetzten genoß.

Welches bezeugt

Gmünd, den 11. Januar 1827.

Das Vorsteheramt der königl. Taubstummen- und Blindenanstalt:
M. Jäger.

(Anmerkung. Ein gleichlautendes Zeugniß wurde schon 1825, vor meiner Ankunft in Zürich, der Vorsteherschaft der Blindenanstalt übergeben. Der Grund, warum ich die Anstalt in Gmünd verließ, lag in einer höchst ungerechten Zurücksetzung, die ich unter dem Einflusse eines hochgestellten Prälaten erfahren hatte. Gleichzeitig mit der Anstellung in Zürich erhielt ich einen Ruf nach Philadelphia, wohin ich bereits mit allen Anweisungen versehen war.)

Nro. 3.

Rezension der Schweizerischen Monatschronik, Dezember 1826.

Zwei Abende ꝛc. ꝛc.

Ein freundliches Neujahrgeschenk, das den Geist eben so angenehm durch seinen Inhalt, als das Auge durch seine geschmackvolle typographische Ausstattung anspricht. In dem ersten Abend verschlingen sich eine Schilderung des Frühlings, Lokalbeschreibung, besonders des s. g. Sechseläutens, und der eigentliche Zweck des Schriftleins zu einem schönen Ganzen. Im zweiten hat der beinahe blos aus Reflexionen bestehende Stoff der poetischen Form geschadet; man wird ihn aber des Inhalts wegen ebenfalls mit Vergnügen lesen. Ueber Verstöße im Versmaß wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, obwol größere Sorgfalt in dieser Hinsicht für den Gesammteindruck sehr wünschbar gewesen wäre. Einiges mag sich vielleicht wirklich bloß durch Mißschreiben

eingeschlichen haben. Z. B. S. 51, V. 6, das „liebvolle“. Wir wünschen dem Blindeninstitut Glück, einen Mann gefunden zu haben, der sich dem Publikum eben so vortheilhaft bekannt macht, als ihn Vorsteher des Instituts in seinem Wirkungskreis schon länger erfunden haben. Wir empfehlen diese Abende mit Ueberzeugung zu einer freundlichen Aufnahme. Der Ertrag fällt überdies ganz dem Blindeninstitut zu, was auf dem Titel nicht bemerkt ist.

N.

Nro. 4.

Der Unterzeichnete hat die Anstalt für Blinde und Taubstumme besucht, und bedauert sehr, den Hrn. Scherr nicht angetroffen zu haben. Er legt aufrichtig das Bekenntniß ab, daß so viel er sehen konnte, sie hier in kürzerer Zeit im Sprachunterrichte mehr leisten, als wir in Bern bisher geleistet haben, und schreibt dies hauptsächlich den Uebungen im Mündlichsprechen und mündlich Sprache verstehen zu.

Zürich, den 17. Sept. 1828.

Baggesen,
Helfer am Münster in Bern, einer der Direktoren der Taubstummenanstalt in der Bächtelen.

Nro. 5.

Berne, le 6. Déc. 1831.

Monsieur!

Je m'enpresse de vous adresser conformement au désir que vous m'exprimez dans votre lettre du 4 de ce mois l'accusé de réception du mémoire sur l'institution des sourds et muets que vous m'avez transmis.

J'ai écrit au ministre pour obtenir aussi un reçu de Mr. de Gerando.

Agréez Monsieur l'assurance de ma consideration très distinguée.

L'ambassadeur de France:
Rumigny.

Nro. 6.

Monsieur!

Je m'empresse de vous annoncer que nous venons enfin de recevoir votre précieuse mémoire en reponse à notre circulaire, par le canal du ministre des affaires étrangères. Je vous offre à la hâte l'expression de la reconnaissance de notre administration. Nous allons étudier et mettre en profit ce beau travail. Mr. Ordinaire, qui a eu l'honneur de vous voir il y a quelques mois à Zuric, et qui nommé directeur de notre institution, entre aujourd'hui en fonction, à notre grande satisfaction, pourra faire fructifier ces communications; il aura l'avantage de correspondre avec vous.

Veuilliez accueiller les nouvelles assurances de ma haute estime.

Paris, Decembre 1851.

B. Degerando.

Nro. 7.

Königsberg, den 21. Dezember 1827.

Mein werther Freund!

So eben erfahre ich, daß in einer Nro. der Darmstädter Schulzeitung von diesem Jahr etwas in Betreff des, in der bewußten Note meiner Schrift enthaltenen Urtheils über Ihre Anleitung zum Unterricht der Taubstummen gesagt ist. Es soll zu Ihrem Vortheile sein, und das freut mich herzlich. Das betreffende Blatt ist mir während meiner mehrmonatlichen Abwesenheit von Königsberg vorbeigegangen, ich werde es mir aber in meinem Journalzirkel nachträglich zu verschaffen suchen, und sehen, was darauf zu erwiedern ist. Mein Urtheil über Ihre Schrift kann ich nicht zurücknehmen, obgleich ich gestehe, daß es milder ausgefallen wäre, wenn ich Sie früher persönlich gekannt hätte. Dies aber kann

und will ich bei erster bester Gelegenheit der Welt sagen: daß Sie ein eben so tüchtiger Blinden- als Taubstummen-Lehrer sind, und daß Sie, schon bei dem flüchtigen Einblicke, den ich in Ihr pädagogisches Wirken unter den Zöglingen Ihres trefflichen Instituts thun konnte, meine volle Achtung und herzliche Liebe gewonnen haben.

Sie thun mir einen großen Gefallen, geehrter Freund, wenn Sie von dieser Erklärung für sich recht bald den zweckdienlichsten Gebrauch machen und zwar verbis ipsis in der Schulzeitung, oder wo Sie sonst wollen; denn ich fürchte, wegen überhäufter Amtsgeschäfte nicht so bald zu einer über diese hinausliegenden Arbeit gelangen zu können.

Leben Sie wohl!

Dr. Neumann.

Nro. 8.

Königsberg, den 9. April 1828.

Mein werther Herr und Freund!

Die noch sehr junge Taubstummenanstalt in Breslau ist es, für welche ich zu Vorschlägen aufgefordert wurde. Diese Anstalt ist das Werk einer Privat-Unternehmung, jedoch von sehr umfassender Wirksamkeit (für ganz Schlesien), und durch ein eisernes Kapital, fortlaufende Beiträge und Zuschüsse der Regierung, bereits sicher begründet. Nicht so gut steht es um die Interna.

Daß einem so wichtigen Uebelstande bald abgeholfen werden müsse, sah das Vorsteher-Amt des Institutes ein, und wandte sich daher an mich, mit dem Ihnen schon bekannten Gesuche, daß mich dasselbe, bei dem sehr fühlbaren Mangel tüchtiger Taubstummenlehrer, in einige Verlegenheit gesetzt hat, will ich Ihnen ehrlich gestehen; denn unter den Männern, die etwas Gescheidtes in unserm Fache leisten, ist meines Wissens nicht Einer disponibel, und was außer diesen, die selbst schon Anstalten vorstehen, für eine Stelle, wie die in Rede stehende, zu gewinnen wäre, ist über das A B C des Taubstummen-Unterrichtes so wenig, als über das A B C pädagogischen Wissens und Könnens überhaupt hinausgekommen. Ich kenne die Herren Alle. Indem ich dieß dem Breslauer Vor-

steher-Amte (welches, beiläufig gesagt, aus Bürgern und einigen Geistlichen besteht) bemerkbar machte, schlug ich Sie, mein werther Herr Scherr, jedoch unter Verschweigung Ihres Namens, zu der Stelle vor, und zwar als den einzigen Mann, der, so viel mir bekannt, sie zu übernehmen fähig und geneigt wäre. Ihre Forderungen stellte ich etwas über Ihr gegenwärtiges Diensteinkommen, also zwischen 6 — 700 Rthlr.; denn verbessern müssen Sie sich. Hinsichtlich Ihrer Dienstverhältnisse gab ich zu verstehen, daß es zweifelsohne Ihr Wunsch sein würde, in Anwendung und Leitung des Unterrichts freie Hand zu haben, sonach als pädagogischer Vorsteher des Institutes sich geriren zu dürfen. Ich glaube hier ganz in Ihrem Geist und Sinne gehandelt zu haben.

Dr. Neumann.

Nro. 9.

Der Regierungsrath des eidgenössischen Standes Zürich

hat

nach Anhörung und in Genehmigung eines von dem Rathe der innern Angelegenheiten erstatteten Berichts und gutachtlichen Antrages, d. d. 7. dies, dem Herrn

J. Theodor Scherr,*)

von Hohen-Rechberg, Oberamts Gmünd, im Königreich Würtemberg, gegenwärtig Oberlehrer in der hiesigen Blinden- und Taubstummenanstalt, auf seine Bitte für Aufnahme in das Kantonsbürgerrecht, und nach gehöriger Ausweisung über alle gesetzlichen Erfordernisse, so wie auch über eine eventuelle Bürgerrechtszusage von

---

*) Dieses Dokument ist von Hrn. Staatsschreiber Hottinger auf Pergament geschrieben, und ein vorzügliches kalligraphisches Meisterstück. Als ich es freudig übersehen hatte, bemerkte ich mit Bedauern, daß der Taufname unrichtig gesetzt sei, denn nicht Theodor, sondern Thomas ist mein Hauptname. Ich konnte es nicht über mich bringen, Hrn. Hottinger's schönes Werk um des einzelnen Wortes willen zurück zu senden, und dieß gab Veranlaßung, daß nach dem Dokumente Viele meinen Hauptnamen ebenfalls unrichtig setzten. Ich gebe hierüber Aufschluß, obgleich gewisse Leute aus dem Namen „Thomas" eben so richtig einen Grund des Unglaubens, als aus dem Vornamen den Grund des Jesuitismus folgern werden.

Seite der Gemeinde Stadel, Pfarre Oberwinterthur, in Betrachtung der vorzüglichen Verdienste, welche sich derselbe seit mehreren Jahren sowol als Oberlehrer in der Blinden- und Taubstummenanstalt, als durch die Unterrichtung von Schullehrern erworben, zum Zeichen besondern oberkeitlichen Wohlwollens und beehrender Anerkennung seiner gemeinnützigen Leistungen, das Landrecht des Kantons Zürich, mit allen davon abhangenden bürgerlichen Rechten und Freiheiten für seine Person und Nachkommenschaft geschenkt, und seine Aufnahme in das Gemeindsbürgerrecht von Stadel genehmigt. Zu dessen Zeugniß ist gegenwärtiger Beschluß als Landrechtsurkunde mit der Unterschrift des ersten Staatsschreibers und dem Standessigel versehen dem Herrn Scherr zugestellt worden.

So geschehen Montags, den 9. Mai 1831.

Von dem Regierungsrathe.
Kanzlei des Standes Zürich:
Hottinger,
erster Staatsschreiber.

Nro. 10.

Tit. Herrn J. Th. Scherr, Oberlehrer an der Blinden- und Taubstummen-Anstalt.

Mit ungetheiltem Beifall hat der Erziehungsrath die neuerschienene Elementar-Sprachbildungslehre von Hrn. Scherr, Oberlehrer an der Blinden- und Taubstummenanstalt, bei stattgehabter Cirkulation unter den Mitgliedern aufgenommen, und darin ein wesentliches Hülfsmittel zur Verbesserung des Elementarunterrichtes erkannt. Indem Hr. Scherr dieses Werk, welches tief durchdachte Theorie mit vorzüglicher praktischer Anwendbarkeit vereinigt, und ein Beweis sorgfältiger Beobachtung und mannigfaltiger Erfahrung ist, dem Publikum mittheilt, dehnt er seine gemeinnützigen, zunächst einer besondern Klasse gewidmeten Bestrebungen nun auf einen erweiterten Kreis aus, und erwirbt sich dadurch neues Verdienst.

Unter Belobung dieser gemeinnützigen Thätigkeit verdankt zu-

gleich der Erziehungsrath dem Hrn. Scherr die gefällige Mittheilung seines Werkes. Aktum, den 15. März 1831.

Von dem Erziehungs-Rathe.
Der Aktuar:
Escher.

Nro. 11.

Elementar-Sprachbildungslehre ꝛc. (Allgemeine Schulzeitung 1832. I. Nro. 118.)

Wir kommen vorwärts im Sprachunterrichte. Die zu beurtheilende Schrift liefert davon einen recht erfreulichen Beweis, und wir heißen sie daher im Namen der guten Sache aufrichtig willkommen.

Im Voraus werde bemerkt, daß das Werk nicht, wie man etwa aus des Verf. Amtsstellung schließen möchte, zum ausschließlichen Gebrauche von Blinden- und Taubstummenanstalten bestimmt ist. Es ist vielmehr vorzugsweise den Dorfschulen gewidmet, „in welchen oft bis hundert Kinder aller Klassen von einem Lehrer unterrichtet werden müssen.“ Die nächste Veranlassung zur Herausgabe desselben war der mehrfach geäußerte Wunsch, daß die für den Taubstummenunterricht angelegten Stoffsammlungen des Verf. mit den nöthigen Abänderungen zu Leseübungen für Volksschulen eingerichtet und von einer Anleitung für den Lehrer begleitet würden. Die von ihm dargestellte Methode erklärt der Verf. übrigens nicht für neu oder erst durch Versuchen zu erprobend; er fand sie der Hauptsache nach schon vor mehreren Jahren in vielen Schulen Baierns und Würtembergs, wo sie zu ausgezeichneten Erfolgen führte. Es ist auch in der That der hier ausgeführte Grundgedanke nicht neu; der Verf. hat jedoch das Verdienst, denselben selbstständig und zweckmäßig verwirklicht zu haben. Dieser Grundgedanke ist aber: Auf das Reden, als Fundament, die Schrift zu bauen, und von dieser das Lesen abhängig zu machen, als Rückgang auf die Rede. Das Reden aber soll wieder zum Fundamente das Denken haben, und so soll der Sprachunterricht in dieser natürlichen, nothwendigen Folge erscheinen: Denken, Reden, Schreiben, Lesen. Ein bloßes Auswendiglernen von Sprüchen und Liedern soll, als todtes Lippenwerk, nicht mehr für Sprachunterricht gelten; gedan-

kenloses Aufsagen unverstandener Sätze soll nicht mehr Lesen, das Nachmalen unbegriffener Worte nicht mehr Schreiben genannt werden. Der Verf. beginnt also mit Anschauungs- und Denkübungen, läßt die Resultate derselben aufschreiben, und geht von diesem Schreiben zum Lesen über. Damit werden alle Lehrer einverstanden sein, daß Sprachunterricht zugleich Anschauungs- und Denkunterricht sein müsse, und die wenigsten werden sich das Geständniß thun müssen, daß sie diesen für Menschenbildung so höchst wichtigen Unterricht noch nicht verstehen, oder ihn nicht gehörig betreiben. Es hat ja das, was die Vormänner der neueren Unterrichtswissenschaft darüber gelehrt haben, bereits tausendfältige Früchte getragen. Widerspruch dürfte der Verf. jedoch hinsichtlich der Behauptung finden, daß das Schreiben dem Lesen vorangehen müsse. Zwar werden unter den Gegnern vielleicht nur wenige ihre Argumente aus der Sache selbst nehmen, wie z. B. der Dr. Müller (vergl. den Schulboten); dagegen werden Viele sich hinter Verhältnisse und Umstände verschanzen. Und das nicht ganz ohne Grund. So lange es noch Schulinspektoren gibt, die den Grad der Tüchtigkeit eines Lehrers nach der Zeit beurtheilen, in welcher seine Schüler das Mechanische des Lesenlernens, unbekümmert darum, ob auf allseitige Ausbildung der Kindesnatur Bedacht genommen werde oder nicht, so lange muß der Lehrer auf Entschuldigung rechnen dürfen, der da mit jenem märkischen Bauer sagt: »Det ginge wohl, aber det geht nicht.« — Solche Gegner sind übrigens nicht Gegner von der Sache, sondern von der Meinung, daß die Sache anwendbar sei. Mögen sie bald anders sprechen können! Denjenigen aber, welche die oben bezeichnete Stufenfolge des Sprech-, Schreib- und Lesenunterrichtes rein an sich, ohne Bezug auf äußere Umstände, angreifen, rathen wir, die von unserem Verf. in der Einleitung zum Handbuche ausgesprochenen Betrachtungen und Folgerungen recht aufmerksam in Erwägung zu ziehen. Wir für unsere Person waren schon seit Jahren der Ansicht, das Lesen und Schreiben in Verbindung zu treiben; wir haben daher in des Verf. Bestrebungen eine angenehme Bestätigung von der Richtigkeit der unsrigen gefunden. In dem gleichen Falle mit uns werden diejenigen sein, welche der, neuerdings durch den Rektor Scholz dargestellten Methode des Schreibenlesenlernens zugethan sind.

Es wird nun Zeit, unsere Schrift näher ins Auge zu fassen.

Des Verf. gesammter Sprachunterricht zerfällt in zwei Curse. »Die Aufgabe des ersten Curses besteht darin, die von dem Schüler aus dem elterlichen Hause mitgebrachten Sprachbegriffe genauer zu entwickeln, den Ausdruck zu berichtigen und dem Schüler so viel Sprachfertigkeit und Sprachverständniß beizubringen, daß er seine Gedanken in einfachen Sätzen sowol mündlich als schriftlich geordnet vortragen und ebenso die Mittheilungen Anderer richtig auffassen kann. Das Vertrauen auf den Lehrer hat den Schüler zur vollkommensten Ueberzeugung gebracht, die den Worten gegebene Bedeutung sei die einzig wahre, und die Veränderung der Wörter und deren verschiedene Stellung in Sätzen die einzig richtige; von etymologischer und grammatischer Untersuchung und Unterscheidung ist bisher keine Rede gewesen. Nun folgt aber der zweite Cursus, welcher eben zur Aufgabe hat, auch den Schüler zur Einsicht zu bringen, daß alle jene Wortveränderungen und Satzordnungen nach besonderen Gesetzen gegründet und geregelt sind.« Wir haben diese Stelle der Einleitung ganz hergesetzt, weil sie den Schlüssel zum Ganzen gibt. Ehe der Schüler den Organismus der Sprache begreifen kann, muß er sie haben; es muß also der Betrachtung die Aneignung vorangehen, also zuerst Sprechlehre und darauf Sprachlehre, also nicht Sprechen durch Grammatik, sondern Grammatik durch Sprechen. Ganz recht! Es gewinnt auch diese Ansicht immer mehr Raum bei denkenden Schulmännern, und gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo die Klagen über die unsinnige Anwendung, die in manchen Schulen noch von der Grammatik gemacht wird, verstummen werden. Davon also genug! Wir gehen sogleich zu der Untersuchung über, wie der Verf. seine beiden Curse ausgeprägt habe.

Erster Cursus. Derselbe zerfällt in achtzehn Uebungen, von welchen wir die ersten näher bezeichnen müssen. Erste Uebung. Benennen von Gegenständen. Verbessern der Aussprache. Auflösen der Namen der Dinge in Sylben und Laute, Schreiben der letzteren. Zweite Uebung. Ordnen der Dinge nach den Begriffen: Mensch, Thier, Pflanze, Sache u. s. w. Schreiben und Lesen der Namen der Dinge. Dritte Uebung. Aufsuchen der Eigenschaften an Dingen. Bezeichnung derselben. Schreiben und Lesen hierher gehöriger Sätze. So geht es nun weiter. Wie das Kind nach und nach den ganzen Kreis von Anschauungen, Begriffen und Urtheilen durchläuft, so wird es dadurch zugleich mit Allem vertraut gemacht, was zur

ſprachlichen Bezeichnung davon dient. Es werden alſo Verba, Pronomina, Verhältnißwörter u. ſ. w., ſowie die mannigfachſten Satzformen auf eine wahrhaft naturgemäße Weiſe eingeführt. Aus der Sinnenwelt wird zeitig der Uebergang in die Gedankenwelt gemacht; am Ende ſpielen die Uebungen ſogar in das Gebiet des Religiöſen hinüber, bis dann am Schluſſe zuſammenhängende mündliche Vorträge und ſchriftliche Aufſätze eintreten. Nun erſt erſcheint im zweiten Curſus die Sprachlehre. Dieſe bringt das zum Bewußtſein, was bereits ſachlich aufgefaßt und praktiſch eingeübt worden. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erſte behandelt in zehn Uebungen die Wortlehre und die Lehre vom einfachen Satze. In der zweiten erſcheinen der zuſammengeſetzte Satz und die Etymologie. Was nun die hier aufgeſtellte Sprachlehre an ſich betrifft, ſo ſtützt ſie ſich, wie der Verf. in der Einleitung bemerkt, auf das Werk von Becker. In Bezug auf die Methode bemerken wir, daß Hr. Scherr darauf bedacht geweſen iſt, überall »erläuternde Beiſpiele voranzuſtellen, in welchen die Begründung der Regel aufgeſucht wird«. So bezeichnet ſich denn im Allgemeinen die Arbeit nur als empfehlenswerth; ſie erſcheint aber auch in einem nicht minder vortheilhaften Lichte, wenn auf das Einzelne geachtet wird. Bei lobenswerther Ausführlichkeit in der Darſtellung des Methodiſchen zeigt ſich zugleich eine beſondere Faßlichkeit, ſo daß auch ſchwächere Lehrer ſich hier werden befriedigt ſehen. Zweckmäßige Herleitungen, Fragen, Aufforderungen und Aufgaben finden ſich überall. Man darf nur zulangen.

Es bleibt noch übrig, Etwas über die drei Leſebücher zu ſagen. Nro. I. gehört zum erſten Curſus des Sprachunterrichtes, Nro. III. zum zweiten. Jenes enthält eine Sammlung von Wörtern und Sätzen zur Leſeübung, Begriffsentwickelung und Einübung der Sprachformen, und iſt nach den achtzehn Uebungen des erſten Curſus geordnet; dieſes faßt die Beiſpiele zur Sprachlehre in ſich, nebſt den daraus folgenden Regeln, und befolgt den im zweiten Curſus beobachteten Stufengang. Es ſind alſo dieſe beiden Leſebücher bei Weitem mehr, als Leſebücher; ſie liefern Alles dasjenige an Fragen, Tabellen, Beiſpielen, Regeln und Aufgaben, was der Sprachunterricht erfordert, weßhalb ſie wohl zweckmäßiger wären Sprachbücher genannt worden. Nro. II. ſteht für ſich da. Es enthält die bibliſche Geſchichte und iſt, als ein reines Leſebuch, beſtimmt, dem Schüler nach Vollendung des erſten Curſus in die Hände gegeben zu

werden. Demnach wird es dazu dienen, den Lernenden während des zweiten Sprachkursus nebenbei im Lesen besonders zu üben. Der Verf. betrachtet es bloß als Zugabe; er scheint jedoch viel Fleiß auf die Ausarbeitung desselben gewandt zu haben, da nur ganz kurze und einfache Sätze vorkommen, die sich aber doch in der Zusammenstellung gut ausnehmen. Die Auswahl der Geschichten ist löblich, der Ton der Heiligkeit des Gegenstandes angemessen. Es würde das Büchlein recht gut für sich allein beim Unterrichte in der biblischen Geschichte können gebraucht werden.

Unser Gesammturtheil über die Schrift ist aus dem bereits Gesagten abzunehmen. Wir bemerken nur noch, daß wir uns das Gutachten eines sehr einsichtsvollen Taubstummenlehrers über dieselbe ausbaten, und von ihm die Versicherung erhielten, er habe sie bereits mit Nutzen gebraucht. — Was sie kostet, wissen wir nicht. Was schadet's aber? so Etwas kauft man um jeden Preis.

J. J.

Nro. 12.

Recension aus der Literaturzeitung für Volksschullehrer. 1832. Heft III.

Bei der Menge von deutschen Sprachlehren, welche von Messe zu Messe erscheinen, ist es einem Rezensenten wohl nicht zu verargen, wenn er eine neue Erscheinung der Art mit einem gewissen Mißtrauen zur Hand nimmt, da man sich nicht selten auf eine unangenehme Weise getäuscht sieht. War nun auch das Erstere bei dem vorliegenden Werke der Fall, so ist doch das Zweite nicht eingetroffen, und wir freuen uns, dieß im Voraus bemerken zu können. Der bescheidene Hr. Vf. erklärt indessen selbst, daß er in diesem Buche keine sogenannte neue Methode begründet haben will; zugleich spricht er sich auch gegen die Ansicht aus, als ob die dargelegte Lehrweise (nämlich das Schreiben unmittelbar auf den mündlichen Ausdruck zu bauen und dadurch gleichzeitig das Lesen zu lehren) durch Versuche erst zu erproben wäre. Der Vf. verweis't auf den Thatbestand in den Schulen zu Baireuth und Bamberg und in den Dörfern jenes Kreises, auch sonst auf viele Schulen Baierns und Würtembergs. — Diese Schrift ist vorzugsweise für Dorfschulen bestimmt, in welchen oft bis 100 Kinder aller

Klassen von einem Lehrer unterrichtet werden müssen. Sie soll insbesondere jenen Lehrern dienen, die aus Mangel an Zeit oder Gelegenheit sich nicht die für die jetzigen Forderungen nöthigen Kenntnisse erwerben konnten. Hieraus erhellet, daß der Vf. keine wissenschaftliche Sprachlehre schreiben wollte. — Zur Begründung der Regeln sind überall erläuternde Beispiele vorangestellt. Bei Feststellung der Regeln ist hauptsächlich Becker's ausgezeichnetes Sprachwerk benutzt worden. Daß der Vf. die alten Benennungen für die Wortarten beibehalten hat, müssen wir sehr billigen, da diese Benennungen auch jetzt noch am meisten bekannt und allgemein verständlich sind, denn man blicke nur in so manche Sprachlehren, und sehe die babylonische Verwirrung, und man wird sich geneigt fühlen, ihnen eher den Titel Sprachverwirrungslehren zu geben. Auch das müssen wir als eine sehr zweckmäßige Einrichtung dieses mit einem sichern pädagogischen Takte bearbeiteten Werkes bemerken, daß der Vf. zum zweiten Lesebuche Gegenstände aus der biblischen Geschichte, der Sprachstufe angemessen, frei bearbeitete; denn, sagt er, es ist unwidersprechlich, wie eben diese Gegenstände einen nie verlöschenden Reiz haben. Sein Wunsch ging dahin, dazu beizutragen, daß der Sprachunterricht immer mehr als Mittel zur Verstandesbildung sich darstelle, daß die zu erlernenden Fertigkeiten bald und gründlich erzielt werden, und so die Schule Kräfte und Zeit gewinne, in weitern Belehrungen die Herzensbildung der Schüler mehr berücksichtigen zu können. So viel im Allgemeinen über die Brauchbarkeit und Angemessenheit dieses Werkes zu dem Lehrstoffe in den Volksschulen. Wir wollen nun noch einige Bemerkungen des denkenden Vfs. über diesen Gegenstand mittheilen. — Daß Lesen und Schreiben mit der Tonsprache in genauester Uebereinstimmung seien und die abweichende Darstellung der Worte im Wesen der Sprache nichts ändere, möchte kaum bestritten werden können. Da wir die Tonsprache zuerst erlernen, sie am allermeisten gebrauchen und auch bei stillem Nachdenken die Worte gleichsam tönend in unserer Vorstellung erscheinen: so müssen wir in der Schriftsprache, im Schreiben und Lesen, blos einen sichtbaren Abdruck der Tonsprache erkennen. Daraus folgt dann unumstößlich, daß die Schriftsprache auf die Tonsprache gebaut werden und stets mit dieser in genauester Uebereinstimmung und Verbindung bleiben müsse. Die meisten alten Schullehrer waren nicht zu einer klaren Ansicht des Sprachunterrichts gelangt, und daher wurde das gedankenlose Aufsagen unverstandener

Sätze Lesen, das Nachmahlen unbegriffener Worte Schreiben genannt. Hieraus entsprang das größte Unglück der Volksschule. Der Unterricht im Lesen und Schreiben, welcher die meiste Zeit einnahm, erweiterte und befestigte keineswegs die Sprachkenntnisse: somit war das erste Mittel zur Verstandes- und Herzensbildung beinahe unwirksam gemacht. Die Buchstabirübungen nennt der Verfasser eine arge Sache. Da man, sagt er, mit der Zeit nicht karg ist, und die im Kinde durch den Umgang mit andern Menschen erwachte Geistesthätigkeit auch selbst auf solche Weise sich nicht wieder ertödten läßt, so kommt man doch über die einzelnen Sätze und Wörter hinweg und buchstabirt nicht selten nur Bruchstücke aus dem Religions-Katechismus. Alle geheiligten Namen werden zerrissen und wieder gefügt, und so tausend und tausendmal, bis sie dem Kinde recht wie zum inhaltleeren Gedächtnißkrame geworden sind. Eben so schlecht stand es mit dem Lesen. Ein solches Treiben hat aber mit der lebendigen Sprache nichts gemein. Der Schreibunterricht trat erst dann ein, wenn bereits in jenem Lesen einige Fortschritte gemacht worden waren. Wer dann die Vorschrift richtig und sauber nachmachte, der hieß ein geschickter Schreiber. — Vielfache Verbesserungen sind versucht worden, die Belege dazu sind in einer ungeheuern Menge von Schriften enthalten. Es scheint aber eine förmliche Umwandlung des Lese- und Schreibeunterrichts, wie ihn ein altes Herkommen bestellt hat, nothwendig zu sein, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß an den meisten Orten die Verbesserungen in Vermischung mit dem alten Sauerteige unwirksam bleiben möchten. — Bei einer solchen Umwandlung dürfte allererst festgestellt werden, daß der Unterricht im mündlichen Ausdrucke der erste und wichtigste Gegenstand der Volksschule sei. Dies ist der Vereinigungspunkt zwischen dem Schulunterrichte und dem, was das Kind im elterlichen Hause, im Leben unter andern Menschen bereits gelernt hat. Der Elementarunterricht soll damit beginnen, die Sprachfertigkeit, welche das Kind aus dem elterlichen Hause mitbringt, zu berichtigen und zu erweitern. — Sprachübung und Verstandesübung bleibe in Eins verknüpft. — Dem hörbaren Gedankenausdrucke schließt sich alsobald der sichtbare an; man verbindet mit dem Reden das Schreiben. Dies muß auf eine Art geschehen, daß Denken, Reden und Schreiben durchaus als vollkommen übereinstimmend dem Kinde sich darstellen. Da ist zuerst das

Denken in Worten, dann das hörbare Aussprechen (Reden), dann das sichtbare Bezeichnen (Schreiben) und wieder das Aussprechen des Geschriebenen (Lesen). Das Lesen ist also ein förmlicher Theil des Schreibunterrichts und schreitet mit diesem fort, da das Geschriebene immer auf seine Basis, die Tonsprache, zurückgeführt wird. So ist der Sprachunterricht der Volksschule einzuleiten. Es erscheinen da wieder die längst bekannten Fächer: Lesen, Schreiben und Reden. Sie werden aber nirgend getrennt, sondern nothwendig verbunden als ein Gegenstand aufgeführt. Den Vorschlag, das Schreiben dem Lesen vorangehen zu lassen, hat Graser schon längst realisirt. — Wer jemals Kinder beobachtet hat, wird wahrgenommen haben, daß sie Lust und Freude haben, mit Kreide, Bleistift oder Griffel mancherlei nachzuzeichnen: wie sie auch das Schreiben mehr anzieht als das Lesen, und sie jenes oft aus eigenem Antriebe versuchen. Was das Handbuch für den Lehrer enthalte, erhellt aus der obigen vollständigen Angabe des Titels. Wir haben die Materialien eben so reichhaltig als zweckmäßig gefunden. Das Lesebuch für den Schüler enthält in der ersten Abtheilung die ersten Uebungen im Aussprechen, Schreiben und Lesen, Begriffsentwickelung in einfachen Sätzen, kurze Beschreibungen und Erzählungen; in der zweiten Abtheilung die Entwickelung religiöser Begriffe und Erzählungen nach der biblischen Geschichte, in einer dem Sprachverständnisse des Schülers angepaßten Schreibart; die dritte Abtheilung die nothwendigsten sprachlehrlichen Kenntnisse, durch Beispiele erläutert und in einfache Regeln zusammengestellt.

Wir scheiden mit Hochachtung von dem Hrn. Vf., und wünschen, daß sein wackeres Bestreben, die so wichtige Elementar-Menschenbildung auf sichere und wahrhaft bildende Prinzipien zu gründen, überall die verdiente Anerkennung finde. Denkende Schullehrer, die gern den alten Schlendrian verlassen, wenn Besseres erstrebt werden kann und soll, werden sich gern mit dem Lehrgange des Vfs. bekannt machen, wenn sie ihm auch nicht sklavisch folgen. — Druck und Papier sind gut.

Nro. 13.

Troisième circulaire de l'institut royale des sourds-muets de Paris.

(Imprimerie royal 1832.)

P. 213.

Mr. Scherr, après avoir acquis une longe expérience dans l'art d'instruire les sourds-muets, a voulu en appliquer les principes à l'enseignement ordinaire qui laisse tant à désirer sous le rapport de la culture des facultés intellectuelles! Son ouvrage se compose de quatre petits volumes: le premier est un manuel qui indique aux instituteurs l'ordre dans lequel ils doivent enseigner chaque chose, et la manière dont ils doivent la présenter. Les trois autres volumes sont des livres de lecture qui correspondent au manuel et qui sont destinés à être mis entre les mains des élèves.

Mr. Scherr partage l'enseignement en deux cours. Dans le premier, il apprend à l'élève l'emploi régulier de la langue par l'usage; dans le second, il lui fait connaître les règles de la grammaire et de la Syntaxe. Par là il présente séparément deux ordres des connaissances bien distinctes; les notions de fait et les notions abstraites.

Aux premier cour repondent deux livres de lecture: dans le premier est consacré à l'enseignement de la langue, l'étude des choses, la connaissance de la parole, de l'écriture et de la lecture marchent simultanément. Le développement progressif de tous les élémens du discours, de puis l'expression d'un simple jugement jusqu'à la narration, est présenté dans une série d'exercices où les difficultés sont parfaitement graduées. Les mots connus servent à l'interprétation de mots inconnus, et la choix des exemples à l'aide desquels l'auteur détermine la valeur des expressions, décèle un instituteur qui joint à une longue pratique dans l'enseignement des sourds-muets, un esprit philosophique. A la fin de chaque lecture, l'auteur présente les formes interrogatives avec les quelles il analyse toutes les phrases.

Le second livre de lecture est consacré à l'enseignement religieux. L'auteur fait connaître la distinction de l'âme et du corps, l'exitence de Dieu, l'histoire Sainte et les vérités de la réligion, dans une suite de récits dont la contexture grammaticale est d'une sim-

plicité admirable; c'est, sans contredit, ce qui a paru de mieux sur l'enseignement religieux.

Au second cours répond le troisième livre de lecture dans le quel l'auteur expose les neuf parties du discours, les modifications que quelques-unes éprouvent dans l'expressions de la pensée, et les différentes formes de constructions sous lesquelles cette pensée se manifeste. Les exemples précèdent toujours les règles, qui n'en sont ainsi que des déductions.

Nro. 14.

Der Erziehungsrath des eidgenössischen Standes Zürich.

Nachdem er unterm 25. Februar 1832 in Gemäßheit des Gesetzes vom 30. September 1831 (betreffend die Errichtung einer Bildungsanstalt für Schullehrer) zur Besetzung der unterm 24. Dezember 1831 ausgeschriebenen Stelle eines Seminar-Direktors geschritten, hat, nach genommener Einsicht der geschehenen Anmeldungen, beschlossen, eine freie Berufung zu dieser Stelle eintreten zu lassen.

Es wird demnach

Herr Theodor Scherr, Erziehungsrath und Oberlehrer am Blinden- und Taubstummen-Institute,

in Anerkennung seiner ausgezeichneten litterarischen und pädagogischen Verdienste als Direktor an das Seminar berufen, und der Erziehungsrath verspricht sich, daß diese Berufung, an deren Annahme der gemeinnützige Sinn des Herrn Scherr nicht zweifeln läßt, zum Nutzen und Frommen des Schulwesens dienen werde.

Demzufolge ist, nachdem unterm 28. Februar 1832 die Genehmigung dieser Berufung von dem Regierungsrathe ausgesprochen worden, die gegenwärtige Berufungs-Akte in Uebereinstimmung mit dem Protokolle ausgefertigt und durch die Unterschrift des Präsidenten und der Kanzlei unter Beifügung des Siegels des Erziehungsrathes bekräftigt worden.

Zürich, den 29. Februar 1832.

Der Präsident des Erziehungsrathes:
Hirzel.
Der erste Sekretär:
Escher.

Nro. 15.

Hochgeehrteſter Herr!

Mit Ihrer verehrlichen Zuſchrift vom 29. v. M. zeigen Sie uns an, daß Sie in Ihren neuen Wirkungskreis treten, und alſo die Anſtalt verlaſſen, welcher Sie als Oberlehrer während ſieben Jahren die trefflichſten Dienſte geleiſtet haben, und übermachen uns ſehr gehaltvolle Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand der Blinden- und Taubſtummenanſtalt, ferners ein Verzeichniß der Bücher und anderer Lehrmittel und einen Bericht an die k. k. öſterreichiſche Geſandtſchaft nebſt Zeichnungen und Arbeitsmuſtern, für die Anſtalt in Prag beſtimmt, und endlich zeigen Sie uns an, daß Herr Zündt den Blindenunterricht und Herr Stutz den Taubſtummenunterricht fortführen werden.

Indem wir Ihnen dieſe Mittheilungen aufs beſte verdanken, haben wir Ihnen zu erwiedern, daß wir nächſtens den Herrn Arnold erwarten, nach deſſen Ankunft der Unterricht zwiſchen ihm und Herrn Stutz ſich theilen wird, ſo daß wir dann die Mithülfe des Hrn. Zündt zu verdanken im Fall uns befinden.

Der ſehr lucide Bericht für die k. k. öſterreichiſche Geſandtſchaft wird an Behörde abgehen.

Ganz beſonders mußten uns Ihre Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Anſtalt intereſſiren, und wir erſtatten Ihnen nicht bloß dafür unſern wärmſten Dank, ſondern werden es uns zur Aufgabe machen, von denſelben den wünſchbaren Nutzen zu ziehen.

Bei Ihrem Austritt aus der züricheriſchen Blinden- und Taubſtummenanſtalt werfen wir billigermaßen einen Blick auf Ihre geleiſteten Dienſte, und es ſind nicht bloße Worte, ſondern tiefe und wahre Empfindungen, wenn wir uns dahin äußern, daß durch Ihren regen Eifer, Ihre Thätigkeit und Ihr eminentes Genie die Anſtalt auf einen Standpunkt erhoben worden iſt, welcher ihr im Inn- und Ausland zur großen Ehre gereichen mußte.

Um ſo größer muß daher unſer Bedauern ſein, daß Sie aus dieſem in einen andern Wirkungskreis getreten ſind, indeſſen wollen wir hoffen, daß der neue Oberlehrer ſich angelegen ſein laſſen werde, wenn nicht in Ihre Fußſtapfen zu treten, doch Ihr Beiſpiel zur Nachahmung ſich dienen zu laſſen.

Mit diesen Empfindungen muß sich diejenige des wärmsten Dankes verbinden, welchen wir nicht besser auszudrücken vermögen, als daß wir für Sie den Segen des Himmels in Ihren neuen Wirkungskreis erflehen und wünschen, daß Ihre guten Absichten und angestrengten Bemühungen mit glücklichen, erfreulichen Folgen gekrönt werden.

In stetem dankbaren Andenken werden Sie auch in dem Herzen jedes Zöglings fortleben, welchem das Glück zu Theil geworden, von Ihnen unterrichtet zu werden, eine Ueberzeugung, welche Sie zu allen Zeiten und unter allen Umständen freuen und erquicken muß.

Wir schließen diesen Abschied mit der Bitte zu Gott, daß er Sie beglücke und segne, und versichern Sie anbei unsrer wahren Hochachtung.

Im Namen der Direktion der Blinden- und Taubstummenerziehungsanstalt.

Zürich, den 10. Mai 1832.

Der Präsident:
Heinrich v. Orell, Oberrichter.

Der Sekretär:
Joh. Ory, Oberstl. und Stadtrath.

Verlag von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen.

Durch jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz zu beziehen.

Bernet, Pfarrer, J. J., geschichtliche Unterhaltungen, oder die Menschheit auf ihrem Schicksals- und Bildungsgange während der ersten vier Jahrtausende. I. II. 1 — 4. III. 1 — 3. 8. Herabgesetzt auf 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr. (Früherer Preis 9 fl. 6 kr.)

Bernet, Hanns Joachim, des alten Webermeisters schriftlich hinterlassenes Allerlei. Für den gemeinen Mann anmuthig und nützlich zu lesen. Erstes und zweites Heft. 8. 1836 und 1838. 20 kr. oder 5 gr.

Erasmus, Des. von Rotterdam, das Lob der Narrheit aus dem Lateinischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen, nebst 33 lithographirten Zeichnungen. 12. broch. 1839. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Gallus, J. J., der Anfangspunkt alles Schulunterrichts oder die Elemente der Denk- und Sprachlehre. Mit 10 Wandtafeln. gr. 8. 1837. 1 fl. oder 16 gr.

Gallus und seine Gefährten. Wahre Geschichte der ersten Besittung und christlichen Bildung in den Ländern St. Gallen und Appenzell. Ein Schärflein dem Verein zur Förderung der Volksbildung im Kanton St. Gallen dargebracht. 8. 1826. 8 kr. oder 2 gr.

Göldi, Prof. theoretisch-praktische Raumlehre, für Elementarschulen (für 6 — 12 Jahre). Mit 11 Tafeln Abbildungen. gr. 8. 1838. 3 fl. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Hohl, Mich., Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Eduard Irwings, gewesenen Predigers an der schottischen Nationalkirche in London. gr. 8. broch. 1838. 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gr.

Lavater's Regeln für die Jugend über die wichtigsten Pflichten des geselligen Lebens. Fünfte Auflage 16. broch. 1839. 15 kr. oder 4 gr. Partienpreis à 12 kr. oder 3 gr.

Meyer, J. H., Erzählungen aus der Schweizergeschichte und Züge aus dem Leben merkwürdiger Eidgenossen. Mit 7 Abbildungen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1838. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Pellico, meine Gefangenschaft. Aus dem Italienischen übersetzt von Prof. Kurz. Mit einem schön gearbeiteten Porträt Pellico's. 8. geb. 1836. 45 kr. oder 12 gr. ord.

Scheitlin, Prof., Vorlesungen über und für die uralte Singgesellschaft St. Gallens. gr. 8. 1838. 40 kr. oder 10 gr.

— Religion, Natur und Kunst, vorzüglich in ihrer Verbindung. Eine Reihe öffentlicher Vorlesungen. gr. 12. Eleg. geb. 1836. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

— — biblische Vorträge. 12. broch. 1 fl. oder 16 gr.

Schmolke, Benj, das himmlische Vergnügen in Gott, oder vollständiges Gebetbuch auf alle Zeiten, in allen Ständen und bei allen Gelegenheiten nützlich zu gebrauchen. gr. 8 roh 1 fl. 12 kr. oder 20 gr. Gebunden in halb Leder ohne Titel 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr., Geb. in halb Leder mit Titel 1 fl. 48 od. 1 Rthlr. 2 gr.

Sonntagsblatt, christliches. Herausgegeben von J. J. Bernet. Erster und zweiter Jahrgang. gr. 8. 1837 und 1838. Herabgesetzt 1 fl. 30 kr. Früherer Preis 3 fl.

Steiger, Karl, kleine Wochenpredigten über des Christen Stimmung und der Welt Ton. Zweite vermehrte Auflage. 12. Geh. 1 fl. oder 16 gr.

— Glück, Heil und Seligkeit. 12. broch. 1839. 48 kr. oder 12 gr.

— Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit. Aus dem Tagebuch eines greisen Pilgers per pedes apostolorum. 16 Bändchen. Auch unter dem Titel: Sitten und Sprüche der Heimath. 8. broch. 1839. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.

Stutz, J., Briefe und Lieder aus dem Volksleben. 16 Heftchen. 16. broch. 1839. 24 kr. oder 6 gr.

Theologie, die deutsche, das seltene, uralte, geistreiche Büchlein, oder die Christus-Religion in ihrer ächten Konfession, wie dieselbe vor der Kirchentrennung bestanden. Mit einer Einleitung neu herausgegeben von Dr. Troxler. gr. 8. broch. 18 7. 36 kr. od. 10 gr.

Troxler, Dr., die den Christen heiligen Schriften und ihr göttlicher Geist in Frage gestellt: Eine Berufung auf den lebendigen Glauben der Gemeinde bei Anlaß der Zerwürfnisse in Zürich wegen der theologischen Lehre von Hegel und Strauß. gr. 8. broch. 1839. 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

Vorlegblätter, 106 zum Zeichnen für den Schul- und Privatgebrauch in 3 Abtheilungen in Umschlag. 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

Wartmann, Jakob, Leitfaden zum Unterrichte in der Naturgeschichte. Mit Berücksichtigung der Schweiz für Real- und höhere Bürgerschulen bearbeitet. gr. 8. geb. 1 fl. 21 kr. oder 18 gr.

Meine

Beobachtungen, Bestrebungen

und

Schicksale

während meines

Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahr 1825 bis 1839.

Von

J. Th. Scherr.

Zweites Heft.

Periode von 1832 bis 1836.

Die Zürcherische Schulreform.

St. Gallen,
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1840.

I.

Das Schullehrerseminar in den ersten Jahren seines Bestehens.

Am 7. Mai 1832 wurde das Seminar feierlich eröffnet. Es war ein wunderschöner Frühlingstag; wolkenlos und klar der blaue Himmel, die Erde grün und mit Blumen und Blüthen geschmückt. Unzählige Gäste, mehrere Tausend, strömten herbei. Dem Zug in die mit Kränzen und Inschriften geschmückte Kirche schritt der Regierungsrath und der Erziehungsrath voran, die beiden Bürgermeister Heß und Hirzel an der Spitze. Jugendliche Sängerchöre begrüßten die Einziehenden, Pfarrer Bullinger hieß die Anstalt in gemüthlicher Weise willkommen. Hirzel hielt als Präsident des Erziehungsrathes eine einfache, kraftvolle Rede, worauf ich als Direktor den Zweck der Anstalt entwickelte, und von den Pflichten der Lehrer, Zöglinge und Kosthalter sprach. Den Schluß bildete ein kurzer Vortrag von Regierungsrath Fierz, der im Namen der Gemeinde dankte, und die Erfüllung jeder billigen Forderung zusagte. Unter Chorgesang verließ der Zug die Kirche, und viele Gäste versammelten sich beim frohen Mahle. Heß und Hirzel sprachen mir Muth ein, und ermunterten mich zur Beharrlichkeit in künftigen Stürmen. Nägeli war auch gegenwärtig, aber in düsterer Stimmung. Während meiner Rede in der Kirche hatte er sich auf den Kirchenstuhl mit dem Kopfe hinabgesenkt, das Angesicht mit einem Tuche verhüllend.

Am folgenden Morgen, Dinstag den 8., begann der Unterricht. Die zweite Lehrstelle war einem jungen Geistlichen,

Eduard Dändliker, Sohn des geachteten Kreislehrers, übertragen worden. Als Hülfslehrer im Zeichnen und Schönschreiben war der Sekundarlehrer Egli, im Singen der Reallehrer Wolfensberger, beide an der Dorfschule in Küsnach angestellt, beigegeben worden. Die Anzahl der Zöglinge stieg auf 35. Es waren dies junge Leute von sehr verschiedenen Anlagen und Vorkenntnissen, die meisten über 18 Jahre alt; drei aus dem Kanton Glarus.

Getreu den Grundsätzen, von welchen ich bei der Entwerfung des Seminargesetzes ausgegangen war, trachtete ich in allen Beziehungen nach Einfachheit und Klarheit. Jeden Tag war die erste Lehrstunde der religiösen Bildung gewidmet: biblische Geschichte und Kirchengeschichte, dann geordnete Bibelkunde und theoretische und praktische Anleitung zur Katechesation, folgten in gehöriger Abstufung. Daneben hielt ich als auf eine Hauptsache, daß die Zöglinge im richtigen Denken, Sprechen und Schreiben tüchtig geübt würden. Die Zahlen- und Formenlehre wurde elementarisch betrieben, und zur erforderlichen praktischen Fertigkeit fortgeführt, ohne daß man eigentliche Mathematik dozirte. Die Realien wurden häufig als Stoff zu Sprachübungen benutzt; es schien mir unmöglich, in allen verschiedenen realistischen Fächern gründlich systematisch verfahren zu können; vorzugsweise wurde Geschichte berücksichtigt. Wolfensberger ging beim Gesangunterrichte einen sichern, einfachen Gang, und Egli leistete im Schönschreiben und Zeichnen Vorzügliches. Die Pädagogik war hauptsächlich praktische Methodik, mit Musterlektionen in der Dorfschule verbunden.

Der treueste Eifer beseelte die Lehrer und fast alle Zöglinge, von denen sehr viel gefordert wurde. Dändliker, dem die Besorgung der Religionslehre, der Zahlen- und Formenlehre und

einiger Realfächer oblag, hatte reglementarisch wöchentlich 30 Stunden; ich selbst bei vielen erziehungsräthlichen Geschäften 24 Stunden; aber wir beide glaubten mit der Erfüllung des Reglements unsre Pflicht noch nicht gethan, und suchten dem Drang der Bedürfnisse noch durch weitere freiwillige Stunden zu entsprechen.

Diese Thätigkeit mußte sich noch steigern, als nach wenigen Wochen 60 Lehrer und 30 Kandidaten ebenfalls zu einem kurzen praktischen Lehrkurs in Küsnach eintrafen: das ganze Lernpersonal stieg auf 128. Es wirkte in Küsnach der Trieb einer neuen Kraft, die sich über den ganzen züricher Schulstand ergossen hatte. Mit der größten Zuversicht sah derselbe dem neuen Schulgesetze entgegen. Alle bildungsfähigen Lehrer hatten sich aufgerafft, um würdig vorbereitet in die neue Laufbahn einzutreten. Das Leben und Streben, wie es damals in Küsnach waltete, läßt sich nicht beschreiben. Kein Tag verging, an dem nicht wißbegierige Gäste sich einfanden. Jeden Ferientag der Dorfschule eilte der Lehrer ins Seminar, um sich Belehrung zu holen, und hätte er auch den weiten Heimweg bei Nacht zurücklegen müssen. Diese Anregung erzeugte in mir eine Thatkraft, die mir jetzt fast unbegreiflich vorkommt. Ich konnte des Tages 6 — 10 Lehrstunden geben mit höchster Spannung; dann des Nachts an organisatorischen Arbeiten und pädagogischen Schriften bis in die Zeit des andern Tages hinein fortfahren, fast ohne zu ermüden, und Morgens heiter und froh den Kreis von neuem beginnen. Oder ich konnte am späten Abend bei Sturm und Regen zu Fuß in die Sitzung des Erziehungsrathes nach Zürich eilen, und nach mühevollem Heimgang noch die Korrekturen der schriftlichen Aufsätze besorgen. Das waren die schönsten Tage meines Lebens; ich fühlte, welche Macht und Stärke in der Aufnahme einer schöpferischen Idee liegt. Aber

jetzt,' und es ist noch nicht 10 Jahre seither, fühle ich auch schon, daß jede Ueberspannung der Kräfte in schwärmerischer Hingebung sich später in einer Ermattung niederschlägt, aus der nur eine heftige Erregung wieder emporhelfen mag.

Nach wenigen Monaten herrschte in der Anstalt eine Uebereinstimmung, gegenseitige Treue, Achtung und Anhänglichkeit zwischen Lehrern und Schülern, wie man sie wohl selten in größern Lehranstalten finden wird. Bei diesem schönen Verhältnisse mußten alle Angriffe von Außen erfolglos abprallen. Feindliche Demonstrationen gingen zunächst von den sogenannten Pestalozzianern aus, und Dr. Niederer forderte in der Appenzellerzeitung die Zöglinge öffentlich auf, dem Direktor weder Achtung noch Liebe zu zollen. Mit Indignation wiesen sie diese Zumuthung zurück. In der ultraliberalen Seezeitung wurde ich der Pflichtversäumniß angeklagt, weil ich mit den Zöglingen das Sängerfest in Meilen besucht habe, und einige derselben am Schließmarkt Abends in Zürich gesehen worden seien. Solche Anklagen einer verzweifelten Gehässigkeit fanden im Erziehungsrathe die verdiente Aufnahme, und man billigte es, daß ich gerichtliche Klage führte. Da ward aber ein Dr. Hohl aus Wolfhalden, Kanton Appenzell, als Verfasser angegeben, und weil ich zweifelte, ob hiebei die Gerechtigkeit den Schuldigen fassen könnte, so ließ ich die Klage auf sich beruhen.

Zwei Vorgänge trugen wesentlich dazu bei, den gehässigen Angriffen ihren Stachel zu entziehen. Die früher von Küsnach und Meilen gegen mich gerichteten herabwürdigenden Schriften erregten in mir die Besorgniß, ich möchte bei der ungünstigen Stimmung auf Hindernisse bei der Einrichtung der Küsnacher Schulen zu Musterschulen stoßen. Darum richtete ich ein Gesuch an den Erziehungsrath, es möchte eine Kommission von Experten ernannt werden, welche die Erfolge meiner

Methode in der Armenschule und in Enge prüfe, und mit den Leistungen anderer Schulen vergleiche, und ich wünsche ausdrücklich, daß in diese Kommission auch Pfarrer Gutmann von Meilen und Dr. Streuli von Küsnach gewählt würden. Der Erziehungsrath entsprach meinen Bitte, und ernannte neben den beiden Bezeichneten noch Diakon Bleuler, Dr. Nägeli von Kilchberg, Professor Orelli und Pfarrer Schoch.

Am 8. Mai hatte die Kommission ihr Geschäft vollendet, und stattete Bericht an den Erziehungsrath ab (Beilage Nro. 1, a). Es gereicht Pfarrer Gutmann zur besondern Ehre, daß er, die ziemlich heftige Fehde vergessend, treu und bieder bezeugte, was die ganze Kommission gefunden hatte, nämlich, daß die Ergebnisse meiner Methode in hohem Grade erfreulich und ersprießlich seien. Der Erziehungsrath beschloß hierauf am 28. Mai „es sollte die Scherrische Methode unverzüglich in die Musterschule zu Küsnach eingeführt werden."

Am 1. Oktober wurde eine öffentliche gemeinsame Prüfung mit den Lehrern und Kandidaten, in Hinsicht auf den praktischen Lehrkurs abgehalten. Von Mitgliedern der Schulbehörden und von Schulfreunden war dieser erste offizielle Akt der Anstalt mit großer Theilnahme beehrt. Es scheint, daß man mit den Leistungen allgemein zufrieden war, denn auch die nicht ganz günstig gestimmten Zeitungen sprachen ungetrübt ihren Beifall aus. Eine besondere Prüfung jedes Einzelnen in jedem einzelnen Fache zur Legitimation für Lehrstellen ließ schon bedeutend höhere Forderungen zu, als die im vorigen Jahr gestellten, und die Leistungen befriedigten in dem Grade, als man es nur immer bei kurzem Unterrichte erwarten mochte. Der Republikaner hatte sich aus einem etwas grollenden Nachbar in einen warmen Freund und redlichen Beschützer umgewandelt; die Küsnacher verloren das Mißtrauen, und als im Winter die

Staatsanstalt eines geeigneten heizbaren Lehrzimmers ermangelte, räumten sie derselben in ihrem Gemeindsschulhause gefällig ein Lokal ein. So im Innern Friede, Fleiß und Freude, und von Außen Achtung und Unterstützung blühte das Seminar kräftig und herrlich empor. In Hinsicht auf sittliches Betragen verfuhr ich mit großer Strenge. Fünf Zöglinge aus dem ersten Kurse, deren Betragen und Fleiß nicht befriedigte, wurden ausgeschlossen. Es waltete aber hier nicht ein bitterer, harter Geist, sondern die eifrige Sorge für den guten Ruf des Institutes. Neben den eigentlichen Lehrstunden leitete ich in freien Abendstunden vertrauliche, lehrreiche Unterhaltungen, die wesentlich dazu beitrugen, die Herzen der Zöglinge zu ergründen und zum Guten zu lenken. Mittheilungen aus der deutschen Literatur waren meistens der Stoff, an den sich die freien Besprechungen knüpften. In einer dieser Stunden überraschte uns die Nachricht von der Brandstiftung bei Uster am 22. November 1832, als die Liberalen eine große Festfeier für den ersten Ustertag veranstaltet hatten. Das leichtbewegliche, arme Bergvolk erwartete von der neuen Ordnung der Dinge die Wiederkehr jener Zeit, da der Einzelne durch Baumwollen-Handweberei so reichen Verdienst erndtete. Bei der ersten Usterversammlung war nun auch der Wunsch vernommen und vorübergehend gleichsam gebilligt worden, daß nämlich die Webmaschinen abgeschafft würden. Die geräuschvolle Feier jenes Tages regte diesen Wunsch im Volke neu auf, und eine gewaltthätige Zerstörung der Maschine fand um so eher Eingang, als die Regierung eine offene Empörung in Bauma wegen Begräbniß eines Selbstmörders gewähren, und den Unglücklichen im Walde verscharren ließ. Die Regierung war gewarnt, aber sie traf nicht die nöthigen Maßregeln. Da stürzten wilde, von Branntwein erhitzte Haufen gegen die Fabrikgebäude in Uster, und be-

gannen unter Mordgeschrei das Zerstörungswerk. Bald loderten riesenhafte Bauwerke in Niederuster unter dem Geheul der Rasenden in Flammen auf. Nun aber wälzten sich von Kirchuster her die entrüsteten Scharen der Liberalen. Es entstand ein heftiger Kampf. Muthig und kühn stellte sich Regierungsrath Fierz von Küsnach vor die Pforten eines Gebäudes, um der Plünderung und Zerstörung zu wehren; vielfach angegriffen wich er nicht vom Posten. Die tolle Menge ward überwältigt und von den entrüsteten Bürgern verjagt, die Aufführer niedergeworfen und zum Theil mit fühlloser Härte geknebelt, wobei sich namentlich einige jener Küsnacher auszeichneten, die nachher den nämlichen aufrührerischen Brandstiftern, als sie 1839 die verfassungsmäßige Regierung stürzten, zu Hülfe zogen, und die Freilassung der wegen des Brandes Verurtheilten erzwingen halfen. Der Vorgang machte im Lande großes Aufsehen, und viele Städter verbargen ihren Mißmuth nicht, daß die Ueberwundenen so hart gezüchtigt wurden. — Als uns die Schreckensbotschaft bei unsrer Abendunterhaltung überraschte, so lenkte ich das Gespräch auf die Verblendung des Volkes, und wie das große Unglück nur bei der tiefsten Unwissenheit über den Stand und Gang des Handels und der Fabrikation möglich geworden. Zu meinem Erstaunen fand ich aber unter den Zöglingen, und zwar unter den ordentlichsten und fleißigsten, mehrere, welche die Ansichten aussprachen, die Brandstifter hätten gute Gründe zu ihrer That gehabt. Das war mir ein triftiger Beweis, daß in einem Lande mit vielfach verwickelten bürgerlichen und komerziellen Verhältnissen ein kurzer klarer Unterricht über die allgemeine Gestaltung der menschlichen Gesellschaft, über die Bedingungen eines Staates, über öffentliche Sicherheit und Bürgerpflichten ein nicht unwichtiges Kapitel in den Lehrfächern einer Bildungsanstalt für Volksschullehrer sei.

Pedanterei war unsrer Anstalt fern. Der Schüler konnte frei fragen, frei seine Ansicht aussprechen; es war ihm erlaubt, offen zu gestehen, wenn er Etwas nicht verstanden hatte; es war des Lehrers Pflicht, der Bitte um Wiederholung und weitere Erklärung sogleich zu entsprechen. Ein gutes Witzwort wurde geduldet, ein harmloser Scherz nicht verschmäht, sogar mitunter ein leiser Spott über oft gerügte und nicht gemiedene Fehler hingenommen. So erinnere ich mich noch eines Zöglings, der bei Allem, was er sprach, mit ungemeinem Pathos und fast lächerlicher Wichtigkeit sich hervorthat. Als er einst einige unbedeutende Stellen so vortrug, rief der aufgeweckte Schneider von Eglisau am Schlusse ein tiefes, ernstes „Amen!" — Wir konnten uns bei diesem komischen Ende des Lachens nicht entwehren, und der Zögling war für ein- und allemal gewitzigt.

Zuweilen machten wir auch Ausflüge, um das Vaterland kennen zu lernen, historisch wichtige Stellen zu besuchen, uns der herrlichen Natur zu freuen, und unsre Leibeskräfte zu üben. Zwei Rücksichten mußten aber allemal in Betracht kommen: möglichst kurze Zeit, und möglichst wenige Ausgaben. Wir hatten uns vorgenommen, die fünf Stunden entfernte hohe Rhone, dann weiters das Schlachtfeld am Morgarten, das Aegerithal und den Gubel zu besuchen. Am Samstag, Nachts 10 Uhr fuhren wir bei starkem Nordwind und in ziemlicher Dunkelheit pfeilschnell über den See nach Rüschlikon. Still marschirten wir in vereinzelten Gruppen unter der sternhellen Nacht. Bei Oberrieden, als ich mit zwei Begleitern etwas vorausgegangen, versperrten uns plötzlich mehrere Bursche, die sich mit den Armen an einander gekettet, und quer über die Straße gestellt hatten, den Weg. Ich grüßte sie, aber sie bogen die Köpfe nieder, und wir merkten, daß ein Nachtbuben-Stück-

chen, ein gelegentliches Durchprügeln harmloser Reisender, wie es in den guten alten Zeiten am Zürichsee überall löbliche Sitte war, im Werke sei. Da kamen aber die hellen Haufen nach, und die Stärkern rieben sich die Hände, den Nachtbuben eine derbe Lektion zu geben. Diese aber nahmen schnell den Hügel hinab Reißaus, und ich wehrte der Verfolgung. Hätten sie Unfug versucht, ich weiß nicht, ob ich sie nicht hätte tüchtig durchprügeln lassen. Unser Führer war vorausgeeilt, oben im Hügelland gegen Schönenberg verirrten wir. Ich ließ bei einem einzelnen Hause halten und anklopfen, es mochte gegen 1 Uhr Nachts sein. Der Mann steckte den Kopf zum Fenster heraus, und erschrack über den Haufen, der im Dunkeln stand. Ich fragte nach dem Weg. Meine Aussprache verwirrte den Mann noch mehr, und da man damals viel vom Krieg sprach, hielt er uns wahrscheinlich für Franzosen, und rief: „Vor mi nit versteh'!" indem er das Fenster leise zuschob.

Gegen zwei Uhr kamen wir in Hütten an, ließen uns Suppe, Brod und Butter geben, tranken meistens Wasser, sangen einige Lieder, und dann zogen wir gegen den Berg, um vor Aufgang der Sonne den Gipfel zu erreichen. Die Dämmerung wurde lichter, ein herrliches Morgenroth überzog den Osten, und als wir die Spitze erreicht hatten, drang plötzlich, wie mit einem Sprung, die Sonne in den Himmelskreis. Der Anblick der Schneegebirge ist in solchen Augenblicken auf der hohen Rhone ganz wundervoll, fast großartiger, als auf dem Rigi, denn die weißen Riesenhäupter stehen dem Beschauer näher. Aber in demselben Augenblicke wehte die Morgenlüft so schneidend, rein und kalt, daß Viele zitterten, und Einigen fast übel wurde. Oben auf dem Rücken der Berge wanderten wir durch die Thau benetzten Triften, ein Morgenlied zum Preise der herrlichen Natur und ihres hehren Schöpfers anstim-

mend. In der Hütte bei St. Jost tranken wir Schotten, und dann ging's im erwärmenden Sonnenstrahle lustig dem Morgarten zu. Im Kreise gesammelt ertönte dort zuerst ein vaterländisches Lied, und unser guter Rüegg hielt eine Rede über den Freiheitskampf an dieser Stelle. Wo der Abhang sich zum Aegerithale neigt, da lagerten wir uns zwischen duftenden Alpenblumen, und betrachteten trunkenen Blickes das schöne Aegerithal mit seinem blauen See: Das war wieder eine der Stunden, voll gemüthlicher Wonne, wo die Herzen der Lehrer und Schüler sich ewig verbinden. Die Fußpfade verlierend hüpften wir die Höhe gegen das Thal. Ich war Einer der ersten unten, und als ich die Einzelnen herabeilen sah, schien es mir, als ob es viele Hunderte wären. So dachte ich, mag wohl einst den im Thal gedrängten feindlichen Scharen die Macht der herabstürmenden Schweizer viel größer erschienen sein.

Das Aegerithal ist eines der lieblichsten Gelände, das ich je gesehen, es verdiente, von Allen, welche die Schweizernatur in ihren mannigfaltigen Schönheiten kennen lernen wollen, besucht zu werden. In Aegeri erquickten wir uns bei Brunnen oder Keller, ruheten aus, und zogen gegen Mittag die Höhe zur Kapelle am Gubel. Dort sahen wir das Schlachtgemälde, wie die Katholischen, geführt von der Mutter Gottes, die Reformirten überfallen und eine furchtbare Niederlage unter ihnen anrichten; wie der reformirte Prediger, mit rothem Haar und Bart ausstaffirt, fliehend von fürchterlichen Satanas ergriffen und verzerrt wird. Hier hielt Boßhart seine kräftige Rede, und es war gut, daß nur wir sie hörten. Singend ging es über Thal und Hügel heimwärts, wo wir Sonntag Abends 6 Uhr bei heiterm Sonnenschein anlangten. Wir mochten im Ganzen 10 — 12 Stunden Wegs zurückgelegt haben. Ich machte es mir bei solchen Ausflügen zum strengen Gebot,

so wohlfeil zu leben, als immer möglich; die Reise kostete mich dennoch 30 Schilling. Ich weiß aber Einen, der brauchte nur vier Batzen; gerade so viel, als der Schiffslohn betrug. Er trank den frischesten Trunk an den Quellen, und aß von dem Brode, das er in der Reisetasche mitgenommen. So kann man wohlfeil, schnell und vergnügt reisen, und gesund wieder heim kommen.

Ein zweiter Ausflug ging auf den Rigi; doch nur zwei halbe Tage sollten versäumt werden. Also am Freitag Nachmittags 2 Uhr brach man auf, über den Schnabel hinab nach Zug ohne Aufenthalt, und singend weiter bis Arth, wo der Zug Nachts 10 Uhr anlangte. Im heitern Gespräch und Jubelgesang war die Müdigkeit bald vergessen, und der Magen wurde mit Brod, Most oder Wein befriedigt. Dann stiegen wir Nachts über Goldau den Berg hinauf, und ehe die Sonne den Morgenhimmel röthete, standen wir auf dem Kulm.

Wie früher auf der hohen Rhone folgte dem erhabenen Anblick des aufsteigenden Tagesgestirns ein bitter kalter Wind, es war schon Ende August's. Der Gasthof war der Gesellschaft zu theuer, in dem Nebengebäude ruhete man aus, bis der Morgennebel, der plötzlich alle Aussicht verdunkelte, verschwinden möchte. Gegen 10 Uhr drang die Sonne durch die Dünste, unten lag noch ein endloses Nebelmeer; bald zerriß an einzelnen Stellen der Schleier, und unter den grauen Wogen blickten wundersam die grünen Seen hervor; Wälder, Wiesen, Thürme und Häuser entwanden sich dem Chaos, und nun genossen wir des Anblicks voller Herrlichkeit, den selbst kein Dichter würdig beschreiben kann. In stiller Bewunderung versunken ruheten die Blicke auf diesem Spiegel irdischer Schönheit, und allmälig, als die Seele vom Genusse trunken in Anbetung sich gesammelt, lagerten wir uns im Kreise auf dem obersten Gipfel, und es

folgten die Freuden geselliger Unterhaltung, die immer lebendiger in den heitersten Scherz überging. Da trat in den Kreis der junge Mensch, der uns von Arth die Laterne vorgetragen, und sang bettelnd den Kuhreihen. Dann erbot er sich, um einen Batzen sich je einen Hieb auf den Rücken geben zu lassen, und zwar mit einer Ruthe. Als ich diese widrige Anerbieten zurückwies, versprach er, um einen halben Batzen wolle er „eine Kuh" sein, d. h. schreien und grasen wie ein Stück Vieh, und endlich wollte er um einen Rappen drei Vaterunser beten. Mit Eckel und Verachtung stießen wir den starken Kerl, dem es ursprünglich weder an Leibes- noch Geisteskraft fehlte, von uns, und wanderten auf den südlichen Abhang des Berges. Hier traf ich auf dem Staffel Lud. Snell; es war das Erstemal, daß ich mit ihm sprach. Er ersuchte mich, einen Artikel zu Gunsten der höhern Lehranstalten in den Republikaner zu schreiben; es sollten nämlich die organischen Gesetze nächstens vor den Großen Rath kommen, und von einigen Seiten vernahm man ungünstige Stimmen, besonders gegen eine Hochschule, während für das Volksschulwesen damals erhältlich war, weit mehr als verlangt wurde. Ich folgte dieser Einladung, und suchte in einem ausführlichen Artikel die Nothwendigkeit und die Vortheile höherer Bildungsanstalten, so populär, als immer möglich, darzustellen.

Als wir gegen Lowerz hinunter zogen, begegnete uns ein kleines Abenteuer. Eine Weibsperson bot am schmalsten Bergwege Kirschen feil um theuren Preis. Ich ging voraus, wies die sehr Zudringliche zurück, und hieß sie aus dem Wege treten. Vergeblich. Wir gingen Mann für Mann. Nun fing Einer an, ein Paar Kirschen zum Verkosten zu nehmen; der nächste wieder und so fort. Das Weib ließ es Anfangs so gehen, als aber immer Mehrere kamen, schimpfte sie gewaltig. Einer der letzten mochte mehr als ein Paar genommen haben,

da wurde das Weib wüthend, und fiel mit drohenden Nägeln heulend über ihn her (ich meine es war Krieſi); er ſtürzte, und nur ſchleunige Hülfe konnte ihn befreien. Lange noch war bitterer Spott ſein Lohn.

Der alte Kreuzwirth in Seewen, mit dem ich akkordirte, ließ Jedem für vier Batzen Suppe, Braten, Erdäpfel und ein Glas Wein reichen, und ordentliche Nachtlager bereiten. Das war ein guter Mann. Vor dem Abendeſſen geleitete er uns noch nach Schwyz, und zeigte uns alle Merkwürdigkeiten. Morgens zwei Uhr marſchirten wir gegen Steinen, den rothen Thurm und über den Berg nach Einſiedeln, wo wir noch das Hochamt mit anhörten. Ueber den Ezel gelangten wir Abends nach Rapperswyl; aber jezt war es Vielen unmöglich, weiter zu gehen. Wir mietheten ein Schiff bis Herrliberg. Beim Einſteigen gab's einen kleinen Aufſtand; man hatte nämlich auch mehrere Kälber geladen. Scherzhaft-unwillig bemerkte ich: Seminariſten und Kälber. Auch die Müdeſten wurden lebendig: „Nicht mit Kälbern fahren, lieber zu Fuß!" Die Schiffleute meinten, die Kälber thäten ja Niemand Etwas zu leide; ſeien die „frömmſten" Thiere von der Welt. Aber der Lärm ſtieg gewaltig: die Kälber mußten hinaus, und die Seminariſten blieben. Anfangs herrſchte reges Leben und Heiterkeit, bald aber trat der Schlaf in ſeine Rechte, um 12 Uhr landeten wir in Herrliberg, und rückten ziemlich herabgeſtimmt, in kleinen Zügen in Küsnach ein. Dieſe Reiſe koſtete mich drei Franken; ſelbſt Briner kam nicht unter 30 Schilling weg.

Weil ich nun doch einmal ans Reiſen gekommen, will ich noch eines dritten, einige Jahre ſpäter unternommenen Ausflugs gedenken.

Ich wollte die Züricher Jünglinge eine Landsgemeinde anſchauen laſſen. Samstag Abends zogen wir hinauf gegen

das Glarnerland, und übernachteten an der Ziegelbruck. Wir akkordirten billig, aber die Bedienung blieb weit hinter der beim Kreuzwirth in Seewen zurück. Das Nachtlager auf dem Heu in der Scheune. Morgens meinte der Wirth, wir könnten ja die Sache berichtigen, wenn wir Abends zurückkehrten, es sei jetzt hohe Zeit, um zur Landsgemeinde zu kommen. Wir ließen es uns gefallen. Gegen 10 Uhr langten wir in Glarus an. Das Wetter war himmlisch schön. Der Landsgemeinde-Platz, eine Ebene zwischen den mächtigen Bergen mit ihren wunderſamen Formen, füllte ſich mit den freien Männern, die dann auf erhöhten Stellen im Kreiſe ſich reihten. Unten und neben der Tribüne in der Mitte durfte die unerwachſene männliche Jugend nach alter Sitte ſich gruppiren, um von den Vätern würdig tagen zu lernen. Als die glänzend uniformirten Offiziere eintraten, hatten bereits andere Männer des Volkes die Bretterſtellen alle eingenommen. Die Offiziere, kein Vorrecht anſprechend, blieben nebenzu ſtehen. Einige befreundete Geiſtliche wieſen mir einen Ehrenplatz an. Die Verhandlungen betrafen hauptſächlich Straßenanlagen und die Abgaben für den Staatshaushalt. Mit Achtung hörte ich die Reden, welche die Führer des Volkes von der Bühne herabhielten, aber mit hoher Bewunderung erfüllten mich die kurzen, einfachen Vorträge einzelner ſchlichter Landleute von ihren Stellen. Als es ſich fragte, ob das freie Volk die doppelte Hab-, Gut- und Kopfſteuer wieder bezahlen wollte, hörte ich hinter mir einige unwillige Worte; aber alsbald ſprach ein älterer Mann mit ruhiger, feſter Stimme: Ohne Geld kann man nicht haushalten"; und ohne Widerrede legte ſich das Glarnervolk die doppelte Steuer auf. Wahrlich, ſagte ich leiſe zu meinem Nachbar, das Glarnervolk ſteht weit über dem Zürichervolk an politiſcher Bildung; dort würde ſich ein ſo vernünftiger Sinn

an einer Landsgemeinde nimmer beurkunden, und zufrieden und stolz lächelte mein Nachbar und erwiederte: So laßt uns nur bei unsrer Landsgemeinde, wir bedürfen der neuen Staatstheorien nicht; die Freiheit hat unser Volk zu vernünftigen Ansichten gehoben, zu denen das eure wohl nicht so bald gelangen wird. Hatte mich schon die Schwyzer Landsgemeinde zu Thränen gerührt, so stieg in Glarus meine Achtung vor diesem Institute und dem freien, verständigen Volk zur wahren Ehrfurcht.

Nach der Ziegelbrücke rückgekehrt, begehrten wir die Rechnung. Die Wirthin reichte sie uns, fast das Doppelte des Akkordes betragend. Ich fragte nach dem Wirthe. Der sei noch an der Landsgemeinde, und komme spät zurück. Vergebens war alles Berufen und Berechnen; die Wirthin blieb bei der Forderung. Wir aber beschlossen, abzureisen und nicht zu bezahlen. Eine herrliche Rückfahrt, voll Jubel und Sang schifften wir im Fluge den Kanal hinab, und langsamer hinüber nach Rapperswyl. Von dort zogen wir zu Fuß gegen Küsnach, aber die Ermüdung kam schrecklich über uns. In Stäfa klopften wir gegen 11 Uhr Nachts im Hause des Herrn Reallehrers Dändliker. Der Mann empfing uns freundlich. In der Schulstube lagerten wir uns, er reichte ein Fäßchen Wein und gutes Brod. Bald schliefen alle auf den harten Bänken. Ich konnte vor Müdigkeit kein Auge schließen. Da sah ich, wie Einer leise aufstand, den Rest in den Gläsern austrank, schmunzelnd den Krug ansetzte, und in mächtigen Zügen ausschlürfte, und dann mit befriedigter Miene sich niederlegte. Es war kein Seminarist, sondern ein lockerer Student aus Tübingen, der die Reise mitgemacht hatte. Ich bemerke bei diesem Anlasse, daß ich es mir zur besondern Pflicht machte, den Seminaristen eine Selbstachtung und eine Scheu vor Schmarotzerei beizubringen: Lieber Hunger gelitten, oder mit Wasser vorlieb genommen,

als um eines sinnlichen Genusses willen sich von Andern abhängig machen." So müde und matt, wie ich gegen 4 Uhr Morgens in Küsnach anlangte, bin ich in meinem Leben nie gewesen, ausgenommen damals, als ich an der Ruhebank auf der Breite halbohnmächtig niedersank. Nur wenige Zöglinge waren an diesem Tage mit mir heimgekehrt.

Die Rechnung folgte uns nach, mit der Drohung gerichtlicher Klage. Was nun machen? Der Wirth hielt sich nicht an den Akkord, und schriftlichen Beleg hatte ich keinen. Wir Lehrer legten einen Theil besonders hinzu, und endlich erboten sich die Stipendiaten zu dem schönen Auskunftsmittel, man soll jedem von ihnen bei der nächsten Stipendienvertheilung einen Franken zur Bezahlung des Restes abziehen.

Für Wanderer noch eine Bemerkung. In Stäfa wurde ich durch einen fürchterlichen, unbeschreiblichen Ruf erschreckt. Das war Nachtbubengeschrei. Zwar hatte ich etwas Aehnliches auch anderwärts zu Nacht gehört, aber nie mit so grausenhafter Stärke. Es ist ein kurzes Geheul, das weithin die Luft durchschneidet, und den fremden Gast mit Schrecken erfüllt. Wohl, dachte ich, wenn die Hunderte, die von der Höhe bei Granson gegen Karl von Burgund herab stürmten, alle ein so grauenvolles Geschrei ausstießen, so begreife ich, wie Mann und Roß in wilder Hast sich zur Flucht wenden konnten.

Die öffentliche Jahresprüfung im April 1833 wurde mit großer Theilnahme und allgemeinem Beifalle in dem Schulhause in Küsnach abgehalten. Der geräumige Lehrsaal konnte die Zuhörer bei weitem nicht alle fassen. Schultheiß Eduard Pfyffer von Luzern, der warme Beförderer der Volksbildung, war den ganzen Tag bei allen Stunden anwesend; die meisten der neu angestellten Lehrer an den Kantonalanstalten waren nach

Küsnach gekommen *); Lud. Snell reichte mir nach meinen Examinatorien freundlich die Hand, und von da an war er mein unwandelbarer Vertheidiger bei jedem Kampfe. Orelli ließ bei freudigem Mahle Abends der Wonne seines Herzens freien Lauf: „Mögen alle unsere Abtheilungen der Kantonallehranstalten so schön gedeihen!“ rief er aus, und begrüßte mich, der ich an Verdienst und Jahren so weit unter ihm stand, in brüderlicher Umarmung mit dem traulichen „Du.“ Die Neider schwiegen, die Grollenden wurden zu Gönnern, selbst Rägeli war ausgesöhnt, und die Freunde triumphirten. Von allen Seiten, auch aus andern Kantonen, drängten sich nun Zöglinge in die Anstalt. Das Gesetz gestattete nur die Aufnahme von 35. Man half durch die Konstituirung einer sogenannten Auditorenklasse, die übrigens wie die andern Zöglinge behandelt wurde, und so stieg die Anzahl derselben, obgleich die meisten aus dem Kurse von 1832 — 1833 sogleich auf Schulen befördert wurden, auf 42. Hiezu kamen die Lehrer und Kandidaten der Ergänzungskurse, deren in diesem Jahre zwei gehalten wurden; einer blos in methodischer Hinsicht mit vorgerücktern Lehrern, von der Dauer eines Monats, der andere mit minder gebildeten von dreimonatlicher Dauer. Während des Sommerhalbjahrs waren stets über hundert Lehrlinge gegenwärtig.

Im Jahr 1834 gestattete ein Spezialbeschluß des Großen Rathes die Aufnahme von 50 wirklichen Zöglingen. In diesem Jahre gelang es endlich meinen unausgesetzten Gesuchen, daß die Anstalt ein zweckmäßiges, eigenes Lokal erhielt, nämlich

*) Während dieser Prüfung fand der Gedanke zur Errichtung einer allgemeinen akademischen Gesellschaft Eingang, und Ed. Sulzer ließ sogleich ein Zirkular zu Unterschriften bei den Gästen herumbieten.

im Amthause Küsnach. Man hat mir dieses Drängen von Seite der Stadtfamilien sehr übel genommen, und machte mir den Vorwurf, daß ich den Amtmann vertrieben habe. Meine Ansicht war einfach, daß es fast ungebührlich sei, ein so bedeutendes Staatsinstitut in Bezug auf Lokalität dem guten Willen eines Privatmannes oder einer Gemeindsschulpflege zu überlassen, während der Staat in allen Bezirken eigene Schlösser und Amthäuser besitze, und um so billige Preise veräußere. Daß es mir nicht gerade um das Amthaus in Küsnach und noch weniger um die Vertreibung eines Amtmanns zu thun war, das zeigten meine Anerbietungen in Hinsicht auf Greifensee, Embrach und Kyburg deutlich genug. Das neue Lokal bot jedoch nur Raum zu den Lehrsälen und zur Wohnung des Direktors dar, ein Konvikt war auch hier nicht einzurichten. — Indessen war das Gesetz für die Sekundarschulen ins Leben getreten, und auch hier verspürte man Mangel an tüchtigen Lehrern. Dieß führte zu dem Gedanken, mit dem Seminar noch eine dritte Klasse zu verbinden, welche die sämmtlichen Fächer in der Steigerung fortführen sollte, und zugleich wurde ein Lehrer der französischen Sprache angestellt. Das betreffende Gesetz ist vom 3. Heumonat 1835, und es bestimmt dasselbe für diese Erweiterung der Anstalt eine jährliche Summe von 2400 Franken.

Nun hatte sich die Anstalt innerhalb vier Jahren zu einer so umfangreichen und kräftigen Wirksamkeit emporgearbeitet, daß, wie wir es wohl ohne Vorwurf behaupten dürfen, kein schweizerisches Seminar, und wohl kaum ein deutsches sich mit derselben, hinsichtlich der Leistungen, messen konnte. Dieß wurde auch allgemein und von den Blättern aller Farben anerkannt. Zahlreiche Besuche von Schulmännern, namentlich von Geistlichen, ermunterten Lehrer und Zöglinge durch den

Beifall, den sie offen und freudig aussprachen. Die Prüfungstage waren eigentliche Festtage für den ganzen Lehrstand und für alle Schulfreunde; gedrängt und gedrückt voll waren stets die Lehrsäle. Ich lud jedesmal die Mitglieder des Kirchenrathes insbesondere ein, und glaube mich nicht zu täuschen, auch den neuen Antistes Füßli mit Theilnahme bei einer solchen Prüfung und mit freudiger Geselligkeit bei dem darauf folgenden Mahle bemerkt zu haben.

Was aber dem Institute am meisten Ansehen verleihen mußte, das waren die günstigen Zeugnisse, welche über die Wirksamkeit der ausgetretenen Zöglinge im Lehrberufe fast ohne Ausnahme an den Erziehungsrath gelangten. Unaufhörlich folgten Gesuche um Gesuche, daß doch in möglichst vielen Gemeinden die untauglichen Schulmeister entfernt, und Seminaristen angestellt werden möchten. Es verging kaum eine einzige von den vielen Sitzungen des Erziehungsrathes, daß nicht solche Gesuche vorgelegt wurden. Das Seminar, mußte in dieser Hinsicht große Opfer bringen. Nicht Einer der fähigen, vorgerücktern Zöglinge durfte seinen zweijährigen Kursus vollenden; meistens schon nach einem Jahre rief ihn ein Befehl des Erziehungsrathes auf eine Schulstelle. Manchmal war in dieser Behörde davon die Rede, nun keinen Kurs mehr zu unterbrechen, mehrmals wurde sogar ein Beschluß hiefür gefaßt, und jedesmal mußte man den dringlichen Gesuchen der Schulgenossen wieder entsprechen, und das Seminar seine besten Zöglinge auf Schulen absenden.

Unter dem Personal der Seminarlehrer gingen einige Veränderungen vor. An des Hülfslehrers Egli Stelle trat der Kandidat Leutert, der 1835 durch den württembergischen Kandidaten Kohler ersetzt wurde. Ein anderer deutscher Schulkandidat, Walter ward nach Wolfensbergs Rücktritt als

Hülfslehrer für Gesang und Mathematik an der Sekundarklasse angestellt, und Kandidat Warnery von Moudon lehrte die französische Sprache.

II.

Die Schulgesetzgebung.

Im Herbst 1831 erhielten Orelli und ich den Auftrag, den Entwurf zum organischen Schulgesetze abzufassen; mir kam der Theil zu, der sich auf das Volksschulwesen bezog; indessen beriethen und unterstützten wir uns gegenseitig. Gegen Ende Wintermonats hatte ich meinen Entwurf in erster Fassung ausgearbeitet; ich war aber nicht gesonnen, denselben in dieser Gestalt vor den Erziehungsrath zu bringen. Zuerst besprach ich ihn mit mehreren tüchtigen Schullehrern in einer Konferenz; dann ließ ich einige Geistliche, ich erinnere mich noch an Pfarrer Schweizer in Wyla, Meyer in Pfäffikon, Heß in Russikon, erbitten, mit mir im Pfarrhause in Uster zusammen zu kommen, um den Entwurf zu prüfen. In Begleitung von Erziehungsrath Pfarrer Weiß kam ich dorthin, und wir prüften alle Theile des Entwurfes genau. Einige Aenderungen und Zusätze nahm ich mit Dank auf. Dabei blieb ich indessen noch nicht stehen; ich ließ den Entwurf drucken, und ersuchte öffentlich alle Schulmänner, Lehrer und Schulfreunde mich über allfällige Mängel und Fehler zu belehren. So war in den ersten Tagen des Jahres 1832 der Entwurf einer hundertfältigen Kritik unterworfen. Nach einem Monate kamen mir folgende Gutachten zu Handen: 1. Von Regierungsrath Melchior Hirzel; 2. Schullehrer Dürsteler in Hinteregg; 3. Pfarrer v. Birch in Knonau; 4. Pfarrer Waser in Altstetten; 5. von einer geistlichen Gesellschaft in Zürich; 6. Schullehrer Schreiber in Kyburg; 7. von einer Lehrergesellschaft in Zürich; 8. Dekan

Keller in Illau; 9. Pfarrer Schweizer in Wyla; 10. von der Bezirksschule Uster; 11. Bezirksschulpflege Hinwyl; 12. Schulkapitel Horgen. Die Vergleichung dieser verschiedenen Gutachten stellte mir die Schwierigkeit eines allgemein befriedigenden Gesetzes erst recht ins Klare. Die ausgesprochenen Ansichten durchkreuzten sich auf die sonderbarste Weise. Pfarrer Schweizer schrieb: „Dieser Schulordnung wird Niemand den Vorwurf machen, daß sie den Bogen zu hoch spanne; die Schwebler und Nebler werden vielleicht den Stab darüber brechen, als halte sie sich zu sehr herunter zu dem Niedrigen." Hingegen bemerkte die Zuschrift der geistlichen Gesellschaft als sehr tadelnswerth: „daß der Entwurf nicht bloß verbessern, sondern Neues schaffen wolle; daß er nicht nach dem jetzigen Bedürfnisse, sondern nach einem idealisch-theoretischen Prinzip ausgearbeitet sei." Ich benutzte aus den Eingaben, so viel mir möglich war, und legte endlich den Entwurf dem Erziehungsrathe vor. Am 2. Februar fand die erste Vorberathung Statt, und nun wiederholte Nägeli die heftigen und beleidigenden Urtheile Niederer's, und schloß mit der Behauptung, der Entwurf sei durchaus unbrauchbar, weil ihm vorzuwerfen sei: 1. Prinzipienlosigkeit; 2. unelementarische Anordnung; 3. Lückenhaftigkeit; 4. Verkennung des menschlichen Organs; 5. Begriffslosigkeit über das Wesen der Erziehung; 6. Unbekanntschaft mit dem Wesen des Pestalozzianismus; 7. Unbestimmtheit in Lehrgang und Lehrmittel; 8. Unbestimmtheit des Sprachgebrauches; 9. verworren und verwirrend im Konzept; und 10. schon auf dem eignen Standpunkt mit sich im Widerspruch.

Da ich mir bewußt war, bei der Abfassung des Entwurfes mit dem größten Fleiße und der möglichsten Umsicht verfahren zu sein, so kränkten mich diese Vorwürfe im Innersten des Herzens. Ich erklärte, daß ich unter solchen Aeußerungen auf

die Diskussion nicht eingehen möchte, und bat die Behörde, doch Herrn Nägeli mit der Abfassung eines solchen Entwurfes zu beauftragen. Die Bitte wurde erhört, und Nägeli erhielt die Einladung, bis zum 11. Februar nur auch die Ausarbeitung des ersten Abschnitts vorzulegen. Am 18. Februar trug Nägeli den Anfang seines Entwurfes vor. Einstimmig fand man die Arbeit für den gesetzgeberischen Zweck unbrauchbar, und nun wurde beschlossen, auf meinen Entwurf einzutreten. Die zweite Sektion hatte die Vorberathung, und verwandte hierauf mehrere Sitzungen. Nachdem der Entwurf so ergänzt und verbessert war, erhielten die Bezirksschulpflegen und einzelne Schulmänner noch einmal den Auftrag, denselben zu begutachten. Die eingegangenen Zuschriften benutzte die Sektion zu einer zweiten Revision, und so endlich kam der Entwurf vor den ganzen Erziehungsrath. In einer permanenten Sitzung, die sechs Tage dauerte, den 3., 4., 5., 6., 7. und 8. Juli wurde nun das ganze organische Schulgesetz, sowol für die Volksschulen als für die höhern Lehranstalten, berathen. Die allgemeine Diskussion war äußerst heftig, Nägeli zeigte die hartnäckigste Opposition; weit besser ging es bei der artikelweisen Berathung, wo spezielle Anträge gefordert wurden, was viel weniger Nägeli's Sache war, als allgemeines Raisonnement. Ueber einzelne Punkte jedoch, z. B. über Lehrmittel, Lehrerbesoldungen, Ruhestandsversetzungen dauerte die Erörterung oft einige Stunden. Dr. Keller's großes gesetzgeberisches Talent kam der Behörde besonders zu Statten. In den Entwurf hatte ich Manches aufgenommen, was mehr Sache des Reglements war, und ich lernte bei der Ausscheidung von Keller sehr viel. Eine neue Redaktionskommission sollte die letzten Vorschläge in geeignete Form bringen, und in einer Schlußsitzung am 14. Juli ward nun der ganze Entwurf festgestellt, der sogleich vom Regierungsrathe

begutachtet werden sollte. Mit Besorgniß hatte ich vernommen, wie ein Mitglied des Erziehungsrathes, das zugleich im Regierungsrath saß, eine Verminderung des angesetzten Lehrereinkommens in Aussicht stellte. Ich beeilte mich, an den Regierungsrath dießfalls eine ausführliche dringliche Denkschrift zu richten, damit doch der Ansatz nicht vermindert werde. Ueberdieß fertigte ich, zu Handen des Großen Rathes, einen eigenen beleuchtenden Bericht über den allgemeinen Geist des Gesetzes und über die einzelnen Bestimmungen. *) Der Regierungsrath änderte wenig an dem Entwurfe, und vom Großen Rathe wurde die ganze Organisation am 28. Herbstmonat 1832 mit freudiger Zustimmung angenommen.

Eine vollständige Darstellung dieses organischen Gesetzes wird man hier nicht erwarten, ich begnüge mich daher mit der Andeutung der Hauptpunkte.

Das ganze Gesetz organisirt:

a. Die Volksschulen (Primar- und Sekundarschulen).
b. Die Kantonsschule (Gymnasium und Industrieschule).
c. Die Hochschule (Universität).

A. **Die Volksschulen.**

Allgemeine Bestimmung: Die Volksschule soll die Kinder aller Volksklassen, nach übereinstimmenden Grundsätzen, zu geistig thätigen, körperlich brauchbaren und sittlich religiösen Menschen bilden.

1. Abschnitt. Lehrgegenstände und Methode: Elementarbildung, Realbildung, Kunstbildung, Religionsbildung.

*) Gedruckt Zürich 1832.

Die Lehrweise muß so beschaffen sein, daß sie, indem die Schüler in schnellem und dennoch lückenlosem Fortschreiten zu Kenntnissen und Fertigkeiten geführt werden, die Sinnes-, Verstandes- und Gemüthsbildung als Hauptsache von Anfang und fortgehend befördert werde.

2. Abschnitt. Eintheilung: Schulbezirke 11. Schulkreise (so viel als Kirchgemeinden). Ortschulen (440).

3. Abschnitt. Einrichtung. Lokale: eigenes Schulhaus, Unterstützung des Staats zum Baue. Elementar-, Real- und Repetirschüler vom 6. — 9., vom 9. — 12., vom 12. — 15. Lebensjahre. Schulkurs mit Anfang Mai. Schulpredigt. Schulstunden wöchentlich 27 für Alltagsschüler; 6 für Repetirschüler. Lektionsplan.

Lehrmittel. Elementarabtheilung: erstes Lesebuch, biblisches Spruchbuch, biblische Geschichte, religiöse Lieder. Realabtheilung: Schulbuch für Zahlen- und Formenlehre, kurzgefaßte Grammatik, Realbuch, religiöses Spruch- und Liederbuch, Schulgesangbuch. Repetirschule: Realbuch, Neues Testament, Gesangbuch. Hiezu noch Landkarten; Tabellen für den ersten Sprachunterricht, für den Gesang, für Schönschreiben u. Zeichnen. Naturgeschichtliche Bilder.

Prüfung, öffentliche und feierliche im Frühjahr.

4. Abschnitt. Die Kinder aller Bewohner schulpflichtig, welche je vor dem neuen Jahre das 5. Altersjahr zurückgelegt haben. 6 Jahre lang täglich 6 Stunden; 3 Jahre wöchentlich 6 Stunden.

5. Abschnitt. Lehrerschaft: Die vom Erziehungsrathe unbedingt „fähig" erklärten Lehrer sind in der Ausübung ihres Berufes selbstständig.

Einkommen. Jeder Lehrer 100 Franken vom Staat, 100 Franken von der Gemeinde; freie Wohnung, 2 Klafter Holz, ½ Juchart Pflanzland, wöchentlich 1—2 Schilling Schulgeld vom Kinde. Frei von Militär, Wacht, Frohnen u. dgl.

Bildung. Präparandenschule, Seminar, Schülfendienste, Konferenzen, Preisaufgaben.

Anstellung. Dreiervorschlag des Erziehungsrathes, Wahl durch die Gemeinde, lebenslängliche Dienstdauer.

6. Abschnitt. Schulbedarf. Beiträge des Staats, der Gemeinde, der Familien.

7. Abschnitt. Schulfonds, Schulkassen. Gründung der Fonds, besondere Beiträge der Bürger an die Schulkasse, z. B. Hochzeitgaben ꝛc.

Nach den Uebergangsbestimmungen hatten nur diejenigen Lehrer Anspruch auf die neuen Verhältnisse, die sich durch eine neue Prüfung für befähigt ausweisen. Die, welche vom Posten in Folge der Organisation weichen müssen, sollen Ruhegehalte erlangen. Alle sollten neu geprüft werden.

B. **Die Sekundarschulen***) führen den Unterricht in der Steigerung fort und nehmen französische Sprache und Mathematik auf. 50 im ganzen Kanton, so daß jeder Schüler vom Heimatorte aus eine solche besuchen kann. Lehrerbesoldung wenigstens 800 Franken und freie Wohnung. Staatsbeitrag jährlich an jede 720 Franken. Altersstufe der Schüler: 12.—15. Jahr.

*) Das Gesetz für Sekundarschulen, von Hirzel entworfen, wurde erst 1833 angenommen. Im ersten Entwurfe war auf Bezirksschulen und Kreisschulen angetragen. Die Bezirksschulen sollten Progymnasien der Landschaft sein. Die Pestalozzianer rühmten sich in der Appenzeller-Zeitung, die Verwerfung dieser Schulen sei ihr Werk.

C. **Kantonsschule.**

Unteres Gymnasium, 4 Jahreskurse; oberes 3 Kurse.
Untere Industrieschule, 3 Jahreskurse; obere 3 Kurse.

D. **Hochschule.** Vollständige Einrichtung nach der deutschen Art.

Die Thierarzneischule und das Lehrerseminar standen als gesonderte Institute neben den Kantonalanstalten. Die bisherigen Anstalten: die gelehrten Schule, das Karolinum, und die Kunstschule wurden in Folge der Organisation als aufgehoben erklärt. Die Lehrer dieser Anstalten, welche keine Anstellung an den neuen Instituten erhielten, oder keine verlangten, hatten gesetzlich auf $^2/_3$ ihrer Besoldung lebenslänglich Anspruch.

Die neuen Anstalten traten mit dem Frühling 1833 ins Leben. Bei der Stellenbesetzung faßte der Erziehungsrath ausschließlich Tüchtigkeit und Würdigkeit ins Auge. Heimat, Konfession, Familie, politische Gesinnung kamen nicht in Betracht. Es wurden an den höhern Anstalten mehrere Lehrer angestellt, deren starke Abneigung gegen die neue politische Ordnung Jedermann bekannt war. Es wurden aber auch viele fremde Schulmänner und Gelehrte berufen, und dieß machte bei übergangenen städtischen Kandidaten um so mehr einen äußerst üblen Eindruck, als sich seit Jahrhunderten die höhern Lehrstellen in städtischen Familien fortvererbt hatten. Ich war 1825 der erste und einzige Lehrer, der vom Auslande hergekommen, einen beachtenswerthen Posten einnahm. Bald darauf rückte Dr. Gräffe in das polytechnische Institut ein. In den Jahren 1833 und 1834 wurden mehr als 25 Fremdlinge, nicht zu verwechseln mit politischen Flüchtlingen, an den höhern Lehranstalten angestellt, und darunter ausgezeichnete Männer, z. B. Schönlein, Oken, Arnold, Löwig, Hitzig, Sauppe u. A.

Mit nie gesehener Pracht ward am 29. April 1833 die Hochschule eröffnet. Namentlich von der Landschaft schlossen sich die meisten angesehenen Männer dem Festzuge an. Mit allgemeiner Freude und den besten Hoffnungen blickte man auf die neuen Lehranstalten. Basel's alte Universität wankte, Bern's politische und wissenschaftliche Organisation ging langsam vorwärts: so konnte man den schönen Gedanken nähren, Zürich werde eine Eidgenössische Hochschule gegründet haben. Auch von Deutschland glaubte man frei nachbarliche Theilnahme erwarten zu dürfen. In wenigen Monaten hatte sich schon die Anzahl der Studenten bis fast auf 200 gehoben. Bald aber sanken die Hoffnungen für die Hochschule: Basel hielt mit großen Opfern in ehrenvoller Weise seine Universität aufrecht; Bern gründete eine neue, mit weit größern Geldmitteln als Zürich; der deutsche Bundestag verbot den Besuch der schweizerischen Hochschulen.

Das Gymnasium und die Industrieschule hingegen erhoben sich zu schönem Bestande. Hunderte von Jünglingen sandte jetzt die Landschaft nach Zürich, um sich wissenschaftlich auszubilden, während in ziemlich naher Vergangenheit fast ausschließlich Stadtbürger-Söhne an den höhern Lehranstalten gefunden wurden.

III.

Die neuen Lehrmittel für die Volksschule.

Sobald der Große Rath das Schulgesetz erlassen hatte, begannen die vielen und wichtigen Organisationsgeschäfte des Erziehungsrathes in allen Richtungen. Zu dieser Zeit, vom Herbst 1832 bis dahin 1835, hielt die Behörde jeden Samstag Plenarsitzung, und jeden Mittwoch saß die Sektion für das Volksschulwesen insbesondere. Das erste Geschäft, welches von

allen Seiten als das dringlichste empfohlen wurde, war die Beischaffung zweckmäßiger Lehrmittel. In den meisten Schulen fanden sich bis jetzt vor:

1. Drei Hefte Namenbüchlein;
2. das Waserbüchlein (Gebete, Lieder, Sprüche);
3. der Lehrmeister (Auszug des Katechismus);
4. das Neue Testament;
5. das Kirchengesangbuch.

In den bessern Schulen kam noch hinzu:

6. Moralische Erzählungen von Zwingli oder Korrodi;
7. biblische Geschichte von Schultheß;
8. der schweizerische Kinderfreund;
9. die ersten Schritte in der deutschen Sprache (Deklinirbüchli);
10. Gesangheftchen von Nägeli;
11. der große Katechismus.

Es war nur eine Stimme darüber, daß der Lehrstoff, der in den meisten Schulen vorlag (Nro. 1 — 5), durchaus jeder methodischen Anordnung ermangle. Das neue Gesetz stellte darum eine Reihenfolge von Lehrmitteln fest, welche für alle Schulen obligatorisch sein sollten. Diese Bestimmung verdient besondere Beachtung, denn sie ist ganz neu in der Geschichte des Schulwesens, und die daraus entspringenden, höchst wichtigen Folgen sind:

1. Bisher unerreichte Wohlfeilheit.
2. Möglichkeit einer gleichen Methode, die mit Rücksicht auf diese Lehrmittel im Seminar geübt werden kann.
3. Abstufung eines gleichmäßigen Lehrplans, so daß Lehrer oder Schüler, die in andere Schulen übertreten, was bei letztern in industriellen Ländern sehr häufig ist, sich sogleich wieder in die rechte Stellung finden können.

4. Maßstab zur richtigen Beurtheilung der Schülen.

Meine drei Hefte, Lehrbuch der Elementarsprachbildung, waren bereits in einigen Schulen eingeführt. Der günstige Bericht, den die erziehungsräthliche Kommission über den Gebrauch derselben erstattete, hätte wohl leicht die obligatorische Einführung befördern können; allein ich wollte dieses nicht, sondern trug darauf an, daß die Schulbücher für den Sprachunterricht als Preisaufgaben zur freien Konkurrenz ausgeschrieben würden. Der Erziehungsrath faßte nun den Beschluß, es sollen ausgeschrieben werden:

a. Ein erstes Lesebuch;
b. eine kurzgefaßte Schulgrammatik;
c. ein Schulbuch für Zahlen- und Formenlehre;
d. ein realistisches Lesebuch;
e. ein Lesebuch für Repetirschüler;
f. Vorlegblätter zum Schönschreiben;
g. Musterblätter zum Zeichnen.

Hingegen erhielten den Auftrag zu verfassen: Herr Nägeli ein musikalisches Tabellenwerk und ein Schulgesangbuch, Diakon Fäsi ein kleines und großes biblisches Spruchbuch, Pfarrer Korrodi eine Auswahl biblischer Erzählungen, Kirchenrath Vögelin ein religiöses Liederbüchlein; ich selbst sollte ein Tabellenwerk für den ersten Unterricht im Sprechen, Lesen und Schreiben vorlegen.

Die Ausschreibung jener Preisaufgaben bearbeitete ich mit Pfarrer Weiß, und es wurde dieselbe gegen das Ende des Jahres 1832 nach allen Seiten gedruckt verbreitet.

Mancherlei widrige Erfahrungen erregten in mir starke Zweifel, ob ich bei der Preisbewerbung für Sprachbücher konkurriren wolle. Ich arbeitete indessen meine Elementarsprachbildungslehre in einer zweiten Auflage um, und zwar so, daß

der 1. Theil als Tabellenwerk erschien, dem sich der 2. Theil als elementares Lesebuch mit drei Abtheilungen, nämlich einer phonetischen, logischen und religiös-moralischen anschloß, und als dritter Theil kamen die grammatischen Uebungen hinzu, bei welchen ich den ersten Versuch machte, das Becker'sche System für die Volksschulen in der einfachsten Form zu benutzen. Das Sprachtabellenwerk brachte ich bald vor den Erziehungsrath; es wurde gebilligt und die Einführung angeordnet. Wo ein vernünftiger Lehrer dasselbe behandelte, war der Erfolg höchst erfreulich; es enthielt die Grundlage meiner Methode; wenn aber ein Lehrer diese nicht kannte, und das Lehrmittel nach der alten mechanischen Manier behandelte, da wurde die Sache zum lächerlichsten Unsinn. Ich suchte die Mißgriffe zu vermeiden, indem ich im Seminar, in Konferenzen und Gesprächen mit Lehrern — Stoff, Zweck und Methode erörterte und in diesem Sinn eine besondere Gebrauchsanleitung schrieb. Der Termin für die ausgeschriebenen Schulbücher war abgelaufen. Für das Sprachfach waren von einem schweizerischen Lehrer elementarische Leseübungen eingegangen, die mit einer rationellen Methode im Widerspruche standen, und dann von einem deutschen Lehrer bloß ein Plan zu grammatischen Uebungen. Bei dieser Noth trat ich in's Mittel, und legte mein Heft Lesebuch und mein grammatisches Heft, beide waren unterdessen gedruckt worden, zur Einsicht vor. Einige Lehrer in Winterthur wurden zur Prüfung und Begutachtung eingeladen. Sie empfahlen das erste Lesebuch als eine „vorzüglich" gelungene Arbeit, die Grammatik sandten sie zurück mit dem Bemerken, sie erlauben sich hierüber kein Urtheil, weil ihnen das Becker'sche System nicht genug bekannt sei. Nun erhielten Herr Pfarrer Weiß und Dr. Baiter den Auftrag zur Prüfung und Beurtheilung.

Mit Hinsicht auf jenen günstigen Bericht und auf den An-

trag der 2. Sektion, beschloß der Erziehungsrath am 4. Mai 1833, mit Ausnahme einer Stimme, das 1. Lehrbuch sei des Preises würdig und zur Einführung zweckmäßig. In einer der nächsten Sitzungen ergoß sich aber Nägeli im bittersten Spott über den Inhalt des Lesebuches, was mich so sehr kränkte, daß ich erklärte, ich verzichte auf den Preis und die Einführung, und ziehe meine Schrift zurück. Von mehrern Mitgliedern des Erziehungsrathes wurde ich gebeten, den unangenehmen Eindruck zu vergessen, und meinen Entschluß zu ändern. Bürgermeister Hirzel wandte sich deßhalb schriftlich an mich (Beilage Nro. 2). So kam es denn, daß am 13. Heumonat 1833 ein neuer Beschluß zur Einführung des ersten Lesebuches gefaßt werden konnte (Beilage Nro. 3., a., b., c.).

Die Schulgrammatik wurde von Pfarrer Weiß und Dr. Baiter mit aller Sorgfalt geprüft; sie riefen mich noch besonders zu sich, und als ich ihnen mündlich über mehrere Punkte Aufschluß gegeben, erstatteten sie einen sehr günstigen Bericht, und auf den Antrag der 2. Sektion erklärte der Erziehungsrath auch diese Schrift, den 23. Wintermonat 1833, als preiswürdig und zur Einführung zweckmäßig (Beilage Nro. 4., a., b., c., d.).

So waren die elementarisch-systematisch geordneten Lehrmittel für den Sprachunterricht eingeführt. Zu bemerken habe ich noch, daß ich die allmälige Einführung dieser Lehrmittel als unerläßliche Bedingung stellte; daß ich für das Tabellenwerk kein Honorar vom Erziehungsrathe bezog, wohl aber für das 1. Lesebuch 100 Franken und für die Schulgrammatik 100 Franken, jedoch unter solchen Verpflichtungen, die mir das Honorar von buchhändlerischer Seite auf die niedrigste Summe herabdrückten. Unumstößliche Wahrheit ist: 1. daß ich mich für Einführung dieser Schriften gar nicht besonders bemüht

habe, und sie mir eher abgedrungen wurden; daß ich durch die Einführung keinen ökonomischen Nutzen gesucht und gefunden habe, und die Verlagshandlung mehrmals erklärte, sie würde mit mir einen weit vortheilhaftern Vertrag schließen, wenn ich mich nicht auf die erziehungsräthliche Anordnung einlassen wolle. Für alle drei Lehrmittel bearbeitete ich besondere Gebrauchsanleitungen, deren Anschaffung jedoch keineswegs obligatorisch war.

Mit der Beibringung anderer Lehrmittel wollte es nicht recht gelingen; ich vermied es, mich auch nur in die dießfälligen Prüfungskommissionen wählen zu lassen.

1. Das Realbuch. Die Bearbeitung desselben war von Pfarrer Korrodi und Sekundarlehrer Bär versucht worden. Die Prüfungskommission, bestehend aus Nägeli, Kirchenrath Pfarrer Bullinger und Oberlehrer Müller war getheilter Ansicht. Nägeli und Müller verwarfen beide Arbeiten, Bullinger hielt die von Bär für zweckmäßig. Ich vertheidigte diese letztere Ansicht in der Sektions- und Plenarsitzung *). Die Arbeiten wurden als ungenügend zurückgewiesen. Am 1. November 1834 faßte der Erziehungsrath den Beschluß, einzelne Fachmänner mit der Ausarbeitung zu beauftragen, und zwar:

Professor Hottinger, Geschichte;
Pfarrer Schoch, Erd- und Himmelskunde;
Professor Löwig, Naturlehre;
Professor Fröbel, Naturgeschichte;
Direktor Scherr, poetische Lesestücke.

Die Bearbeiter hielten eine gemeinsame Berathung, die

*) Hätte man dieser Ansicht gefolgt, so wäre schon im Jahr 1835 ein einfaches, zweckmäßiges Realbuch in die Schulen gekommen, und man hätte sich viel Verdruß, Müh' und Kosten erspart.

durch die eigenthümliche Ausdrucksweise des Pfarrer Schoch eben nicht gar erfreulicher Art war. Indessen schritt man zur Abfassung der einzelnen Abtheilungen. Als die Manuskripte vorlagen, wurden sie abermals an Kommissionen zur Begutachtung überwiesen. Ich schlug es wiederum aus, in eine solche Kommission zu treten. Hottinger's Arbeit wurde im Allgemeinen gebilligt. Fröbel's hingegen von Erziehungsrath Eßlinger und Professor Keller ungünstig beurtheilt. Löwig's Schrift erhielt Beifall und Billigung, aber bald fand man, für die Alltagsschule eigne sie sich nicht wohl, eher für Repetir- oder Sekundarschulen. Pfarrer Schoch ließ sich die Beschränkung auf eine gewisse Bogenzahl nicht gefallen, und so kam man auch hierin nicht ins Reine. Der Inhalt zum poetischen Anhang wurde von Dr. Sauppe und Nägeli geprüft und empfohlen, aber man fand jetzt, es gehöre doch eigentlich in ein Realbuch kein poetischer Anhang. — Professor Schinz wurde nun mit einer neuen Bearbeitung des naturgeschichtlichen Theiles beehrt, Seminarlehrer Kohler später mit der des geographischen. Beide Arbeiten befriedigten die Kommissionen nicht. So blieb die Sache stecken bis zum Herbst 1835.

Von Seite der Lehrer und Schulvorsteher rief man immer lauter nach dem Realbuche. Nun beschloß der Erziehungsrath, alle Materialien einem Redaktor zu übergeben, und es wurde für denselben am 24. Weinmonat 1835 sogar ein eigenes Reglement beschlossen. Die Wahl fiel einstimmig auf mich. Ich durchlas die verschiedenen Manuscripte (mit Ausnahme des geographischen von Pfarrer Schoch), und fand eine solche Verschiedenheit in der Stoffauswahl und dem Vortrag, daß ich gar keine Möglichkeit sah, aus so abweichenden Fragmenten ein ordentliches Ganzes zu bilden; darum sandte ich die Schriften an den Erziehungsrath zurück, mit der dringlichen Bitte, man

möchte mich des erhaltenen Auftrages entledigen. Dieß geschah aber nicht, sondern ein neuer Auftrag und neue Vollmachten kamen mir zu, die mir gestatteten, von den einzelnen Arbeiten mehr oder minder, oder auch gar Nichts zu benutzen und selbst neue Mitarbeiter zu suchen. Ich mußte also Hand anlegen. Seminarlehrer Kohler arbeitete am naturgeschichtlichen Theile, Pfarrer Gutmann in Greifensee lieferte die Himmelskunde, Sekundarlehrer Bär die Zeitrechnung und Kalenderkunde. Ich selbst ging unverzüglich an die geschichtliche Abtheilung, zu der ich Hottinger's Manuskript größtentheils beibehielt, jedoch mehr als die Hälfte neuen Stoffes selbst bearbeitete. Pfarrer Zimmermann hatte auf geschehene Einladung einen Plan und theilweise Arbeiten zur vaterländischen Geschichte eingereicht; ich sollte aber, im Einverständniß mit dem Erziehungsrathe, auf die Benutzung verzichten. Die ausgearbeiteten Theile wurden in der Kanzlei des Erziehungsrathes niedergelegt, und die Mitglieder der 2. Sektion und einige Experten verpflichtet, Bogen für Bogen zu lesen, und dann die Anträge an den Erziehungsrath zu bringen. So geschah es, daß der Erziehungsrath innerhalb einiger Monate drei Abtheilungen des Realbuches: die geschichtliche, die naturgeschichtliche, die Mittheilungen aus der Naturlehre, dem Gewerbswesen und der Himmelskunde und Zeitrechnung, nach vielfacher Prüfung und Berathung zum Druck beförderte. Als Verfasser muß ich stehen: zum größern Theil der geschichtlichen Abtheilung, zu jener von Erfindungen und Gewerben, und zur Naturlehre; bei den andern Abtheilungen sind Kohler, Gutmann und Bär Verfasser, ich besorgte bloß die letzte Redaktion- und Korrektur, bei der Naturgeschichte verfaßte ich mehrere einleitende Abschnitte und entwarf den Plan. So war man gegen das Jahr 1837 endlich dahin gekommen, das Realbuch, dem aber noch die

geographische Abtheilung fehlte, in die Schulen zu liefern. Der Erziehungsrath hatte dem Verleger 1600 Franken zur Preisermäßigung zugestellt, und das Buch erschien wirklich in einem bis jetzt unerhört wohlfeilen Preise. — Die geographische Abtheilung bearbeitete endlich Oberlehrer Gustav Schweizer; sie erschien 1839, zur Zeit, als über den Gang der Schulreform bereits der Stab gebrochen war; also noch gerade früh genug, um zu spät zu kommen.

2. Schulbuch für Zahlen- und Formenlehre. Eine Bearbeitung von Oberlehrer Horner ward im Jahr 1833 eingereicht. Der Bericht der Prüfungskommission war ungünstig. Pfarrer Heer in Matt übersandte das Manuskript seines Werkes; man fand dasselbe viel zu umfassend. Endlich machte sich Seminarlehrer Dändliker, auf mehrseitiges Ansuchen, an den Gegenstand; seine Arbeit wurde preiswürdig und zweckmäßig erkannt (7. Februar 1835), und im Jahr 1836 in die Schulen eingeführt.

Für die Formenlehre arbeitete Professor Gräffe; aber die Sache ward hin und her geprüft, erwogen, verändert; und als man endlich sich vereinigt, traf die Revolution mit den Vorbereitungen zur Herausgabe zusammen.

3. Vorlagen zum Schönschreiben und Zeichnen. Für die erstern gingen Arbeiten von Sekundarlehrer Stutz und Oberlehrer Kübler ein; man wollte sie nicht entsprechend finden. Seminarlehrer Leutert wurde beauftragt, eine Sammlung zu verfertigen; sie gefiel nicht. Endlich wurden die Tabellen und Vorschriften von Schreiblehrer Schoch angenommen. Die Zeichnungsvorlagen verfertigte Maler Schultheß in Hottingen.

4. Landkarten. Von dem Kant. Zürich, von der Schweiz, von Europa und hiezu ein Planiglob. Der berühmte Zeichner

Keller hat diese unter Berathung einer geographischen Kommission verfertigt.

5. Musiktabellenwerk und Schulgesangbuch, von Nägeli; in den ersten Jahren eingeführt.

6. Die religiösen Lehrmittel. Zur Bearbeitung und Prüfung derselben wurde im Oktober 1832 eine aus Mitgliedern des Erziehungsrathes und Kirchenrathes gebildete Kommission gewählt; nämlich a) Pfarrer Weiß; Professor Orelli; Pfarrer Bleuler. b) Kirchenrath Vögeli; Diakon Fäsi (alle fünf dem geistlichen Stande angehörig).

A) Die biblische Geschichte von Pfarrer Korrodi entsprach den Ansichten der Kommission nicht. Sie bearbeitete nun selbst ein solches Buch, das zu Anfang des Schulkurses 1834 eingeführt wurde.

B) Biblische Spruchbücher. Dieselben waren von Diakon Fäsi bearbeitet; im Erziehungsrath fanden sie hartnäckig Widerspruch, namentlich durch Pfarrer Schoch. Die erste Arbeit wurde nicht genehmigt. Nun fertigte Seminarlehrer Dändliker, auf besondern Auftrag, das kleinere Spruchbuch, das 1834 eingeführt wurde. Das größere blieb im Rückstand; Diakon Fäsi wollte weiter in den Geschäften nicht beistehen.

C) Das religiöse Liederbüchlein wurde von Kirchenrath Vögeli zusammengestellt, und eingeführt.

D) Das neue Testament, neue Ausgabe von Kirchenrath Vögeli, wurde zur Einführung beschlossen.

E) Die Entwicklung der ersten sittlichen und religiösen Begriffe in Erzählungen war dem 1. Lesebuche einverleibt.

F) Eine Auswahl der schönsten Kirchenlieder ward dem Schulgesangbuche beigegeben.

G) Zum Spruchbüchlein und zur biblischen Geschichte verfaßte Seminarlehrer Dändliker (nunmehr Pfarrer in Nor-

das) ausführliche und sehr gelungene Gebrauchsanleitungen für den Lehrer.

7. Endlich wurden den Schulen noch naturhistorische Bilder — schwarz unentgeltlich, kolorirt gegen eine kleine Vergütung — zugewendet.

Die Bearbeitung und Einführung dieser Lehrmittel war eine sehr schwierige und stets unter erneuten Hindernissen vorschwebende Aufgabe. Besonders viele Berathungen veranlaßten die Gesangbildungsmittel, weil das Schulgesangbuch das theuerste Lehrmittel war, und Nägeli in dieser Hinsicht aufs genaueste überall die Vollziehung des Beschlusses forderte. Eben so unangenehm waren die Erörterungen über die Tabellen und Vorlagen zum Schönschreiben, welche von den meisten Lehrern als unbrauchbar angesehen, und nur mit Widerwillen aufgenommen wurden. Was die von mir verfaßten Lehrmittel für den Sprachunterricht anbelangt, so wollten manche Lehrer den 3. Theil, die Schulgrammatik, zu schwer finden. Da ich aber selbst eine bloß allmälige Einführung ausbedungen hatte, so fand ich nicht ein einziges Mal Veranlassung, den Erziehungsrath mit Beschwerden oder Bitten in dieser Hinsicht zu behelligen; um so weniger, da meine Lehrmittel auch in andern Kantonen und im Ausland vielfachen Absatz fanden, und die Verlagshandlung niemals eine Aeußerung der Unzufriedenheit laut werden ließ.

Dieß ist die Geschichte der Lehrmittel; wir werden aber an einigen Stellen nochmals darauf zurückkommen müssen. So viel wird jetzt schon jeder Leser eingesehen haben, daß allfällige Mißgriffe nie dem Verfasser, sondern den Prüfungskommissionen und zuletzt dem gesammten Erziehungsrath zur Last fallen müßten.

IV.

Der Stadler Aufruhr.

Im Winter 1833 — 1834 wurden das Tabellenwerk und das erste Lesebuch in den meisten Schulen eingeführt und angewandt. Dieß führte natürlich zu der Umänderung, daß der Lehrmeister, ein Auszug des kirchlichen Katechismus, der bisher zum Buchstabiren und Lesenlernen gebraucht worden war, in den Schulen außer Gebrauch kam, auch die sogenannten Namenbüchlein wurden umgangen, indem die Schüler bei der Schreiblesemethode im ersten Lehrkurs gar kein Buch nöthig hatten. Vielen Eltern kam diese Neuerung sonderbar vor; wo indessen ein tüchtiger Lehrer war, da beruhigten sie sich bald, denn sie beobachteten die raschen Fortschritte und die Freude der Kinder am Unterrichte mit Theilnahme. Wo aber ein Lehrer die Sache nicht recht angriff, da war das Alte abhanden, und das Neue nicht fruchtbar. So ging es in einigen Gemeinden des Wehnthales. Da gab es dann Unzufriedenheit, die noch durch Zeitungsartikel der Oppositionsblätter und durch Zinsherrn-Gespräche in der Stadt genährt und vermehrt wurde. Einige Geistliche flößten Besorgnisse über Religionsgefahr ein. Einer predigte über das Thema: „Was hat der Christ zu thun, wenn die Religion in Gefahr ist.“ Es war den Leuten anstößig, daß auf dem Tabellenwerke die Namen von Hausthieren vorkamen, und sie theilten sich in den Winterabenden in Scherz und Ernst allerlei possierliche Sätze, die im ersten Lesebuche vorkommen sollten, mit, z. B.: Wie lange eine Katze trächtig sei; wie viel Junge ein Kaninchen habe u. s. f., wovon begreiflich kein Wort in den Uebungen steht. Auch sagten sie, es sei ein neues Unservater gemacht worden, und das heiße: Unser Vater, wann du bist ꝛc.

Kurz die albernsten Dinge wurden verbreitet, während einzelne Blätter mit ernster Miene dem Erziehungsrath vorwarfen, er verfahre zu rasch und zu strenge; die Eltern und Gemeinden würden zu sehr belästigt. Die Stadtherren sprachen zu den Bauern: Was brauchen eure Kinder solche Sachen zu lernen? davon könnet ihr nicht leben; Solches taugt nicht für den gemeinen Mann; ihr solltet euch eben dagegen wehren, u. m. dgl. Die Leute nahmen das Alles für wohlgemeinte Wahrheit auf, sie brüteten darüber nach, schrieen und schimpften in den Wirthshäusern, besprachen sich mit Gleichgesinnten in andern Orten und Bezirken, und endlich ward an einem Frühlingssonntag 1834 bei Stadel eine Volksversammlung gehalten. Der Bauer Moor von Bachs trat als Redner auf, und machte eine sonderbare Anwendung von allerlei Bibelstellen. Lieutenant Albrecht von Stadel und ein Zimmermann Meyerhofer von Weiach zeigten sich besonders thätig. Ein junger Jurist, Sohn der Landschreibers Rüttimann von Regensberg, betrat die Rednerbühne, um das Volk zu belehren, er wurde mit wildem Geschrei unterbrochen und genöthigt, sich zu entfernen. Ungemein heftig tobten die Weiber. Es wurde eine Petition an den Großen Rath beschlossen, wodurch die allgemeine Anwendung des Schulgesetzes hintertrieben werden sollte. Hirzel hielt in der Sitzung des Großen Rathes eine geistvolle und siegreiche Rede, es war dieß eine der schönsten Stunden seiner öffentlichen Thätigkeit — und der Rath schritt zur Tagesordnung über die Petition. Damit war jedoch die Sache nicht erledigt; die Hetzereien wurden um so eifriger fortgesetzt, als die Bewegung bereits im Bezirk Bülach einigen Anhang gefunden hatte, und auch im Bezirk Uster namentlich gegen das Schulgesangbuch einige Unzufriedenheit herrschte. Statthalter Krauer in Regensberg suchte persönlich zu belehren und zu

beruhigen, mußte aber unter Drohungen sich aus einer unruhigen Gemeinde entfernen. Schon hieß es, die Bauern wollen bewaffnet gegen die Statthalterei ziehen, und diese verbrennen. Am 15. Mai begann ein förmlicher Aufstand. Die Bauern drangen in Stadel in das Schulhaus, nahmen die Tabellen heraus, und traten sie zum Theil in den Koth; sie schlossen die Schule und nahmen die Schlüssel hinweg, die Kinder besuchten den Unterricht nicht mehr. Die Bauren erklärten aufs bestimmteste, sie nehmen die neuen Schulgesetze nicht an, und würden sich gegen Zwang vertheidigen. Sobald die Regierung von diesem Aufstand Nachricht erhielt, ließ sie eine starke Abtheilung Landjäger nach Stadel marschiren. Infanterie und Artillerie wurde aufgeboten. Die Landjäger formirten sich vor dem aufrührerischen Haufen zum Angriff; doch stellte ihr Chef den Bauern nochmals das Unsinnige ihres Unternehmens dar, und sie verzichteten auf den Widerstand. Sechszehn der heftigsten wurden gefangen nach Zürich gebracht, und in das Kriminalgefängniß gesetzt. Es zeigte sich, daß die Leute von andrer Seite Hülfe erwartet hatten, und wie sie sich bloß gegeben sahen, mehrte sich ihr Unwille gegen die im Hintergrund gebliebenen Anstifter. Das gerichtliche Urtheil war äußerst milde. Der Regierungsrath aber erließ am 22. Mai eine besondere Zuschrift an den Erziehungsrath, welcher aufgefordert wurde, unverzüglich zur Einführung der neuen Schulordnung in allen Gemeinden zu schreiten, in welchen befähigte Lehrer angestellt seien. Ich, als Verfasser des Tabellenwerkes und 1. Lesebuchs wurde den Leuten als der Urheber alles Unheils bezeichnet. Fürchterliche Drohungen wurden gegen mich ausgestoßen; man wolle mich in den See werfen, wenn ich Nachts aus der Stadt heimkehre. Die Seminaristen nahmen die Drohung ernsthaft, und wenn ich heimkehrte, holten mich

jedesmal einige der stärksten ab. Die Stadler Unruhen waren nach Ursprung und Tendenz der Revolution vom Jahr 1839 vollkommen gleich; nur handelnde Personen und die Mittel waren verschieden. Damals war die Regierung einig und kräftig, und die Feindschaft Derer, welche die Bewegung hervorriefen, fiel noch auf alle Regierungsmitglieder. An der Spitze des Aufstandes zeigten sich bloß geringe Leute, mit denen man wenig Umstände machte; hingegen im Jahr 1839 sah man sich gegenüber angesehene Männer, mit denen man erstlich im gehörigen Respekt verkehrte, und dann nicht ungern die Herrschaft mit ihnen theilte.

Zu der Zeit der Unruhe lag es in meiner Aufgabe, einige Schulen im Wehnthal zu inspiziren. „Bleiben Sie um Gottes„willen aus der Gegend weg," schrieb mir ein Lehrer, „der „hiesige Wagner hat geschworen, Sie in hundert Stücke zu „schnetzeln." Ich hielt die Sache um so mehr für Uebertreibung, als mir wirklich persönlich nicht die leiseste Unbill begegnet war, und schickte mich zur Inspektion an. Gerade damals hatte ich einen Schulkandidaten im Hause, der sich durch Anstrengung eine Luftröhren-Schwindsucht zugezogen hatte. Der Arzt, Dr. Streuli, versicherte, nur durch die sorgfältigste häusliche Pflege und geregelten, ärztlichen Beistand könnte er vielleicht gerettet werden. Ich wußte, daß der junge Mann keine ordentliche Pflege unter den Seinigen finden würde, und nahm ihn nun in meine Wohnung auf.

Er ward glücklich hergestellt, konnte jedoch nicht sogleich wieder Schule halten. Als ich nun gegen die Bitte der Meinigen die Schulen inspiziren wollte, sprach der junge Mann: „Ich habe früher als Krämerjunge jene Gegenden viel durchreist; eine Schulstelle bekomm' ich doch nicht sogleich; lassen Sie mich reisen; ich werde mit einem Ballen Papier mein altes Ge-

schäft einige Tage im Wehnthal treiben, und dann kann ich Ihnen doch ganz sichern Bericht geben." Ich sah in diesem Anerbieten eines unangestellten Mannes nichts Anderes, als eine aus dankbarer Gesinnung entspringende Sorgfalt, und ließ ihn ziehen. Die Berichte hielten mich von der Inspektion zurück. Nachher hörte ich mehrmals mit Bedauern, wie Geistliche und Lehrer dem Berichterstatter sein Unternehmen als bloßes Spionengeschäft auslegten, und ihn vielfach kränkten. Die Absicht, Jemand zu schaden, war ihm durchaus ferne, und darum sind auch jene Vorwürfe ungerecht.

Die Art und Weise, wie sich Städter, die ich mir befreundet hielt, über die Stadler Unruhen äußerten, veranlaßte mich, die Besuche, welche ich etwa unter der Woche noch in geselligen Stadtzirkeln der sogenannten gemäßigten Partei gemacht hatte, gänzlich aufzugeben, indem die Unterhaltung mir eher zur Kränkung als zur Erheiterung gereichen mußte. Ein Weber im Wehnthal hatte ein Spottlied auf mich gemacht, das auch die Städter sehr gaudirte, es heißt:

1.

Die Schärisch Lehr ist scharf geschliffen,
Daß sie könnt Diamand zerrissen,
Also gegen die göttlich Lehr
Giftige Schlangen schickt umher.

2.

O Schneider Schär o Schneider Schär
Getraust du dich mit deiner Lehr
Die göttlich Lehr hintan zu stellen,
Gott wird dir einst das Urtheil fällen.

3.

Schär, wenn ich dir zu rathen hab
So sieh von deiner Lehre ab

Denn die göttliche Lehr
Könnt dich versenken ins tiefe Meer.

4.

O Schär o Schär durch deine Lehr
Entsteht Zwietracht je mehr und mehr
Es herrscht Zwietracht im ganzen Land
Das schrieb ich dir zu deiner Schand.

5.

Durch deine Lehr kommt das ganze Land
In Abgrund und in Untergang
Und wer es mit derselben hellt
Verliert gewiß sein Gut und Geld.

6.

Der Bücherkram ist gar zu hoch
Als daß man sein könnt werden los
Verwirft man nicht die Schärisch Lehr
So bleibt kein Geld im Beutel mehr.

7.

O du arme Freigeisterey
Glaubst du nicht daß ein Gott sey
So rath ich dir Trotz nicht so hoch
Gott könnt dich endlich strafen noch.

Ach du arme Schneidergaiß
Glaubst du auch die Unwahrheit
Wer mit dieser Meinung ist
Der ist gewiß ein Wiederchrist.

Aus manchen Orten in der Weit
Wird der geistlich Stand verschreit
Die einzukerkern ruft man aus
Mit Prunk und Saus und vollem Schmaus.

Ach du armer Papengat
Verführest dann ein solch Geschrei

Mit deiner neugeschnitzten Lehr
Als wenn sie Gold und Silber wär.

Bist du dann vom Ochs geboren
Hast ihn zur Mutter auserkohren
Und von der Gaißenmäckerei
Bist du bespritzt du Papengai.

Die Kuh das Säugthier dich gesäugt
Die Eseltute viel trägt bei
Der Hunde.... ist auch dabei
Die Kazleri miauau schreit.

Die Bilderfabel deiner Lehr
Sind soviel als der Sand am Meer
Doch dieselben werden am End
Ausgereut und ganz verbrennt.

Weitläufigkeiten lieb ich nicht
Drum kurz ich ab nun die Geschicht,
Ansonst noch viel zu schreiben gäb
Daß nicht gnug Zeit vorhanden wär.

Schlußbemerkungen.

1. Wie gelebt so gestorben.
2. Der Apfel fällt nicht weit vom Baum.
3. Wo der Baum fällt, bleibt er liegen.
4. Zudem trägt jeder sein eigenen Korb zum Allvergelter.
5. Dieß bezeugt auf Wissen und Gewissen

Der Verfasser.

V.

Die Lehrerprüfungen.

Bis zur Zeit der politischen Umgestaltung im Jahr 1830 waren im Kanton Zürich sehr viele Schullehrer, deren jähr-

liches Einkommen nicht mehr als 30 bis 40 Gulden ausmachte. Wenn man nun betrachtet, wie sehr in den meisten Theilen des Kantons durch industrielle Thätigkeit und verbesserte Oekonomie die Lebensbedürfnisse im Preise stiegen und die Arbeitslöhne sich hoben, so zwar, daß ein guter Bauernknecht jährlich neben Kost, Wohnung, Wäsche, einigen Kleidungsstücken und Trinkgeldern 70 bis 80 Gulden Lohn bezog, der Taglohn an vielen Orten auf $^2/_3$ Gulden gestellt wurde, dann wird man begreifen, wie es mit der Besetzung vakanter Schulstellen aussah. Häufig entschied körperliche Schwäche oder Krüppelhaftigkeit für die Bewerbung, sehr viele Stellen konnten in letzter Zeit gar nicht mehr besetzt werden.

Bei der Reform mußte darum als das dringlichste Geschäft erscheinen, die untauglichen Mitglieder aus dem Lehrstande zu entfernen. In dieser Hinsicht nahm der Erziehungsrath folgende Uebergangsbestimmungen in den Gesetzesentwurf auf (Seite 33, §. 77).

a. Die durch dieses Gesetz festgesetzten Besoldungen treten mit Ostern 1833 in Kraft;

b. der Erziehungsrath ist befugt, von sich aus oder auf Antrag der Bezirks- und Gemeindschulpflegen eine Prüfung mit Lehrern zu veranstalten, welche vor Erlassung dieses Gesetzes angestellt worden sind;

c. wird der Geprüfte ganz oder für einzelne Lehrfächer unfähig befunden, so ist der Erziehungsrath befugt, demselben die Gehaltsverbesserung zu entziehen oder ihm auf dessen Kosten entweder einen Schulverweser zu bestellen, oder einen Lehrgehülfen beizuordnen, oder ihn mit zwei Drittheilen des vor Erlassung dieses Gesetzes

bezogenen, fixen Einkommens, welche der neu anzustellende von seiner Besoldung abzugeben hat, in den Ruhestand zu versetzen.

Diese eben so klaren als gerechten Bestimmungen traten nicht in Gesetzeskraft, denn der Große Rath veränderte den ganzen § so, daß alle Lehrer neu geprüft werden sollten, und nur diejenigen auf die neue Besoldung Anspruch hätten, welche sich für eine Prüfung oder einen Ergänzungskurs melden. Die bei der Prüfung als unfähig Befundenen konnten mit 20 bis 80 Franken jährlich in den Ruhestand versetzt werden (§. 83 des Gesetzes). Hier fehlte also eine wesentliche Bestimmung, nämlich darüber, welche Pflichten und Rechte diejenigen Lehrer hätten, die sich an ihre frühere lebenslängliche Anstellung hielten, und auf das neue Gesetz keine Ansprüche machten, durch dasselbe einen frühern Vertrag aber auch nicht als aufgehoben ansehen wollten, wobei sie vor den damaligen Gerichten gewiß Recht behalten hätten.

Der Erziehungsrath konnte nichts Anderes thun, als das erhaltene Gesetz vollziehen, und gewärtigen, welche rechtliche Bedenken sich erheben würden.

Alle Schulmeister und Adjunkten wurden aufgefordert, sich innerhalb vier Wochen zu erklären, ob sie zum Kurs oder sogleich zur Prüfung sich entschlossen hätten.

Darauf folgte als Erklärung:

A. 200 Lehrer verpflichten sich zum Kurs;

B. 100 zur alsbaldigen Prüfung;

C. 30 nahmen auf die Aufforderung keine Rücksicht; —

D. 12 — 15 sehr alte schwache Leute erklärten, daß sie gerne dem Gesetze Folge leisten würden; allein sie müßten das Geständniß ablegen, daß sie sowol zur Prüfung als zum Kurs zu schwach seien; sie wollen ihre

Sache dem Erziehungsrathe anheimstellen, und bitten im Falle ihrer Abstellung um einen Ruhegehalt *).

Nunmehr befolgte der Erziehungsrath folgende Grundsätze rücksichtlich der Ertheilung von Ruhegehalten.

a) Auf Ruhegehalte sollen Anspruch haben: Diejenigen Lehrer, welche dem Gesetz Folge leisten, bei der Prüfung aber als unfähig befunden werden;

b) deßgleichen diejenigen, nur in minderm Grade, die dem Gesetze Folge leisten wollten, jedoch selbst als alt, schwach und unfähig sich bekennen.

Bei dieser zweiten Klasse mußte aber in Rücksicht kommen, daß die dießfälligen Ruhegehalte nur so weit ausgedehnt werden dürften, als es der Satz a zulasse, und die Lage des Resignirenden es schlechterdings fordere, oder frühere Leistungen es verdienen.

Durch diese Vollziehung wurde es möglich, die Härte des Gesetzes zu mildern und den gerechten Beschwerden und richterlichen Entscheidungen vorzubeugen; um so mehr, als die gesetzlich ausgesetzte Summe für Ruhegehalte bedeutend durch außerordentliche Kredite im Budget vermehrt wurde. Die 30 unter C. ließen sich bald belehren, und reihten sich meistens unter die Abtheilung D. Aber auch von den andern 300 blieben noch viele zurück, namentlich solche, die nicht definitiv in den Schulstand aufgenommen waren, sondern nur zur Nothhülfe als Lehrer figurirten.

Nun wurde eine Prüfungskommission ernannt; dieselbe bestand aus dem Seminardirektor und dem Seminarlehrer

*) Hieraus ersieht man, daß von 415 Stellen 70 entweder gar nicht, oder provisorisch durch unbefähigte Kandidaten versehen wurden.

Dändliker als Examinatoren, als Zeugen waren meistens gegenwärtig: Erziehungsrath Pfarrer Bleuler, Kirchenrath Pfarrer Bullinger und Waisenhauspfarrer Fries. Mehr als 30 Tage dauerten diese Prüfungen; im Sommer 1833 von 14 zu 14 Tagen, im Herbst 1834 von 8 zu 8 Tagen je einen ganzen Tag. Die Grundsätze, von welchen die Kommission ausging, waren folgende: Bei tüchtigen Männern, für deren Kenntnisse und praktische Geschicklichkeit bereits hinreichende Zeugnisse vorliegen, soll eine kürzere Besprechung über die verschiedenen Schulgegenstände und ein schriftlicher Aufsatz genügen; bei ältern und ganz ungebildeten Leuten soll mit Schonung und möglichster Einfachheit verfahren werden, da sie ja doch die Prüfung nur zur Währung ihrer Ansprüche auf Ruhegehalte mitmachen; bei solchen hingegen, deren Talent, Geschicklichkeit und guter Wille zweifelhaft sei, soll die Prüfung in ihrer ganzen gesetzlichen Strenge vorgenommen werden.

Die Aufgabe war eine eigentlich riesenhafte, schon für die Zeugen, noch mehr für die Examinatoren. Pfarrer Bleuler und Pfarrer Bullinger haben sich durch ihre Beharrlichkeit großes Verdienst erworben; auch Pfarrer Fries, der freilich in den letzten Abtheilungen nicht mehr mithielt, aber sonst durch humoristische Bemerkungen in den Erholungspausen die Examinatoren erheiterte und stärkte. Man denke sich den kleinen Kreis, in dem sich die Examinatorien drehen mußten, und diese vielhundertfältige Widerholung!! Die Bildungsverschiedenheit war recht merkwürdig in einem und demselben Stande; etwa 20 Lehrer bestanden auf die ehrenvollste Weise, sie hätten es siegreich mit den besten Zöglingen der deutschen Seminarien aufnehmen können, und die Kommission trug freudig auf die Note 1. Klasse, sehr fähig, bei ihnen an; eine Anzahl von 50 erhielt die Note 2. Klasse, unbedingt fähig; eine größere

Anzahl, 3. Klasse, bedingt fähig *); 104 erschienen als ganz untauglich.

Es übersteigt alle Vorstellung, welche Unwissenheit und Geistesbeschränktheit sich hier bei Vielen zeigte. Am meisten auffallend aber war der gänzliche Mangel an Kenntnissen im religiösen Gebiete. Mehrere gestanden ganz offen, daß sie von der Bibel Nichts wüßten. Viele wollten fleißige Bibelleser sein; es zeigte sich aber, daß sie auch die allereinfachsten Fragen nicht beantworten konnten (es prüfte hierin Herr Dändliker, ein Züricher Geistlicher), und der Fleiß im Bibellesen eben nicht groß, oder das Lesen ein bloßes mechanisches Geschäft war. Im Rechnen waren nicht nur jene 104, sondern noch viele aus der 3. Klasse gänzlich unerfahren. Wo vom Kopfrechnen die Rede war, da verstanden die meisten nichts Anderes, als die Auflösung im Kopfe nach dem unverstandenen Ansatze des schriftlichen Rechnens. Nur die Besten sangen eine einfache Melodie nach Noten, die meisten schrieen einen auswendig gelernten Choral auf die widerlichste Weise herunter. Ich darf indessen bei diesen Angaben nicht stehen bleiben, sondern muß hier Belege geben. Aus Schonung will ich die Eigennamen weglassen, obgleich füglich jede Schonung bei Seite gesetzt werden dürfte, da an vielen Orten in der Zeit der Revolution von 1839 die alten Schulmeister als die ärgsten Feinde und Schreier der neuen Schule entgegen traten. Sie, die mit so viel Rücksicht und Theilnahme behandelt wurden, denen der Erziehungsrath Ruhegehalte ausmittelte, welche an vielen Orten mehr als ⅔ ihres frühern Einkommens ausmachen.

*) Von dieser Klasse mußten in den Jahren 1835 — 1838 sehr viele auf Verlangen der Schulgenossenschaften nochmals geprüft und dann in Ruhestand versetzt werden.

A.

Einiges aus den mündlichen Prüfungen.

1. Beispiel. Frage. Welche Kapitel aus der Bibel sind Euch bekannt? Antwort. Ja, auf der Bibel bin ich nicht stark passirt, ihr Herren. Fr. Wird in Eurer Gemeinde nicht in der Bibel gelesen? Ant. Es werden wenige Bibeln da sein, und dann, wie's halt ist, sie liegen im Staub. Fr. Aber Ihr werdet doch einige Männer aus der Bibel angeben können? Ant. Nein weger, ich muß gestehen, daß ich lange nicht mehr darin gelesen habe. Es fällt mir jetzt Keiner ein, als der Ephesus.

2. Beispiel. Fr. Welches sind die Namen der sogenannten drei Eidgenossen? Ant. Der Werner und der Stauffacher und der Goliath. Fr. Mit wem haben die alten Helvetier am Leman gekämpft? Ant. Mit dem Großsultan. Fr. Aus welcher Landschaft ist der Tell? Ant. Aus dem Tockenburg. Fr. Habet Ihr auch von Zwingli gehört? Ant. Der Name ist mir nicht bekannt.

3. Beispiel. Erklären und Abfragen über den Spruch: Der Herr ist nicht ferne von unser einem Jeden. Schulmeister. Wer oder was ist nicht? Kind. Der Herr ist nicht. Sch. Gut! Wo ist der Herr nicht? K. Ferne. Sch. Von wem ist er nicht? K. Von unser. Sch. Gut! Von wem unser? K. Einem Jeden. Sch. Ganz gut. (Zu den Examinatoren:) So würd' ich die Sprüche behandeln.

4. Beispiel. Fr. Wo wurde Christus geboren? Ant. In einer Stadt. Fr. Wie heißt diese Stadt. Ant. (Nachbar nachhelfend: Zu Be....) Zu Bern. Fr. An welchem Wasser liegt Basel? Ant. Am schwarzen Meer. Fr. Wie heißen die drei Eidgenossen? Ant. Kaspar, Melcher und Balthasar. Fr. Wer starb bei Sempach fürs Vaterland? Ant. Der Goliath. Fr. In welche Klassen werden die Thiere eingetheilt? Ant. In Säugethiere, Vögel und anderes Vieh.

5. Beispiel. Leset den Satz, der an die Tafel geschrieben ist! — Ja, auf der Tafel hab' ich noch nie Geschriebenes gelesen. — Aber Ihr werdet doch diese Schrift lesen können... Nein, gewiß nicht, ihr Herren! *)

---

*) Es versteht sich, daß diese Fragen nicht gerade in der Ordnung nacheinander vorgelegt wurden.

B.

Schriftliche Aufsätze, buchstäblich nach den Originalien*).

Nro. 1. Mein lieber Freund! Ich habe aus deinem Schreiben vernommen. Daß du wunderest wie es in meiner Schule stehe? Ob ich auch etwas von der neuen Nethote ein füre? O nein, wie könte ich etwas einfüren, da ich nach keinen Kurs von der Nethote gemacht habe. Und dann ist die Schule noch nicht ein gerichtet, es ist noch alles im alten.

Und wie es mir den Winder durch gegangen sey, kan ich dir sagen, daß die Kinder mir gehorsamm sein. Aber von einichen Eltern habe ich müsen hören daß sie sagen mann sey zu streng, die Kinder alle Tage in die Schule schiken köne mann nicht, besonders an einem so armen Ort, wo mann die Kinder zur Arbeit brauchen soll. Und so ist es mit der bezahlung wie in die Schule zu schiken.

Nro. 2. Anrede an Schüler, die der Alltagsschule entlassen werden sollen. Liebe Kinder! Da ihr wünschet aus der Alltagsschule in die Repetierschule hinüber zu treten, so fühl ich mich als Schul-Lehrer verpflichtet noch die folgenden Ermahnungen anzuführen: Nämlich; daß ihr das Gelernte, welches Ihr in der Alltagsschule gelernt haben eurem Gemüthe recht einprägen, und in die spätern Erinerung bringen und beibehalten sollen.

1tens Daß ihr, als gesittete Menschen euch gegen Hohe und Nidre betragen sollen, damit niemals über euch Klagen geführt werden können.

2tens Wünsche ich, daß ihr das niemals vergessen, was ihr als Alltagsschüler von seiten den Kenntnissen in der Sprache, Lesen und Schreiben, u. s. w. gelernt haben, damit dasselbe euch im Bürgerlichen, sowohl zum ewigen Leben dienen kann.

Diese meine ausgedruckten Ermahnungen, die ich euch im letzten Mahl noch gebe, wünschte, daß sie noch tiefern Eindruck, auf eueren jungen Seelen gebildet und geleitet worden sind, welche Grund gefunden haben, die dreißigsechszig und hundertfälltig Erndten.

Nro. 3. Anrede an Schüller, die aus der Alltäglichen Schule entlassen werden sollen. Viel geliebte Knaben und Töch-

*) Mehr als siebenzig Züricherische Schullehrer schrieben ums Jahr 1832 nicht besser.

tern, heute ist es das letzte mahl daß mihr uns mit einandern beschefftigen, in der Täglichen Schule.

Also wünsche ich von Herzen und Gottes-Beystand daß Sie das jenige wo Sie in der täglichen Schule eingeübt haben nicht mehr vergessen möchten, sonder wenn sie von der Gemeindschulpflege in die Repetirschule anerkannt werden. Daß sie von Tag zu Tag immer Furtschritte machen im guten. Dan werden ihr von Gott in eine höere und bessere Welt hinaufgenommen werden wo das Gute belohnt und das Böse bestraft wird."

Nro. 4. „Werthteste Mitbürger und Vertrauungsvollste Haus Väter!

„Da jetz wirklich einen feyerlichen Anlas in diesem unserm Schulhause uns veranlaßt, so eine große Zahl von Kinderen zusamen zu komen, ist wirklich der Fall. Daß ich von einem so hohen Landes-Erzeihungs Rath darüber einberichtet wurde, daß mit diesem heütigen Tage solle die Winterschule den Anfang nehmen. So muß ich Als Pfarrer und Presidont von der Schulpflege euch die Anzeige machen. Nemlich ihr Hausväter von dieser Gem'einde daß der Euch jetz vorgestellte Lehrrer wirklich von Euch abhängig erwällt durch den Treyer Vorschlag den Ihr wirklich nach Gesetz und Ausubung aller Recht und Pflichten erfullt und vollzogen habt. So ist es Pflicht oder vielmehr Auftrag von dem Hochgeachteten Erzeihungs Rath, daß ich der Euch vorgestelte Lehrrer, Euch ihr Herren vorsteher, daß Ihr ihn sollet unterstützen, in seinem Lehr Amt, mit Worten, und Werken, und dieser Wunsch nicht von Euch allein sonder von der ganzen Schulgenossenschaft, so auch ihr meine liebe Kinder der ich euer Seelsorger bin.

„Das ihr euer Lehrrer mit Liebe und Vertrauungs vollem Herzen mögen in Empfang nehmen, und allen seinen guten Ermahnnungen folgen, damit der Segen Ihn, und euch begleite hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit, auch hier werden die Herren vorsteher ersucht ihren Wunsch und ihre Pflichten einer so zahlreichen Jugend zu Aussern und vortragen. Hochgeachter! Hochgeehrter! Herr Pfarrer. Mit dieser Euerer Empfehlung, und Hochachtung, die Sie wirklich von uns verlangen, ist dies unser Wunsch. Gott der Himmlische Vater möge dieser jetz Angestellte Lehrrer mit Kraft und Weisheit erfullen daß Eltern und Kinder einen großen Segen einernden können schon hier in diesem unserem Leben, und ermahnen Euch ihr Lieben Schulkinder, daß Ihr in allem folgsam seyt. Euer ergebenster Freund und Diener." N. N.

Nro. 5. Anrede der Schuler, die von der Alltagsschule entlassen werden sollen.

Liebe Schuler! Heute war die Letzte Stunde, da ich Euch den Unterricht in der Alltagschule ertheilen kann. Ich finde mich genöhtigt Eüch noch Etwas zu bemerken. Ich will Eüch ermahnen u. ermuntern das Ihr dasjenige, welcher von mir gelernt habet, nicht aus bloßer Uppigkeit oder aus Leichtsinnigkeit vergessen. Liebe Schüler, ich finde mich Innigst durchdrungen es Euch an das Herz zu legen, und zu erinnern; daß wenn ihr Euch befleißen wurdet alles zu beobachten und zu befolgen was ihr bei dem Unterricht welcher ich Euch ertheilt habe, so könnet ihr Guten rechtschaffene Menschen werden u. sein. Ferner, wenn Euch auch Gefahr u. Throhungen treffen, so weichet ihr dieselben aus so vil ihr könet. Damit es Euch niemal nachteilig werden kann. Bescheint M. von G.

Nro. 6. Ich will euch eine Begebenheit erzählen, von einem eüeren Mittschülern, der durch Unvorsichtigkeit eines Schutzes den Tod gefunden.

Sehet, er ist jetzt zur Erde begraben worden, bedenket wohl und sehet wie der Mensch auf mannigfaltige Weise sterben kann und sterben muß. Vergesset es nicht lieben Kinder! wie Gottes Führungen unerforschlich und seine Wege unbegreiflich sind, ein Mensch stirbt schnell, der Andere wird durch eine langwirrige Krankheit abgeschwächt, und den Tod verursachen kann.

Aber lieben Kinder, gönet dieserm Schüller die Ruhe in einer bessern Welt, weinet nicht so sehr, wir müssen auch alle sterben, sey es in der Jugend oder im Alter, es ist uns allen ein Ziel gesetzt. Seit vorsichtig in allen Dingen, daß ihr eüch nicht selbst anklagen müsset, über eine solche Unvorsichtigkeit.

Sch. von F.

Nro. 7. Verehrtester Her President. Verehrtester Schul-Pfleger und Schulverwalter. mein Wunsch ist daß Euch der Liebe Gott in guter gesundheit erhalte daß wir mit Freüden könet an der Lieben Jugent gute Lehr ein Pflanzen. eine gleichnuß von einem Jungen Baum wen man im nicht Sorgfältig wachet und daß wilde abschneid so verwildert dieser zarte Junge Baum und bringt keine gute Früchte oder er verdirbt nach so gar. So muß man wirklich das bäße der lieben Jugen ausreüten und das gute ein Pflanzen.

Den 2.ten Herbstmonat. 1833.

K. von O... E.

Nro. 8. Liebe Kinder! Sehet Euer Mittschüler ist jetzt zur Erde begraben worden, welcher durch einen unvorsichtigen Schutz unglücklicherweise den Tod hat finden müßen. Sehet, wie auf manigfalltige weise der Tod bey jedem Menschen einkehren kan. Vergesset es nicht liebe Kinder! wie Gott uner-

forschlich ist und unbegreiflich seine Wege sind; einer stirbt schnell, der andere wird nach und nach durch eine innerliche oder äußerliche Krankheit geschwächt, so daß sie ihm den Tod verursachen kann. u. s. w. B. von M.

Amtliche Zuschriften.

Nro. 9. Hochgeachten Hochgehrten Herren Director Scheer. Ich bitte zuerst bey Ihnen höfflich ab, will ich Ihnen mühe machen thun, ich that Sie von Grund meines herzens bitten wann Sie auch die Güte haben wollet, und ich Sie um ein Bericht bätten dörffe, auf was für eine Zeit daß so ein Adjunkt auf R..... käme, die Gemeindschulpfleg ist d. 11t Augst bey einander gewesen, jetz hatte mir der Herr Pfarrer gesagt wegen den Lehrmitteln anzuschaffen, jetz hab ich gesagt ich wolle warten bis ein Adjunkt da sey, der dann wüsse was die Schul bedürffe, ich sag ich glaub' auf den Winter werde einer komen, jetz glauben sie es köne vielleicht noch länger dauren, jetz bitte ich herziniglich mein Liebenswürdiger Herr Direktor wan Sie auch so gütig wolltet sein, und und mich berichten würdet, Ich bitte herziniglich Sie daß Sie als Vatar auf mein Zustand eingedenkt seyd.

R. d. 14t Augst 1833.

Nebst Vieller und großer Achtung gegen Sie Ihren Ergebenster. W. von R.

Nro. 10. Wohlehrwürden Herrn Pfahrer! Vererteste Herren einer ehrenden Schulpflege. Wenn ich der Aufforderung eines hoch loplichen Erziehungsrathes, soll entsprechen. Einer neuen Prüfung. So wünsche ich geprüft zu werden, über die Lehrfächer die schon eine lange Zeit in meiner Schule bräuchlich gewesen sind. Und zwar nach Pestalazzischer Methode, Weñ ich mich aber auch freue der neueren Zeit, auch schon einige Fächer in meiner Schule eingeführt zu haben, und dann ueber dieselben kañ geprüft zu werden. Wenn mein Entsprechen eingang finden kann, So werde ich der Aufforderung einer neuen Prüfung freudig Entsprechen.

Ich empfehle mich. Vererteste Herren ihrem ferneren Wohlwollens gegen mich.

E. d. 20.ten Christmonat 1832. L. von E.

Konferenz-Aufsätze.

Nro. 11. Laut meinen schwachen Känntnissen können die Schulstrafen nicht gänzlich aufgehebt werden. Denn ich glaube es sey fast jeder der Meinung, daß wenn ein Lehrer seine Schule

in 3. oder 4 Klassen eingetheilt hat; so könne er auf einmahl nicht mehr als eine unterrichten. Was thaten dann die andern? Nicht allemahl das, was der Lehrer von ihnen wünschen möchte. und, wenn der Lehrer das eine oder das andere durch Versezung des Orts; oder auf den Schandbank sezte, so können die Strafen nicht ganz ausgelassen werden.

d. 23t. Augstmonat 1832. E. von E.

Nro. 12. Wertheste Freunde u Amtsbrüder? Da es mir unmöglich wahr, letzter Converenz beyzuwohnen. Mir wurde aber die Aufgabe durch meine nächsten Freunde und Amtsbrüder auf die nächste Converenz zur schriftlichen Beantwortung mitgetheilt: welche so laute.

Dürfen in einer Schule Strafen vorkommen?

Schon mehr als 20ig Jahr habe ich in diesem wichtigen Berufe, als Schullehrer, über die aufgegebene Frage sehnliche Belehrung gewünscht, und auch mich belehren lasse. Indeme ich, wie schon bemerkt, mehrere Jahre an der Erziehung der Jugend gearbeitet habe. aber ohne Strafe habe ich sie nie zu sittlich eingezognen Schüllern geberacht.

Die Strafen aber, auf mancherley Art vorgenohmen werden können, die einten auf Die, die andern auf jene Weise zu gewinnen, ehe man zur körperlichen Züchtigung mit Ruthen oder Stockschlägen greift. Wo aber, bey sittlichen eingezognen von Eltern selbst angehalten und ermahnt werden. Erstere Mittel wenn sie von dem Lehrer vernünftig anwendbar gemacht werden, nie unfruchtbar sind. Bei letztern aber, wo Gleichgültigkeit gegen alle Sitten u Ordnung, von Eltern selbst, zu nichts anderm gelehrt und angehalten werden, wird ein solches Kind auf eine wörtliche Ermahnung oder sonnst zur Schand gestellt, wenig Eindruck finden, denn ohne körperliche Strafen giebt ein solches Kind nichts nach.

Nun möchte man fragen, was soll man brauchen in der Schule Ruthen oder Stock?

Ich habe in meinen nicht wenigen Schuljahren eine einzige Ruthe einmal gebraucht, diejenige aber, so gleich auf die Seite gethan, und bisanhin, wenn leider alle andern Mittel unfruchtbahr gewesen sind, mit einem kleinen Stock auf die Flachehand einiche Hand hiebe, aufgepeitscht würden.

Verwünschte aber letztere Mittel selbsten, wenn mir andere angerathen werden, um die Hartnäckigen anderst wie in der Ordnung zu halten, Wird ich diejenigen sehr gern annehmen und gebrauchen?

Ich dürfe aber, es Ihnen liebwertheste Freunde und Amts-Brüder über eingezogne und ungesittene Kinder gar wohl keine Zergliederung machen. Sie werden wahrscheinlich müsen mit

mir einstimmen, wie es in einem Sprichwort heißt, wie der Kernen so das Mehl.

Genug für einmal, Sie werden aus obigem sehen welches ich im fall der Noth vorziehe Stock oder Ruthen.

Damit, denk ich, kann ein Schulmann, der Kopf und Herz am rechten Ort trägt, etwas ausrichten. Wer damit nicht ausricht sollte nicht Schullmann sein wollen.

Nun glaube ich aber auch, es seie auch wahr, daß der Mensch nie auslernt, so ist dieß ganz besonders von unserm Stande wahr; denn der Lehrer hat an der menschlichen Seele zu lernen, die nie mals der bestete Gelehrteste ausgelehrt hat.

Ich werde mich als Lehrer wenn mir Gott weithere Gesundheit u Kräfte schenkt, mich immer suchen in meinem Amte, das gewiß ein sehr wichtiges Amt ist, der Jugend durch gute Beyspiele vorangehen, und sie zu guten Sittlichen Menschen bilden zu suchen, Dieß ist und bleibt mein eifrigstes Bestreben.

M. von N.

Nro. 13. Abfendung auf die Frage, dürfen in einer Schule Strafen vorkomen?

In der Schule soll eine Stille Ruhe Ordnung, Sittsamkeit Reinlichkeit Gehorsamkeit Aufmerksamkeit u. Thätigkeit erforderlich u. unentberlich sehn.

Das Verhalten innert der Schule, soll sich der Lehrer haubtsächlich verpflichten mit best möglichster weislichster Einsicht, die fähigen und unfähigen zu unterscheiden.

Das Vergehen innert und außert der Schul, sind so viele Untugenden die man mehr oder minder täglich u. stündlich an den meisten Schülern erfahrt u. wahrnehmen kann. Die unfließigen ungehorsamen muthwilligen gleichgültigen, sie mit innigster Liebe u. Güte ermahnen u. warnen, ist aber alle Mühe gegen sie fruchtlos, so kann man nicht anders als die gehörige Maßreglen gegen sie ausüben, mit rückwertszusetzen in die niedere Klß. oder in die Stuben vor die Schüler zustellen, oder Nachvollendung der Schule ½ St. zurükbehalten, so aber mit den obigen Maßregeln die Untugenden an denselben nicht zu tillgen sind. können u. sollen nach meiner Ansicht Stok oder Ruthen in der Schule statt finden

d 23ten Augstmonat 1832 H. von H.

Diesen verschiedenen Proben von Aufsätzen füge ich noch eine ganze Lebensbeschreibung bei, wie sie von einem der gebildetsten ältern Lehrern 1833 geliefert wurde, aus dem Grunde, weil diese einfache und natürliche Darstellung einen zuver-

läßigen Maßstab über das Schulwesen des Kantons Zürich gibt. Der ganze Aufsatz ist wörtlich, bloß die Geschlechts- und meisten Ortsnamen sind umsetzt.

Lebensbeschreibung.

Johannes Chübi geboren den 15ten Juli 1774.
Alter 59. Jahr.

Meine sälige verstorbene Eltern. haben geheißen der Vater Johannes und die Mutter A. Barbara Müller gebürtig zu Erlikon, aus der Pfarrey Barnang, in den Stadgrichten Frauenfeld in Taurgäu. Sie verehrlichen sich im Jahr 1771. in der großen Theürung, Sie waren auch zimlich arm gewesen, doch haben sie mit Ehren können bestehen. Ihren Stand und Beruf war meistens in der güter Beschäftigung, sie erzeügen 8. Kinder. 3 Söhne und 5 Töchter. 5 sind noch am Leben. 3 gestorben. Wir waren kaum erzogen, so starb uns die Liebe Mutter in ihrem 40ten alters Jahr weg, Der Vater war ein Witwer und hatte eine unerzogne Haushaltung, auch war er einige Jahre Schullehrer gewesen, aber in denjenigen Jahren, weil er Schullehren war, hatte er oft starke Fieberkrankheiten überkommen. so daß er sein Schulamt nicht mehr versehen könnte. Nachher war er wieder an seiner güter Beschäftigung, und war ein Muntern tüchtiger Arbeiter, er erreicht ein Alter von 82 Jahr. Und starb den 12 Brachmonat 1825. Sanft und sälig.

Haus- und Schulschicksalle.

Im Jahr 1794. Habe ich mein Amt angetreten und die Schule zu Zewikon gehalten,

Im folgenden Jahre zu Dünnbach.

So ist die Abwechslung das eine Jahr zu Dünnbach Das andere Jahr zu Zewikon.

Dieser Kehr dauert bis 1809.

Die Gemeinde Dünnbach beklaget sich es sey ihnen beschwerlich ihre Kinder all ander Jahr in die Schule Zewikon zu schicken.

Die Gründe sind, weil die Dünnbacher eine größere Anzahl Bürger, und auch eine größere Anzahl Schüler haben als Zewikon.

Der lobliche Erzeihungsrath bewilliget der Gemeinde Dünnbach ein Schulhauße zu bauen ohne sitten zu Zewikon. Weil sie eine nähere Gelegenheit habet ihre Kinder in eine andere Schule zu schiken.

Im folgenden Jahr. 1810. Beklagen sich die Gemeinde Zewikon, sie wollen bey dem alten Recht bleiben.

Der Lob'liche Erziehungsrath weil.

1tens Daß es den Ort der Schule betreffend, bey der alten Uebung bleiben, und dieselben jährlich abwechslend zu Zewikon wie zu Dünnbach gehalten werden solle.

2tens Daß jedes Dorf, wenn die Kehr an ihm sey, auf seine eigenen Kosten ein ganz der Schulhalten gewiedemtes Lehrzimmer hergebe, das nach dem Urtheil des Hern Kreis Inspektors Zweckmäßig eingerichtet und von hinreichender Größe sey.

3tens Daß das Schulgeräth, auch allenfals die Bestuhlung gemeindschaftlich besorgt, und alle mahl an den Schulart des Jahres übertragen werden solle.

Allein es bleibt bey der vorhergehenden Uebung. bis auf das Jahr 1820.

Die Gemeinde Dünnbach schreiben an den Hochloblichen Erziehungsrath.

Ungeachtet wir von Herzen geneigt sind und es für unsere Pflicht erkennen, den Beschlussen unsere Obren zu unterwerfen, so finden wir uns doch getrungen, gegen dem Beschluß vom 25ten Juli 1820 welcher uns verpflichtet mit den Bürgern von Zewikon ein Gemeinsames Schulhaus zu erbauen, Ehrerbietung- und Vorstehlungen zu machen, und uns zu erklären, Daß wir uns ohne Zwang derselben nicht unterziehen können, wir anerbitten uns die Gründe dafür in versöhnlicher Vorstand unserer Bevollmächtigten der hohen Behörde mundlich vorzutragen, oder Ersuchen das Schulinspektoraths Ihnen einzuberichten.

1tens Wir versprechen im Laufe eines Jahres von Dato an eine Schulstube, worin für unsere und den Kinder von Zewikon hinlänglicher Raum sein soll. Auf unsere eignen Kosten ohne Beitrag von Zewikoner Gemeinde erbauen.

2tens Wir behalten für alle jetzigen und zukünftigen den Kindern Zewikon der Zutritt in unserer Schule offen, ohne von demselben je einem Einkauf, oder einen höheren Schulohn, als Ersatz für den Stuben Zins zufordern.

3tens Wir anerbietten uns wenn die Zewiker ihre Kinder in eine andere Schule schicken wolten. Denselben die Hälfte der Compedenz welche dem Schulmeister bisher von dem Kirchen-Gut zu-Gleg bezog. So lang sie dieß thun abzutreten, und diesen Abgetrettenen Theil dem Schulmeister aus dem unsrigen zu ersetzen.

4tens Wenn früher oder später die Zewiker ihre Kinder wieder in unsere Schule schiken wolten, so soll die, die ihnen abgetretten Competenz dem Schulmeister zu Dünnbach wieder

zu gut kommen, ohne Abzug des Ersazes, welches wir ihme versprechen.

Wir bitten Sie inständig diese unsere Erklärung und die Laage unsers Orts welches damahls 67 Schulfähige Kinder hat, Währet zu Zewikon nur 12 sind. Ihrer gütigen Beruckſichtigung zu würdigen und zu bedenken, daß dardurch höchſt wahrscheinlichen Zweytspalt, des Theiles wegen Erbauung, Theils wegen künftiger Unterhaltung eines Gemeinsames Schulhauses öfters entstehen müßte, vorgebogen werden kann.

Für uns wäre es eine schwere Zumuthung ein Schulhaus in der Entfernung von etlichen hundert Schritten bauen zu helfen, und dann für alle und jede Zeiten unsere Kinder so weit schicken zu müßen will unsere Kleinen. Armen dardurch kein Schulbesuch versaumt werden.

Es ist befolgt worden daß die Dünnbacher ein Schulhaus gebaut und ein Schönes Lehrzimer, worin für unsere und den Kinder von Zewikon hinlänglicher Raum ist.

Sitther sind die Kinder zu Zewikon in meiner Schule Abwesend und schicken in eine andre Schule.

Im 1808. Verehrliche ich mich mit Anna Bürki von Gleg und haben gezeügt 5. Söhn und 3 Töchter. 3 Söhne und 1 Tochter seind in der seligen Ewigkeit. 2 Söhne und 2 Tochter die noch am Leben sind.

Die Elteste Tochter war geboren den 14.ten Herbstmonat 1809.

Die Jüngere Tochter war geboren den 29.ten Wintermonat 1815.

Der Eltere Sohn war geboren den 11.ten Herbstmonat 1819.

Der Jüngere Sohn war geboren den 2ten April 1829.

Ihre Arbeit und Beschäftigung war meisten Theils in der Stuben mit Weben, Theils aber auch auf der Güterarbeit. Und sind gesund und wohl.

Was mich anbelanget wegen Krankheiten.

Ich war schon oft mit Fieber Krankheiten behaftet, auch das vergangene Frühjahr will das Schul Exame vollent war, bin ich mit einem starken Fieberkrankheit behaftet worden, währet der feiri Zeit, da doch keine Schule versaumt worden ist.

Krankheiter meiner Frau.

Sie war im 1818 den 8.ten Brachmonat in Feld zur Arbeit, und war mit einer heftiger Gichtkrankheit überfallen.

So daß man sie habe ab dem Felde zu Hause tragen müßen und sie einige Tage unwißend war, daß sie keine Schmerzen empfunden bis sie zum Verstand kam, sie war 3 Jahr oft mit dieser Krankheit entfernt, sie war Gott sey lob und Dank von dieser Krankheit entfernt. Sither aber viele Krämpfe in Beinen und zimlich Kopfschmerzen behaftet.

Warum ich mich zu dem Schulberuf gewitmet.

Unser Hochgeehrter wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Joh. Heinrich Karmer sälig, hatte mich zu dem Schulberuf gewitmet, aber es ist mir gar schwer vorgekommen, weil ich in der Jugend nicht dazu gelernt warden bin. und ich mich dazu befunden habe, daß ich es unmöglich versehen könne. Ich gehe zu einem Schullehrer, namlich zum Schullehrer Linkwer in Langoberhard, Er nahm mich einige Woche in Unterricht, und thäte alles möglich, ich befleiße mich so viel als möglich, im lesen schreiben und auch im Gesang, so daß ich das Schulamt habe versehen können. Im übrigen befleiße ich ferner so viel ich kann.

Im 1800. Im Frühjahr, habe ich mein Schulamt der Schulgenossenschaft abgegeben, und war eine Wahl vorgenohmmen, und wiederum aus Mehrheit der Stimmen erwählt worden.

Im 1808. Fortbildung im Institut Niethli in Zürich 4 Wochen gelern unter dem Hochgeehrter Herrn Pfarrer Kammerer ab der Neüti und Schullehrer Hotz ab der unter Straß.

Die Zahl der Schüler.

In der ganzen Schulgenoßenschaft der Schulfähiger Kinder besteht gegenwärtig. Anweßende 36.
Abweßende 21.

Summa 57.

Unterricht Stunde.

In der täglichen Winterschule, täglich 6 Stund.
Gegenwärtig im Sommer täglich 4. Stund.
Mit Gegenwärtig Repetier 3 ½ Stund.
Nacht oder sing Schule Winterszeit Wochentlich 5 Stunde.

Was Beruf neben dem Lehrstande, habe ich mit dem Baumwollen und leinen Weben abgegeben, und jetzt mit der Güterbeschäftigung.

Einkommen und Schullohn!
1 Müt. 2. Viertel Kernen.
1 Müt 2. Viertel Haber.
An Geld 5 fl.
Für die Sonntag Kinderlehr 2 fl. 20 ß.
Winter Schule pr Woche 1 ß.
Winter und Sommer Repetier 8 ß.
Sing oder Nachtschul 5 ß.
tägliche Sommerschul 6 ß.
Mit gegenwärtig weil die Schule täglich gehalten wird in der Woche 1. ß. Aus dem Schulerfond Zins 2 fl. 9 ß.

Ich ende mein Schreiben, und wünsche allen meinen mit Freünden Gottes Gnade, die Edle Gesundheit, in allem was

Euch nach Seel und Leib vor Zeit und Ewigkeit mag nützlich und ersprießlich seyn.

Wormit ich nebst höfflichen Gruß und Empfehlung Göttlicher Providentz Zeit Lebens verbleibe,

Eüer dienstgeneigter Freünd:

Dünnbach den 17ten Brachmonat 1833.

Johannes Chübi Schullehrer.

Die Prüfungen der neuen Aspiranten des Lehrstandes wurden in Zürich abgehalten, sie waren öffentlich, und es bestand hiefür ein eigenes Reglement. In allen Fächern wurde mündlich geprüft, überdieß mußten die Examinanden einen schriftlichen Aufsatz fertigen, und ebenso in der Zahlen- und Formenlehre schriftliche Aufgaben lösen, auch eine Probelektion mit Schulkindern abhalten.

Der Erziehungsrath wählte hiefür eine Kommission von 10 — 12 Mitgliedern in und außer seiner Mitte. Diese Kommission theilte sich dann in vier Sektionen je nach einzelnen Fächern, und prüfte hierüber in getrennten Zimmern gleichzeitig, also daß täglich 20 — 25 Examinanden einzeln vorgenommen werden konnten. Es wollten einige Stimmen behaupten, daß diese Prüfungen nicht mit der gehörigen Umsicht abgehalten worden seien, indem man ja leicht einsehen könne, 20 Spezialexamen seien zu viel für einen Tag. Wir verweisen aber auf obige Sektionen, wodurch sich ergibt, daß eigentlich je auf 5 bis 6 Examinanden ein ganzer Tag zu rechnen ist. Ueberschaut man den Umfang der Kenntnisse und Fertigkeiten eines tüchtigen Volksschullehrers, so dürfte es wohl klar werden, daß man innerhalb 9 bis 10 Stunden 5 bis 6 Examinanden gründlich abzuhören im Stande sei. Jedes Mitglied der vier Sektionen hatte eine Tabelle, worauf die Fächer und Examinanden verzeichnet waren. Ohne Rücksprache bezeichnete jedes Mitglied das Ergebniß jedes Faches mit einer Nummer; und zwar „gut" mit Nro. 3, mittelmäßig Nro. 2,

schwach Nro. 1, Modifikationen mit gebrochenen Zahlen. Die schriftlichen Arbeiten der Examinanden wurden entweder vor der ganzen Kommission verlesen, oder von einzelnen Mitgliedern genau durchgangen, und als Hauptrubrik angemerkt. Sodann fertigte am Ende eines jeden Prüfungstages die Kommission eine Haupttabelle aus den Tabellen der Sektionsmitglieder, wobei über die Nummer jedes Faches abgestimmt wurde. Die Nummern auf der Haupttabelle wurden zusammengezählt und daraus eine Hauptnummer gebildet, als Antrag, der von der ganzen Kommission unterschrieben wurde, ob nämlich der Examinirte die Fähigkeitsnote I. (sehr fähig) II. (fähig) III. (bedingt fähig) erhalten oder abgewiesen werden sollte. Die Zahl und Gattung der Examinations-Gegenstände bestimmt das Gesetz, wonach man sich bei den neu eintretenden Schulstandsmitgliedern zwar genau richtete, jedoch in den Forderungen billig darauf Rücksicht nahm, ob der Examinand ausreichend Gelegenheit zur Bildung gefunden habe; und da dieß bei Vielen nicht der Fall war, so wollte man bei den ersten Prüfungen große Nachsicht üben; doch nur in der Art, daß man diejenigen, welche bedingt fähig erklärt wurden, zu einer nochmaligen Prüfung verpflichte, die bei Mehrern Statt gefunden hat, und bei der Einige den Beweis rühmlichen Eifers zu Fortbildung an den Tag legten, Einige auch als Träge und Unfähige dann für immer abgewiesen wurden. Die Oeffentlichkeit dieser Prüfungen hatte eine sehr günstige Einwirkung. Einmal konnten die Aspiranten genau erfahren, was man fordere und wie man prüfe. Dann wurde durch hundert und hundert Zeugen bekannt gemacht, wie die Kommission ihr Geschäft führe; und damit waren alle eiteln Ausreden und böswilligen Anschuldigungen beseitigt, und es ist merkwürdig, daß über diese vielen Prüfungen auch nicht eine

einzige öffentliche Züge oder Klage durch das Organ der Presse laut werden wollte.

Bis zum Schlusse des Schuljahrs 1835/36 (Ostern) waren bereits sechs solche Prüfungen gehalten worden, in welchen 180 neue Mitglieder des Lehrstandes für Primarschulen befähigt wurden; von dem Lehrstand vor 1831 waren befähigt worden 162, folglich waren 1836 nach Ostern 342 Schulen mit befähigten Lehrern bestellt. Die Anzahl der Primarschulen war aber bereits auf 434 gestiegen; somit waren noch 108 Stellen entweder von alten unbefähigten Schulmeistern bestellt, oder von benachbarten Lehrern mit ihren Schulen versehen, oder aushülfsweise von Seminaristen fortgeführt. Im Ganzen waren bis dahin 91 Altschulmeister in den Ruhestand versetzt, welche zusammen die Summe von 3872 Franken jährlich bezogen. Es hatten auch zwei Prüfungen für Sekundarlehrer Statt, und 1836 bestanden bereits 25 Sekundarschulen mit 832 Schülern.

Bei der Reorganisation der Züricher Stadtschulen ward auch eine Prüfung der Lehrer angeordnet. Man wollte einige entfernen, aber eben diese zu prüfen, schien den Herren bedenklich. Ich wurde zum Examinator berufen (Beilage Nro. 5); in der Kommission waren überdieß Pfarrer Fries, Pfarrer Bleuler und Diakon Orell. Ein Präzeptor, der in Folge dieser Prüfung in den Ruhestand versetzt wurde, war über die Prüfung höchst ungehalten; er erschien mit einem großen Stocke vor der Kommission. Mit der äußersten Schonung und Achtung ging ich zu Werke. Damals hatte ich mich einiger recht freundlicher Worte des Präsidenten der Stadtschulpflege, Burgermeister v. Muralt, zu erfreuen. Ich war unbefangen genug, nicht so recht zu merken, daß man mich nur dazu brauchte, um die Kastanien aus den Kohlen

zuholen. Im Glaubenssturme spielte der Präzeptor eine wichtige Rolle, und brachte in einer Kirchgemeinde in Weinungen die schrecklichsten Anklagen gegen das Seminar vor. Jetzt sitzt derselbe als Mitglied in der höchsten Landesbehörde; eine Landzunft hat ihn zu ihrem Repräsentanten gewählt.

VI.

Die Schulinspektionen.

Nach einem Artikel des Seminargesetzes lag es in der Pflicht des Direktors, neben den praktischen Uebungen in den Musterschulen zugleich einzelne Schulen verschiedener Landesgegenden mit den Zöglingen der Oberklasse zu besuchen. Diese Bestimmungen gewährten vielfachen Nutzen. Der Direktor lernte die Bedürfnisse, die Mängel und Fehler der Schulen genau kennen, und konnte die Zöglinge warnen, belehren und auf das Zweckmäßige hinlenken. Ueberdieß war jeder solcher Ausflug eine heitere Erholung im Hingang und der Heimfahrt.

Der Direktor erhielt aber häufig noch besondere Aufträge, Schulen zu inspiziren; sei es, daß solche Inspektionen von den Schulgenossen aus Unzufriedenheit mit dem Lehrer verlangt wurden, oder daß es sich um Auswahl der Musterschulen handelte, oder endlich, daß den Direktor Rechenschaft verlangte von seinen angestellten Zöglingen, und ihnen an Ort und Stelle praktische Anleitung geben wollte.

Eine meiner ersten Inspektionen war die in der Schule Kilchberg 1832, in Begleitung von Pfarrer Bleuler. Ueber den Lehrer lagen seltsame Beschwerden vor. Der verdiente Kreislehrer Stapfer von Horgen hatte einen interessanten Bericht an den Erziehungsrath eingesandt, dem ich einige Stellen ent-

hebe, als Beweis, wie es selbst am Zürichsee im Jahr 1832 noch in größern Kirchortsschulen aussah.

„Um 8 Uhr kam ich ins Schulzimmer, und traf den Schullehrer mit 9 Kindern im dichsten Rauche; nach und nach erschienen immer mehr Schüler, um ½ 10 Uhr mochten 77 derselben da sein. Zuerst ließ sich der Lehrer das Auswendiggelernte hersagen, murmelnd, ohne Sinn und Verstand, und unter beständigem Aus- und Eingehen der Schüler. Vorn in der Stube war ein Gestell, um dieß herum sammelten sich Schüler verschiedener Stufen, und trieben laut neben einander allerlei Lektionen. Die Schüler saßen ohne alle Ordnung durcheinander, Namenbüchler und Testamentler in einer Bank. Der Lärm nahm immer mehr überhand, der Lehrer ward ungeduldig: „Hol die Hölzchen!“ rief er entrüstet, und darauf zu einer Bank voll unruhiger Buben: „Wisset ihr, was man Denen thut, die ihre Zunge nicht im Zaum halten können? Man legt ihnen Zaum und Gebiß ins Maul. Leg an, Jakob!“ Nun wurde einer Reihe Knaben je einem ein fingerdickes, 6 Zoll langes Stäbchen quer zwischen die Zähne gelegt, und das sah possierlich genug aus. Aber die Buben stupften einander, mitunter gab's Gelächter, und die Hölzchen fielen häufig zu Boden. Eine andere Strafe war, daß die Unruhigen aufgeschrieben wurden. Der Lehrer gebot Stille, und las die Fehlbaren ab. Hände auf! rief er dann, und nun streckten sie beide Arme in die Höhe, und mußten sie so ziemlich lange halten, was gewiß nicht angenehm war, aber doch mit Lachen und Foppen gethan wurde. Einer hatte einen Kreisel mitgebracht, und drehte denselben recht gut, der Lehrer nahm den Knaben beim Fetzen, und stellte ihn auf einen Stuhl, wo er zur Strafe die Schuldauer verharren mußte. Gegen 11 Uhr packte Einer

nach dem Andern seine Sachen zusammen, und die Schule ward allmälig leer."

Ich fand die Schule und deren Gang, wie Herr Stapfer berichtet, und natürlich die Leistungen fast ganz bedeutungslos. Der Lehrer wurde durch einen Vertrag zum Rücktritt bewogen. An seine Stelle trat ein junger Seminarist, der mit beispielloser Hingebung und mit Verlust seiner Gesundheit die Schule in kurzer Zeit in guten Stand brachte; dafür auch von den Schülern geliebt, von den bessern Eltern geachtet und von den Behörden gelobt, im Glaubenssturme aber aufs schmählichste behandelt wurde.

Im Schuljahr $18^{33}/_{34}$ besuchte ich alle meine ausgesandten Zöglinge in ihren Schulen. Ich reiste allein und zu Fuß durch verschiedene Gegenden. Es war mir eine große Freude, den Eifer der jungen Leute, die Lust der Kinder und den guten Willen der Eltern an den meisten Orten wahrzunehmen. Wenn ich in eine Schule auf Inspektion kam, so ließ ich den Lehrer etwa eine Stunde ruhig arbeiten, um ihn zu beobachten, dann fing ich selbst an, zu lehren und zu examiniren, und zwar in allen Hauptfächern, bei der untersten Klasse anfangend bis zu der obersten mit gleichzeitiger Klassenbeschäftigung. In drei bis vier Stunden bei ununterbrochener Thätigkeit kam ich so durch eine ganze Schule hindurch. Dann untersuchte ich noch das Lokal, die Einrichtung, die Absenzenlisten u. s. f. Wollte ich in einem Tage auf diese Weise zwei Schulen inspiziren, was öfters geschah, so war dieß das mühsamste Tagewerk, das es nur geben kann. Besonders zahlreich waren meine Inspektionen während des Schuljahrs $18^{36}/_{37}$. Da kam ich auch in den prachtvollen reichen Flecken Uster. Das Schulhaus war von Außen nicht übel zu schauen, aber die innere Einrichtung wie zur Kinderqual besonders ausgedacht. In einem engen, dun-

keln Raume, in welchem die Schulbänke zu beiden Seiten an die Bretterwand stießen, saßen wie eingekeilt die 6—9jährigen Kinder. Die Zimmerdecke so niedrig, daß man sie mit der Hand erreichen konnte, in der Ecke ein eiserner Ofen, dessen Zugrohr kaum mannshoch über das Zimmer ging. Der Lehrer, früher Seminarist, war krank*), ein anderer Seminarist leistete Aushülfe. Mit Wehmuth weilte mein Auge auf den Kindern, und bald sah ich, daß mehrere schlafend auf die Schulbänke niedergesunken waren. „Sehen Sie," sagte der Lehrer, „das sind arme Kinder, welche heute Nacht von 12 Uhr bis Morgens 6 Uhr in der Fabrike gearbeitet haben. Was soll ich mit den geschwächten Geschöpfen machen?" Hättest du Betten und Raum, so solltest du ihnen Stätte und Zeit zum Schlafen geben, sagte ich. Mein Gemüth war empört. Ich erließ augenblicklich eine Botschaft an alle Lehrer in der Kirchgemeinde Uster. Die Antworten enthielten Verzeichnisse, daß 79 Schulkinder entweder von Abends sechs Uhr bis Mitternacht, oder von Mitternacht bis Morgens sechs Uhr in den Fabriken arbeiten mußten, und darunter manches Kind, das noch nicht einmal neun Jahr' alt war. Ich eilte, dem Erziehungsrath unter Beilegung der Akten einen Bericht über diesen Mißbrauch jugendlicher Kraft zu erstatten, und es erfolgte endlich eine Verordnung (1837), wodurch jenem Mißbrauch gesteuert, aber doch gestattet war, 12—14jährigen Kindern 14 Arbeitsstunden per Tag in den Fabriken aufzulegen. Einige Fabrikbesitzer wurden grimmig böse über mich, und beschimpften mich in der Bürklizeitung. Als ich aber gerichtliche Klage eingeleitet hatte, gaben sie mir durch öffentliche Rücknahme der Beschimpfung die gehörige Satisfaktion**).

*) Erstarb. Sein junges Leben war in solchem Kerker gebrochen.

**) Von dieser Zeit an lag der Haß vieler Fabrikherrn auf mir.

Unterdessen mußte ich auf besondern Auftrag auch die Realabtheilung der Schule Uster besuchen (Schüler von 9—12 Jahren); Pfarrer Werdmüller von Uster und Pfarrer Gutmann von Greifensee waren gegenwärtig. Es ist eine Thatsache, daß in der ganzen Schule nur ein einziges Kind war, das ordentlich einen einfachen Satz schrieb, und dieses Kind war aus einer andern Schule hereingekommen. Selbst die Schüler der obersten Klassen konnten nicht lesen, vom Rechnen war kaum eine Spur vorhanden. Es war ein Ergebniß zum Entsetzen. Die Kinder wurden entlassen, und ich stellte dem Lehrer mit bewegtem Herzen die Sache vor. Er gab zu, daß es schlecht stehe, wies aber viele Schuld auf den Fabrikbesuch und andere ungünstige Umstände. Ich hatte aber vernommen, der Lehrer habe ein schwaches Gesicht. Da ersuchte ich ihn, mir in einem neuen Schulbuche zu lesen. Er entschuldigte sich, die Brille nicht beihanden zu haben. Er mußte sie holen; aber siehe, auch mit der Brille konnte er nicht lesen. Er gestand, der Druck sei ihm zu scharf. Ich rollte die neue Landkarte auf, und hieß ihn einige Ortschaften aufsuchen. Er bemerkte, diese Namen könne er nicht lesen. Ich schrieb mit Kreide an die Wandtafel, er

---

Eines Abends befand ich mich von Einsiedeln kommend, wohin die Seminaristen einen Ausflug gemacht hatten, auf dem Weg zwischen Wollerau und Richterswyl. Es wurde Nacht, große Haufen von Kindern und Erwachsenen begegneten mir. Woher kommen diese, fragte ich einen Mann, der mit des Weges ging, mich aber nicht kannte. „Das sind alles Kinder von Wollerau und den Höfen; sie arbeiten in der Fabrik des Herrn Hürlimann. Der Strohl-Hagels Schär hat's ja dazu gebracht, daß bei uns im Kanton Zürich keine Schulkind mehr in die Fabriken dürfen. Jetzt verdienen die aus dem Kanton Schwyz von Wollerau, und der Orte, s'Geld. Es wird aber wohl bald anders kommen; man wird die fremde Donner zu Land ausjagen u. dgl.

konnte es nicht lesen. — So war's erwiesen, der Mann hatte leider ein so schwaches Gesicht, daß er weder Schulbücher noch Schulschriften lesen konnte. Er trieb den Unterricht mit dem, was er noch im Kopfe auswendig wußte. In Uster ward ein neues schönes Schulhaus gebaut, der halbblinde Lehrer in Ruhestand versetzt, und zwei tüchtige Lehrer kamen an die Schule. Dafür war aber auch der Pöbel aufgewiegelt von einigen Großen, am heftigsten gegen den Seminardirektor zur Zeit der Verfolgung.

Welche Begriffe von einem tüchtigen Schulmeister und einer guten Schule bis auf die letzte Zeit im Kanton Zürich herrschten, davon fand ich ein merkwürdiges Denkmal an dem Schulofen in Unterstraß bei Zürich. Dort lebt der verstorbene Schulmeister Rinderknecht im besten Andenken bei den Alten; darum ließen sie ihn sammt seiner Schule auf einer Platte am neuen Ofen abmalen. Da sitzt er auf einem Stuhle, behaglich die Beine überschlagend, eine lange Pfeife im Munde, aus dem eine Rauchwolke geht. In der Rechten hält er drohend eine lange Ruthe erhoben. Die Kinder knieen und sitzen um ihn am Boden, und beten mit erhobnen Händen und gebeugtem Haupte; — O wie anders fand ich's in dieser Schule, wie herrlich, heiter und thätig die Kinder um den milden, fleißigen, geschickten Lehrer versammelt!!

Mehr als 150 Schulen habe ich examinatorisch inspizirt, bis in die fernsten Winkel des Kantons wollte ich mit eigenen Augen sehen. Viele betrübende Erfahrungen machte ich, aber noch mehr erfreuliche, und jedesmal kehrte ich bereichert an Einsichten in das Seminar zurück, um so desto sichrer für Hinwegräumung der Uebelstände und für die Kräftigung des Guten wirken zu können. Es war in den meisten Gegenden ein frisches und fröhliches Leben für die Schule erwacht. Schon

wirken hunderte von ausgezeichneten Lehrern, und die Freude der Kinder am Unterrichte mußte jedes fühlende Herz erquicken. Manche dieser Reisen erforderten eine zähe Gesundheit. So kam ich einst ganz heiser in einer kalten Winternacht in Andelfingen an, inspizirte den nächsten Vormittag dort zwei Schulen, eilte im Schneesturme nach Stammheim hinauf, inspizirte Nachmittags da wiederum zwei Schulen, und Morgens 8 Uhr war ich schon in Nestenbach, wo ich bis 12 Uhr unausgesetzt examinirte, und dann rasch über den schneebedeckten Bergpfad hinüber nach Oberembrach eilte, da von 3 bis 6 Uhr schulmeisterte, dann zu Fuß Nachts nach Kloten zog, und endlich in derselben Nacht noch nach Küsnach fuhr. Beim Antritt dieser Tour übernachtete ich im Wildenmann zu Winterthur. Man kannte mich nicht, und ich speiste zu Nacht mit einem Glarner Handelsmann, wenn ich nicht irre, Namens Trümpi. Er fing über den Kanton Zürich zu sprechen an, kam aufs Schulwesen, und redete nun ziemlich ungünstig über den Seminardirektor Scherr, der ihm ein sehr herrschsüchtiger, unerträglicher und stolzer Mann zu sein scheine. Ich ließ ihn ungestört seine Meinung äußern, und sagte ihm dann offen, daß ich derselbe Scherr sei. Er war betroffen, ich beruhigte ihn, und bat ihn, sich niemals mehr auf einseitige schweizerische Parteiblätter hin ein Urtheil von einem Manne zu bilden. Was solche Reisen wesentlich erschwerte, ist der Umstand, daß man der Landesbeschaffenheit wegen nach manchem Ort ohne große Umwege nicht fahren kann, und dann die ungemein schnellen Temperaturwechsel in der strengen Jahreszeit. Einmal war zur Mitte April's das herrlichste Frühlingswetter. Ich ging im Sommerkleide die Forchhöhe hinauf beim wärmsten Sonnenschein. Auf dem Greifensee stürmten schon Rieseln um uns, und von Schnee und Regen und Kälte zitternd kam ich nach Wer-

meidwyl. Diese Erkältung glaube ich, hat zu den körperlichen Leiden beigetragen, von welchen ich jetzt heimgesucht bin.

In den ersten vier Jahren, bei meiner Besoldung von 1300 Franken, hatte ich für solche Reisen kein Taggeld*); später wurde mir ein solches von 8 Franken ausgesetzt, und es zog mir dieß den Vorwurf zu großer Besoldung zu. Wenn ich nach entferntern Orten fuhr, reichte jenes Taggeld nicht einmal zur Bestreitung der Kosten aus. Für die Reise nach Zürich in die Sitzungen des Erziehungsrathes hatte ich nur 4 Franken, gerade was der Fuhrlohn kostete, wie Herr Abegg in Küsnach wissen wird. Häufig wurde ich auch zu Einweihung neuer Schulhäuser eingeladen, und wenn es möglich war, entsprach ich mit Freuden. Es waren diese Weihen zu schönen allgemeinen Volksfesten geworden, an welchen Jung und Alt fröhlich Theil nahm. Feierlicher Gottesdienst, Umzüge, Reden, Mahlzeiten und wohl auch Tänze folgten aufeinander. Etliche Jahre nach den Stadler Unruhen kam ich auch zu einem solchen Feste in eine Gemeinde, die bei jenen Bewegungen mitgeholfen **).

Die Leute sahen mich ganz verwundert an, und Einer sagte zum Andern: „Das ischt jetz der Schär." Am Abend, als ich so unter den zechenden Alten und jubelnden Jungen saß, kam der große Martisbauer, der des Guten schon ziemlich viel gethan, zu mir an den Tisch, legte mir die Hand auf den Kopf, und sagte: Sind jetz Ihr der Schär? Ja freilich....

*) Die Regierung wollte mir einmal 400 Franken als Gratifikation übersenden, ich wies dieselben, trotz Hr. Regierungsrath Sulzer's Mahnung, von der Hand (Beilage Nro. 6).

**) Es muß bemerkt werden, daß sich Stadel und andere jener Gemeinden später im Eifer fürs Schulwesen auszeichneten. Am 29. Dezember 1835 vermehrte Stadel seinen Schulfond um 6000 Franken.

Nei, nei, das hätt' i nit glaubt, daß Ihr so Einer wäret... Ja, was habet Ihr denn geglaubt... Ja, ihr seiet a gwoße böse Ma, mit em a Bart, und wöllet alle Lüt grad verzehra." Lautes Gelächter und lustiges Gläserklingen beruhigte und erfreute den aufrichtigen Bauer. Als ich aber heimgehen wollte, sprach er mich nochmal an: Ja, bi Wem blibet Ihr den über Nacht?.. Bei dem Herrn N. Was! bi dem: Ihr sollet zum Tüfel goh, hätts bi ihm vor zwei Jahre gheiße." —

Ich bin oft ganz allein durch abgelegene Wege gewandelt; ich habe mit zahlreichen Haufen von Landleuten mich unterhalten; niemals bei diesen vielen Berührungen ist mir das geringste Leid begegnet, im Gegentheil, ich wurde überall mit Achtung und Freundlichkeit behandelt. Den Pfarrern, als Präsidenten der Gemeindsschulpflegen, gab ich von meinen Inspektionen Kenntniß, und lud sie zu Zeugen meines Verfahrens ein. Das gegenseitige Verhältniß schien fast immer sehr freundlich, und meine offen ausgesprochenen Ansichten wurden meistens gebilligt. Dem Lehrer gab ich unter vier Augen die nöthigen Winke, Mahnungen und Ermunterungen, den Kindern suchte ich ihre Pflichten und die Zwecke der Schule ans Herz zu legen. — In den Berichten befliß ich mich der gewissenhaftesten Darstellung, ermangelte aber auch nicht, das Urtheil zu mildern, wo immer die Umstände solche Rücksicht rechtfertigten.

VII.

Weitere organisatorische Arbeiten.

Gesetze und Reglements konnten nicht in solcher Ausführlichkeit gegeben werden, daß sie als ausreichende Vorschriften zur innern Schuleinrichtung und insbesondere zur methodischen

und zweckmäßigen Führung des Schulgeschäftes hätten dienen können. Ich suchte den wesentlichsten Mängeln durch besondere Schriften abzuhelfen, und in dieser Beziehung gab ich 1833 eine Schrift heraus:

„Ueber Bildungsstufen, Lehrkurse, Vertheilung des Unterrichtsstoffes, Klasseneintheilung und gleichzeitige Klassenbeschäftigung. Mit vier Lektionsplänen. (Orell, Füßli und Comp.)

Ich hatte bei manchen Inspektionen gefunden, daß gerade in den berührten Punkten noch die meiste Unkenntniß und Unbeholfenheit sich in vielen Schulen offenbare. In Bezug auf die Lektionspläne namentlich glaube ich zuerst eine Darstellung der zweckmäßigen gleichzeitigen Beschäftigung mehrerer Schülerklassen gegeben zu haben, wenigstens mir ist eine solche Darstellung in keiner Schulschrift zu Gesichte gekommen. Da hieß es bei dem Lektionsplan gewöhnlich:

Von 8 — 9 Uhr Lesen,
„ 9 — 10 „ Rechnen,
„ 10 — 11 „ Sprachlehre u. dgl.

Wie aber ein und derselbe Gegenstand gleichzeitig mit 4 bis 6 Klassen getrieben werden könne, das war nirgend auseinandergesetzt. Ich zeigte in meinen Lektionsplänen, wie 3 und 4 und 6 Klassen nebeneinander bei lauten Lektionen und stillen Pensen in geeigneter Thätigkeit erhalten werden könnten, und wie zur gerechten Vertheilung der Lehrkraft der Lehrer in jedem halben Tage zweimal in eigentlicher Lektion zu jeder Klasse kommen müßte. Ich führte den Beweis, daß in einer Schule so viele Klassen sein sollten, als Jahrgänge der Schüler, und wie es höchst wichtig sei, daß höchstens nur einmal jährlich neue Schüler eintreten dürften. Ferner bezeichnete ich eine Abstufung

des ganzen Unterrichtstoffes für die sechs Jahre der täglichen Schule.

Die Schrift wurde günstig aufgenommen (Beilage Nro. 7), und selbst Nägeli äußerte: „Jetzt sei ich auf's Pestalozzische Prinzip eingegangen." Der Erziehungsrath übersandte jeder Schule ein Exemplar mit der Aufforderung, die Einrichtung der Schule, so viel es möglich sei, nach dieser Vorschrift allmälig in's Werk zu setzen.

Eine zweite Schrift handelte über „Zucht und Ordnung in den Volksschulen (Orell, Füßli und Komp.). In der Einleitung spreche ich im Allgemeinen meine Ansichten über den Gegenstand aus, dann folgt der Entwurf einer artikulirten Verordnung, und hierauf ein ausführlicher Kommentar mit Berücksichtigung der Literatur über diesen wichtigen Zweig der Schulwissenschaft. Auf die Ausarbeitung dieser Schrift verwendete ich die größte Sorgfalt; ich suchte mich mit den Ansichten aller geachteten pädagogischen Schriftsteller bekannt zu machen, und nahm auch vielfach Rücksprache mit praktischen Schulmännern. Die Frage über die Zweckmäßigkeit der körperlichen Strafen erörterte ich mit allen Gründen für und wider, und nach genauer Erwägung sprach ich mich im Entwurf so aus:

§. 42. Zur körperlichen Züchtigung wird nur dann geschritten, wenn andere Mittel sich als unwirksam erwiesen haben, und der Schüler wiederholt im höhern Maße strafbar geworden ist. Ein solcher Schüler muß sich in die Strafbank begeben, ehe die Züchtigung vorgenommen wird. Sie geschieht mit einigen zarten Birkenreisern, die in eine kleine Ruthe zusammengebunden sind, und zwar auf die vorgehaltene flache Hand des Schülers.

§. 43. Der Lehrer hat bei dieser Züchtigung zu beobachten:

a. Die Rücksicht auf zarte und robuste Kinder.

b. Daß die Zahl der Streiche nicht zu groß sei.

c. Daß niemals eine Verletzung Statt finde.

In der Erläuterung wies ich den Lehrer auf die Preußische Verordnung vom Jahr 1825: „Wird das Maß der Züchtigung ohne wirkliche Verletzung des Kindes überschritten, so soll dieses von der vorgesetzten Provinzialbehörde an dem Lehrer durch angemessene Disziplinarstrafen gerügt; ist aber dem Kinde wirkliche Verletzung zugefügt, so soll der Lehrer auf gerichtlichem Wege bestraft werden."

Diese Züchtigungsfrage war einer der wichtigsten Streitpunkte, die sich zwischen Hirzel und mir erhoben. Er wollte durchaus jede körperliche Züchtigung aus der Schule verbannt wissen. Der Streit kam vor die Schulsynode, und diese ernannte eine Kommission aus mehreren Mitgliedern des Lehrstandes bestehend. Diese sprach sich einmüthig für meine Ansicht aus, und erließ eine besondere Zuschrift an den Erziehungsrath, die Bitte und Vorstellung enthaltend, es möchte doch kein Verbot körperlicher Strafen erlassen werden, da es Kinder gebe, die wenigstens im Anfange der Schulerziehung ohne Züchtigung durchaus nicht gebändigt werden könnten. Hirzel glaubte, diese Ansicht des Lehrstandes sei eine Folge meiner Einwirkung. Er war bitterböse und äußerst heftig, als die Sache im Erziehungsrathe diskutirt wurde. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß für meine Ansicht keine Majorität des Erziehungsrathes erhältlich gewesen wäre. Ueberdies schien es mir für den Lehrstand von großer Gefahr, bei dieser Stimmung des Bürgermeisters und Präsidenten des Erziehungsrathes die Sache rücksichtslos durchzusetzen: weil dann jede, auch die

unbillige und erheuchelte Klage über Verletzung durch Strafen einen sehr strengen Richter gefunden hätte. Ich mußte Hirzel's Ansicht mehr Raum gewähren, um doch einem förmlichen Verbot der körperlichen Züchtigungen auszuweichen *)

In der schweizerischen Tagesliteratur fand meine Disziplinarschrift keine ausführliche Beurtheilung, wohl aber erregte sie im benachbarten Deutschland viele Aufmerksamkeit (Beilage Nro. 8).

Die dritte Schrift war ein „Allgemeiner Lehrplan für die Volksschulen des Kantons Zürich, nebst Erläuterungen und pädagogischen Erörterungen" (Zürich, Orell, Füßli und Komp.). Hier suchte ich den gesammten Lehrstoff der Volksschule in allen Fächern mit Hinweisung auf die obligatorischen Lehrmittel ausführlich darzustellen und nach scharf geschiedenen Kursen auf die sechs Jahre der Alltagsschule zu vertheilen.

Schon im Jahr 1834 begann ich diese schwierige Arbeit. Als die Musterlehrer aus allen Bezirken für acht Tage im Seminar versammelt waren, prüfte ich mit denselben den Entwurf Schritt für Schritt unter der sorgfältigsten Erwägung

*) Von dieser Verhandlung kommt ein verstärkter Haß der geistlichen Schullehrer der Stadt Zürich gegen mich. Eines ihrer Mitglieder war nämlich Präsident der Synodalkommission, und stimmte mit mir gegen jenes Verbot. Böswillige Menschen sagten dann: ich hätte die Stadtlehrer bei Hirzel dadurch in Mißkredit bringen wollen, und habe hiezu scheinbar den Widerstand gegen jenes Verbot unterstützt, im Erziehungsrath aber dann sogleich nachgegeben. Diese Anschuldigung ist durchaus ungegründet; ich vertheidigte den Synodalentwurf im Erziehungsrathe so lange als möglich, und mußte zuletzt nachgeben, um ein größeres Uebel zu vermeiden.

aller Rücksichten von Zeit und Kraft der Schule. Seminarlehrer Dändliker, der an der Bearbeitung des Entwurfes mitgeholfen, war ebenfalls bei diesen Berathungen gegenwärtig. Hierauf brachte ich denselben zur Kenntniß aller Schullehrer, und dann erst übergab ich ihn gedruckt dem Erziehungsrath am Ende des Jahres 1835. Diese Behörde beschloß, jedem Lehrer und jeder Schulpflege ein gedrucktes Exemplar zu übersenden, mit dem Auftrage, davon für die Organisation des Lehrganges den möglichsten Nutzen zu ziehen, nach Verfluß des Winterkurses aber einen gutächtlichen Bericht über die Anwendbarkeit und Zweckmäßigkeit einzusenden. Die allgemeine Schulzeitung bezeichnet den Plan als eine musterhafte Arbeit, und empfahl denselben allen Lehrern und Schulvorstehern.

Von den weitern organisatorischen und reglementarischen Arbeiten, die ich bis gegen das Jahr 1836 entworfen habe, bezeichne ich:

Gesetz über die Errichtung von Schulpräparandenklassen,
" " " " von Musterschulen,
Reglement für das Seminar,
" " Bezirksschulpflege,
" " Gemeindsschulpflege *),
" " Präparandenwahl,
" " Schullehrerkonferenzen,
" " Berichterstattungen,
" " Prüfung der Primarlehrer,
" " Sekundarlehrer u. n. a.

Für die Sekundarschulen bearbeitete ich ein Lesebuch: den Bildungsfreund, — das auch in mehrern Seminarien be-

*) Dieß in Verbindung mit Ferd. Meyer.

macht wurde, und sich in vielen hundert Exemplarien in die Familien des gebildeten Mittelstandes verbreitete (Beilage Nro. 9, a. b. c.).

VIII.

Schulsynode.

Hirzel's Entschluß, die Schule selbstständig der Kirche zu koordiniren, stand schon bei den Verfassungsarbeiten unerschütterlich fest. Darum setzte er einen großen Werth darauf, daß die Verfassung auch eine „Schulsynode" unter ihre Bestimmungen aufnehme. Im Erziehungsrathe fand diese neue Institution keine besondere Aufmerksamkeit; die meisten Mitglieder wollten nicht recht begreifen, was eigentlich eine Schulsynode heißen wolle. Hirzel führte die Idee in einem Gesetzesvorschlag weiter aus: ganz entsprechend der kirchlichen Synode in der äußern Form, aber in der innern Bedeutung weit hinter derselben zurück.

Die erste Schulsynode wurde im Spätherbst 1834 in Zürich abgehalten, und zwar im großen Kasinosaale. Die Diskussion war sehr lebhaft. Eine Anzahl Stadtschullehrer von Zürich und Winterthur, meistens dem geistlichen Stande angehörig, und vermehrt durch andere Geistliche, die als Schulvorsteher in der Synode waren, hatte den Plan gefaßt, die Schulsynode zu einer wirkenden Kraft gegen den Erziehungsrath zu erheben: sie sollte, wie die kirchliche Synode in den Kirchenrath, einige Mitglieder des Erziehungsrathes zu wählen haben, sie sollte in den Vollziehungsgeschäften Mitwirkung erlangen, namentlich in Bezug auf die Auswahl obligatorischer Lehrmittel.

Ueber die eigentliche Tendenz dieser Opposition war man verschiedener Ansicht; Einige meinten, es sei bei einem Theil der Opponenten nicht sowol die Erhebung der Schulsynode im Wurfe, als vielmehr die baldige Beseitigung derselben. So viel ist gewiß, daß die Mehrzahl der Geistlichen die Schulsynode nicht gerne sah, und daß einige Opponenten, übergangen bei den Wahlen an die Kantonsschule, dem Erziehungsrathe, dem neuen Schulwesen und der ganzen neuen Ordnung der Dinge nicht sehr hold waren. Nägeli hatte sich eifrig der Opposition angeschlossen; er hoffte vielleicht in der Schulsynode größern Einfluß zu erlangen, als im Erziehungsrathe.

Ich wollte dem Kampfe bloß zuhören, als aber bald die offenbar feindliche Absicht hervortrat, da stellte ich mich entschieden unter die Vertheidiger des Synodalgesetzes. Dr. Bernhard Hirzel (nachheriger Pfarrer von Pfäffikon) war einer der heftigsten Opponenten. Auch er, wie die meisten Andern, verbargen eine persönliche Animosität gegen mich keineswegs. Eine ungerechte Replik Dr. Hirzel's berichtigte Dr. Bluntschli in meiner Gegenwart mit den Worten: „darin hast du Herrn Scherr Unrecht gethan." Die Synode dauerte zwei Tage, die Opposition hatte keinen Erfolg. Ich las eine Abhandlung über die Verbreitung von zweckmäßigen Volksschriften. Dr. Bluntschli sagte darüber im Konstitutionellen Nro. 90 vom 11. Nov. 1834: „Von den übrigen Geschäften heben wir einzig noch hervor eine, wie uns scheint, dem Wesen der Versammlung zwar fremdartige, aber auf dem angenommenen Reglement beruhende, höchst geistreiche Abhandlung des Hrn. Seminardirektor Scherr über die Verbreitung von Volksschriften, offenbar außer dem oben geschilderten regen Streben der Versammlung selbst nach Ent-

wicklung, die schönste Erscheinung dieser Synode. Da jene Abhandlung im Drucke erscheint, so enthalten wir uns jeder andern Lobpreisung."

Am Tage dieser Synode wurde ein Mitglied des Erziehungsrathes, Hofrath Horner, zu Grabe getragen. Dieser Mann hatte meine ganze Hochachtung gewonnen; im Erziehungsrathe stimmte er zu Allem, was der freien Schule frommen konnte. Gerne nahm er sich, der berühmte Weltumsegler und Naturforscher, auch untergeordneter Geschäfte an. Einmal fuhr ich mit ihm nach Küsnach. „Sehen Sie, sprach er, ich gehöre nicht zu den Radikalen; aber es gefällt mir doch, daß einmal der alte Unrath ausgefegt wird." Der ganze Schulstand erwies ihm die letzte Ehre. Beim Zuge hörte einer meiner Freunde einen Opponenten zu seinem Kollegen sagen: „Scherr hat allerdings den Schulkarren aus dem Kothe gezogen; aber er soll nicht meinen, auch in der Synode den Meister spielen zu können."

Hirzel wurde zum Präsidenten gewählt, ich zum Vizepräsidenten. Die zweite Synode 1835 wurde in Winterthur gehalten. Ich hatte schon zum Voraus vernommen, daß eine gehässige Diskussion über einige Lehrmittel im Plane sei. Dieß und eine Anhäufung von Geschäften, die ich nach der Rückkehr von meiner Reise nach England und Frankreich antraf, veranlaßte mich, von der Synode wegzubleiben. Die Art, wie ich dieß schriftlich an Hirzel mittheilte, erkannte ich bald nachher selbst als einen Fehler gegen den amtlichen Anstand. Die Opposition verlor an Kraft, da die dießfalls aus ihren Mitgliedern gebildete Kommission selbst keine positiven Anträge zu stellen wußte. Dr. Bluntschli wurde zum Präsidenten gewählt, Nägeli zum Vizepräsidenten. Der Synode 1836, die im Großrathssaale in Zürich gehalten wurde, wohnte

ich bei, und es fand eine freundliche Berührung zwischen mir und Bluntschli statt. Ich bahnte nun selbst durch einen Vorschlag den Weg, wie die Synode, ohne gegen die bestehenden Gesetze zu verstoßen, einen Einfluß auf die Auswahl der Lehrmittel üben könne. In den Jahren 1837 und 1838 wurde die Synode in Kloten und Uster gehalten, beidemal unter meinem Präsidium. Die Diskussionen waren lebhaft, beredt und würdig, und gereichten dem Schulstand zur Ehre. Einige Fragen: z. B. daß der Pfarrer als solcher nicht Präsident der Schulpflege sein sollte, sondern nur durch Wahl; daß der Schullehrer der Verpflichtung des Vorsingens enthoben werde u. dgl. mögen auf der andern Seite hart aufgefallen sein. Ich habe diese Fragen nicht hervorgerufen, vielmehr dieselben zurückzuhalten gesucht.

Die letzte Synode (vielleicht die letzte) wurde 1839 wieder in Zürich unter dem Präsidium des Sekundarlehrers Bär gehalten. Die Theilnahme war sehr vermindert. Die Lehrer an den Kantonalanstalten hatten sich schon seit 1837 fast gänzlich vom Besuche losgesagt.

Was von den Synoden bleibenden Nutzen gewähren wird, das sind die sehr vollständigen Berichte über den Gang des gesammten Schulwesens von 1833 — 39.

IX.

Einwirkung auf andere Kantone.

Meine pädagogische und organisatorische Wirksamkeit blieb keineswegs auf den Kanton Zürich beschränkt. Mit Pfarrer Heer, von Matt im Kanton Glarus, der hauptsächlich die

Schulreform dieses Kantons beförderte, stand ich in sehr innigem Verhältnisse. Er besuchte mich öfters, und wir unterhielten einen lebhaften Briefwechsel über Schulverbesserung in allen Richtungen. Gleich bei Eröffnung des Seminars traten drei junge Glarner in dasselbe ein, und es folgten in einer Reihe von etlichen Jahren noch mehrere, so daß im Ganzen 10 Jünglinge dieses Kantons unter meiner Leitung zu Lehrern gebildet worden sind. Meine Lehrmittel wurden in Glarner Schulen eingeführt, und als meine Methode in der allgemeinen Schulzeitung angegriffen worden war, trat in demselben Blatte Heer als ihr eifriger Vertheidiger auf (Nro. 156, Jahrg. 1836).

Aus dem Kanton Luzern kamen nacheinander ebenfalls 8 junge Männer, um sich für die Sekundarstufe weiter auszubilden. Im Jahr 1834 erhielt ich den ehrenvollen Ruf, in eine Kommission zur Reorganisation der Stadtschulen Luzerns einzutreten. Die Kommission war überdieß gebildet aus den Herren Rathsherr Wicki, Direktor Rietschi, Professor Tanner und Professor Herrsche. In unsrer ersten Versammlung kamen wir darin überein, daß ich die sämmtlichen Knabenschulen inspiziren und der Kommission Bericht erstatten sollte. Ich that dieß in Begleitung anderer Experten, und verfuhr gerade wie bei meinen Inspektionen im Kanton Zürich. Der Stand der Schulen war allerdings sehr unbefriedigend. Es waltete die von Pater Girard modifizirte wechselseitige Methode, welche jedoch in ein chaotisches Treiben ausgeartet hatte, so daß die Disziplin fast gänzlich darnieder lag, und der Lehrgang alle Stätigkeit und allen Zusammenhang in den verschiedenen Klassen verloren hatte. Nach der Inspektion kamen wir über die Hauptpunkte der Reorganisation überein, und ich erhielt nun den Auftrag, einen voll-

ständigen Organisationsplan, dem ein zusammenhängender Lehrplan für alle Klassen einverleibt sei, zu entwerfen und zugleich einen ausführlichen Bericht an den Stadtrath abzufassen. Diese Arbeit besorgte ich in Küsnach in den Nebenstunden, und sandte sie zur vorläufigen Kenntnißnahme nach Luzern, wohin ich gegen das Frühjahr 1835 mich verfügte, um mit der Kommission den Plan zu berathen. Ich kann die Loyalität, mit der ich von den Kommissionalmitgliedern sowol als andern angesehenen Männern Luzerns behandelt wurde, nicht genug loben. Besonders war es mir eigentlich rührend, die edle Selbstverläugnung des Herrn Rietschi zu beobachten, der mich auf die freundschaftlichste Weise behandelte, und doch wohl Ursache gehabt hätte, sich durch meine Zuziehung gekränkt zu finden. Unsere Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg; die Organisationsidee kam zur Ausführung. Der ganze Organisationsplan nebst dem erläuternden Berichte wurde gedruckt, und ich kann jetzt noch mit voller Beruhigung die Prüfung desselben empfehlen. Leider fehlte bei der Stellenbesetzung die nöthige Energie, und so scheiterte Vieles an den Personen. Daß im Jahr 1839 der Großrath Leu, als er die Wiedereinführung der Jesuiten beantragte, mich für meine Arbeiten in Luzern beschimpfte, konnte mich nicht befremden; wohl aber das Stillschweigen von anderer Seite (Beilage 10). Professor Tanner und Lehrer Hildebrand besuchten das Küsnacher Seminar, und letzterer machte einen äußerst günstigen Bericht über den Gang der Züricher Schulreform bekannt.

Auf einer der Reisen nach Luzern fand ich im Postwagen eine besondere Kurzweil, von der ich hier, da ja die Unterhaltung pädagogischer Art war, wohl auch einige Bruchstücke mittheilen darf.

In der Postkutsche saßen vier Herren: auf Nro. 1 ein Oesterreicher, Nro. 2 ein Magister, Nro. 3 ein wohlbeleibter und gutgekleideter Gemeindammann und Nro. 4 ein Student aus dem Kloster Muri. Bald entspann sich zwischen Nro. 2 und 4 ein interessantes Gespräch.

Nro. 2: Was haben Sie denn in Muri studirt? Nro. 4: Theologie, ja Theologie. Nro. 2: Wie lange? Nro. 4: Drei Jahre. Nro. 2: Haben Sie auch Gymnasialstudien gemacht? Nro. 4: Ja, es werden im Kloster Uebungen gemacht; sechs Jahre lang, ja, ja. Nro. 2: Und was studirt man da? Nro. 4: Sprachen, lateinisch, französisch, griechisch und Philologie. Nro. 2: Wie weit kommt man im Griechischen? Nro. 4: Bis zu den Zeitwörtern. Nro. 2: Liest man keinen griechischen Schriftsteller? Nro. 4: Wohl, den Krebs; ja, ja, es wird stark getrieben das Griechische, 's ist eine schwere Studie. Nro. 2: Wird auch hebräisch gelehrt? Nro. 4: Nein, das nicht; ich werde es wohl in Freiburg noch lernen. Nro. 2: Welche lateinische Schriftsteller werden gelesen? Nro. 4: Ja viele, fast alle: Cicero, Plato, Nepos. Nro. 2: Liest man auch de natura deorum? Nro. 4: Ja, ja, de natura duorum wird ganz gelesen. Nro. 2: Welche Kapitel haben Ihnen besonders gefallen? Nro. 4: Ja, ja, sie haben mir eigentlich alle gefallen, besonders die Cormina, ja — — Jetzt ist's aber kalt, es schneit, ja. In Rußland, da muß es kalt sein. Ich hatte einen Vater, der ist umgekommen bei Moskau an der Berezina. Nro. 2: Studirten Sie auch Geographie? Nro. 4: Ja wohl, — in Freiburg haben sie eine schöne Brücke gebaut; aber ich muß hinaus, Kutscher, ich muß ....

Der Magister lachte, und dann schimpfte er entsetzlich über die Muristudien, nannte den Theologen ein K..... ꝛc.

Darauf begann der Gemeindammann: Im Kanton Zürich geht's doch jetzt mit den Schulen voran; aber es hat hart gehalten. Vor sechs Jahren da wollten wir unsere Schulen verbessern, und bestimmten freiwillig dem Schullehrer eine bessere Besoldung. Da wurde ich zum Herrn Dekan gesandt, daß er erlaube, die Stelle auszuschreiben. P.. D.., der hat mich angefahren. „Was, einen gelehrten Schulmeister? Nichts da, was brauchen die Bauern viel zu lernen! Beten und arbeiten, das ist das Wahre. Es wird Nichts daraus; im Gesetz heißt's: daß der Pfarrer den Schulmeister prüfe. Es wird sich wol einer in der Gemeinde finden. Aber ich habe dem Pfarrer Nichts nachgegeben, und bin mit drei Bürgern in die Stadt. H.... wie hat's da tönt! Der Herr — hat uns abgeputzt wie Buben, und der Rathsherr ..... hat uns gar zur Thüre hinaus gestellt. Aber wir sind zu andern Herren noch gekommen, und wir haben nicht nachgegeben — 's ist doch endlich gegangen. Jetzt tönt's anders, in 5 bis 6 Jahren haben wir auch gelehrte Männer. Es sind jetzt aus unserm Bezirk vier auf der Hochschule, drei im Gymnasi und zwei im Seminäri. Wenn man's nur nicht übertreibt, so geht's gut. Sie machen's sonst streng, der alte Schulmeister zu R. ist scheint's auch abgesetzt; 's sei ein arger Lärm in der Gemeinde.

Sprach der Oesterreicher: Ach main, was hob'ns doch in der Schwaiz; 's ist ean verfluchter Lärm überall. Und wo man hinkömmt, is langwailig, und die Laite sain ainander todtsaind. In Oestraich, da is ein ander Leb'n. Gehn Sie mal nacher Wien, Prag, Grätz, da is ain lustig Leb'n, und All's spottwohlfail. In der Schwaiz is all's bekümmert um's regiern. In Oestraich regirt der Kaiser, da hat Niemand eine Sorge um's Regier'n. Hätt'n die Schwaizer nur so'n Kaiser, da würd'ns bald lustiger leb'n.

Im Kanton St. Gallen wurden meine Lehrmittel vielorts angewandt. Ich darf hier noch frei bemerken, wie es hauptsächlich meinen Bemühungen und meinem Einflusse gelungen war, den als Schulmann und Schriftsteller ausgezeichneten J. R. Wurst zur Annahme der Seminardirektorstelle zu bringen, der auch dort einem rationellen Sprachunterrichte Bahn brach (Beilage 11).

Von Seite des Aargauischen Schulrathes fanden Unterhandlungen statt, welche die obligatorische Einführung eines Theils meiner Lehrmittel erzielen sollten (Beilage 12). Dies geschah nicht förmlich, doch wurden meine Schulgrammatik und mein Bildungsfreund in vielen Mittelschulen des Aargaues als Schulbücher gebraucht; auch waren einige Aargauer als Zöglinge in unserm Seminar.

Baselandschaft führte meine Lehrmittel und Methode ebenfalls ein, und sogar aus dem Kanton Uri kam ein junger Geistlicher, dessen Namen ich jedoch wohlweislich verschweige, zu mir nach Küsnach, um meine Methode in das innere Bergland zu verpflanzen.

Das von mir entworfene Schulgesetz diente den meisten regenerirten Kantonen zum ersten Muster. Zur Begutachtung des Entwurfes für den Kanton Bern wurde ich von zwei Seiten aufgefordert, nämlich vom Erziehungsdepartement und von einer Lehrergesellschaft in Burgdorf. Ebenso lieferte ich ein sehr ausführliches Gutachten für die Schulgesetzgebung des Kantons Baselandschaft. Das Thurgauische Gesetz ist in vielen Bestimmungen fast wörtlich dem Zürcherischen nachbildet, und auf die Schulorganisation von katholisch St. Gallen übte dasselbe offenbar bedeutenden Einfluß. Mehrere wichtige Maßregeln, die im Kanton Zürich zuerst durchgeführt wurden, wie z. B. allgemeine Prüfung der bisherigen Schul-

lehrer, Ergänzungskurse, Konferenzen wurden in andern Kantonen nachgeahmt. Der Kanton Zürich war im Schulwesen anerkanntes Vorbild, und sogar auf die französischen Kantone erstreckte sich hierin sein Einfluß. Ob die Nachbaren diese Fortschritte mit Beifall oder Neid beobachteten? immerhin wagte man es von keiner Seite, dieselben zu bestreiten, und selbst die heftigsten Oppositionsblätter mußten das Gedeihen des Schulwesens zugeben. Der schweizerische Konstitutionelle, der Repräsentant der städtischen Aristokratie und heftigsten Gegner der Radikalen, ein Blatt, dem in der Regel die andern aristokratischen Schweizerblätter nachschrieben, und dessen eigentlicher Leiter Dr. Bluntschli war, schrieb am 7. Juli 1835 am Schluß eines größern Artikels, als dessen Verfasser man den Dr. Bernhard Hirzel, nachmaligem Pfarrer in Pfäffikon bezeichnete Folgendes:

„Wir können diese Bemerkungen nicht beendigen, ohne noch das Resultat einer allgemeinen Vergleichung zwischen den ältern und neuern Schulen unsers Kantons mitzutheilen. Daß ein etwelcher Unterschied sich zeigen werde, hatten wir uns zum Voraus denken können; aber einen solchen unendlichen Vorzug der letztern über die erstern, wie wir es auf amtlichem Wege gefunden haben, hätten wir nimmermehr erwartet. Tritt man aus einer Schule in die andere, die vielleicht keine halbe Stunde davon liegt; wahrhaftig so glaubt man sich oft in eine Entfernung von hundert Stunden oder Jahren versetzt! Während dort weinende Kinder zur Schule getrieben werden müssen, daselbst unter Langerweile zum fehlervollen, sinnlosen Kopieren einiger Vorschriften, zum singenden abhaspelnden Ablesen des Testamentes, zu mechanischer Uebung in den vier Spezies ohne alle Ahnung von Bruchverhältnissen mit Noth hinein gezwungen, in ihren Beruf eintreten, während der Lehrer selbst;

früher ein eben so herrlich beschulter Bauer oder Handwerker, der bei jeder Frage eines irgendwie aufgeweckteren Kindes am Berge steht, und in ertödender Langerweile seine Zwangstunden aushält, daher auch von Jung und Alt höchstens an die Seite des Wächters gesetzt wird: so blitzen uns hier von allen Seiten in gespannter Aufmerksamkeit leuchtende Augen entgegen; Mangel an Leben und Lernbegierde, früher das gewöhnliche, jetzt die Ausnahme; verständiges Lesen und Erklärung des Vorgetragenen; auf der Stelle selbst verfertigte, recht ordentlich orthographische Aufsätze; Lösung von Exempeln aus der Regel de Tri mit Brüchen in allen drei Gliedern im Kopfe und auf der Tafel mit unglaublicher Schnelligkeit; dazu noch ein harmonischer, modulirter Gesang, ziemlich ordentliches Wiedergeben der Vorzeichnungen, eine genaue geographische Kenntniß des Vaterlandes, die Lieblingssache der Kinder, und eine ziemlich ordentliche der Schweizergeschichte; der Lehrer selbst mit Lust und Geschick einzig in seinem wichtigen Berufe lebend, von den Kindern innig geliebt, von der Gemeinde hochgeachtet und vermöge seiner Bildung den Ersten derselben gleich gestellt!

Daß ja Niemand diese Farben, wir haben natürlich im Allgemeinen gezeichnet, für zu grell aufgetragen halte! Die Schulen stehen ihm ja offen, er gehe hin und überzeuge sich selbst.

Zum Schlusse sprechen wir uns noch frei und offen dahin aus, daß wir diesen blühenden Zustand unserer Schulen namentlich auch dem trefflichen Schullehrer-Seminar in Küsnach zu verdanken haben. Was wollten wir anfangen, sammt dem Gesetz und allem guten Willen, ohne tüchtige Lehrer?"

So urtheilte diejenige Partei, welche schon 1837 mit unerhörter Wuth über die neue Volksschule herfielen, 1835 noch über dieselbe Anstalt!!

Als Dr. Bluntschli 1836 in seiner Stellung als Präsident

der Schulsynode der Jahresprüfung im Seminar beigewohnt hatte, so schrieb er in Nro. 35 des Konstitutionellen:

Zürich. Am 25. war Examen des Schullehrerseminars in Küsnach in Gegenwart einer Menge Zuhörer aus allen Gegenden des Kantons. Die Leistungen der Schüler, großentheils doch immer das Werk der Lehrer, waren sehr erfreulich. Leider muß immer noch in kürzester Zeit fast mehr geleistet werden, als die Kräfte der Lehrer und Schüler zu tragen vermögen. Und dann werden die jungen Leute überdieß nicht selten noch vor Vollendung ihres eigenen Schulkurses der Schule entrissen, um sofort als praktische Geschäftsmänner an die Spitze anderer Schulen zu treten. Man sah recht viele frische, aufgeweckte Gesichter. Besonders unter den Jüngern zeigte sich ein reges Leben und frische Rührigkeit. Es ist augenfällig, wie viel die Anstalt der unermüdlichen Thätigkeit und trefflichen Methode des Herrn Seminardirektor Scherr verdankt*). Auch die übrigen Lehrer scheinen sehr tüchtig, und wissen gut anzuregen, die Haupteigenschaft eines guten Lehrers. Ihre Bezahlung ist übrigens erbärmlich und für die Anstrengungen, denen sie fast erliegen, viel zu gering. Die Lehrer, welche alle Volksschullehrer heranbilden, sollten doch nicht hungern müssen. Man sollte ihre Besoldung wenigstens der regelmäßigen für Sekundarschullehrer gleich stellen, da sie an eigenen Kenntnissen diesen nicht nachstehen dürfen, an Bedeutsamkeit der Wirkung ihnen vorgehen und ein eben so mühseliges Leben haben."

So hatte sich das Seminar, das Volksschulwesen bei Freunden und Feinden ruhmvolle Anerkennung verschafft. Nicht nur die ganze Schweiz, selbst ganz Deutschland sah auf den Kanton Zürich mit theilnehmender Bewunderung. Neue Schul-

*) Den man 1839 fortjagen mußte. Warum?

häuser stiegen in allen Gegenden als Zierden des Landes empor; immer reicher hoben sich die Schulfonds, immer zahlreicher besuchten die Kinder des Mittelstandes die höhern Volksschulen. Jugendfeste, Schulhausweihen, Freudenfeste bei der Anstellung neuer Lehrer wurden von Woche zu Woche gefeiert. Die Schulprüfungen wurden immer zahlreicher von Eltern und Schulfreunden besucht; der Lehrstand selbst that fast mehr für seine eigene Fortbildung, als in seinen Kräften lag. Es war ein freudiges Zusammenwirken zwischen den Schulpflegen, den Gemeinden, den Familien; die Kinder wanderten mit heiterer Lust zur Schule, und der gesammte Lehrstand war ein Herz und eine Seele.

Ich aber lebte in Küsnach zurückgezogen; oft vergingen Wochen, ehe ich in eine Gesellschaft kam; nur dann, wenn Samstag Abends die Sitzung des Erziehungsrathes geendigt war, sah ich einige Stunden den Kreis werther Freunde. Am Politischen nahm ich keinen besondern Theil, ich glaube nicht, daß ich von 1832 — 1836 nur Einen politischen Artikel geschrieben habe. Mit den Einwohnern Küsnach's kam ich wenig in Berührung, mein Familienleben war friedlich und glücklich, mein höchster Wunsch erfüllt: ein holder Sohn lag in meinen Armen. — Ich sah auf das, was ich vollbracht hatte; ich sah mich geehrt und geachtet, und mein Herz erfreute sich, und mein Muth hob sich zu immer neuer Thätigkeit. Die ältern Lehrer waren meine Freunde, und die jüngern liebte ich, wie ein Vater seine Söhne liebt, und alle reihten sich um mich mit Vertrauen und Achtung. So stand es zwischen dem Jahr 1835 — 1836. Aber aus vollen Händen streuten nun die Feinde der Volksschulen die Saat des Unheils; ach! und sogar edle Männer boten hiezu die Hände in thörichter Verblendung!! —

Beilagen

zum

zweiten Heft.

Nro. 1. a.

Schluß des Kommissionalberichtes.

Diesem Berichte zufolge mußte sich die Kommission einstimmig dahin erklären, von der Einführung der Scherrischen Methode sei in unsern Volksschulen neues Leben und ein Gedeihen der Arbeit des Lehrers zu erwarten, das bisher, so viel ihr bekannt, nirgends durch eine andere Methode besser erreicht wurde. Sie stellt daher an den h. Erziehungsrath den ehrerbietigen Antrag, es möchte derselbe beschließen, daß die Scherrische Methode in die mit dem Seminar zu verbindenden Musterschulen für so lange eingeführt werde, bis eine dem Volksschulwesen ersprießlichere auf die Bahn gebracht werden möchte.

Zürich, den 8. Mai 1832.

Im Namen der Kommission,
Der Präsident: Joh. Kaspar Orelli.
Der Aktuar: Bleuler, Diakon.

Nro. 1. b.

S. T.

Herrn Direktor und Erziehungsrath Scherr in Küsnach!

Nach Anhörung und Berathung eines Berichtes der Kommission, welche den Auftrag erhielt, eine von Herrn Direktor Scherr gewünschte Prüfung der Ergebnisse seiner in der Armenschule in Zürich und in der Volksschule in der Enge eingeführten Lehrweise in Vergleichung der Resultate des Unterrichtes in andern Schulen, wo diese Lehrweise nicht angewendet wird, vorzunehmen, um dieselbe je nach dem Ergebniß dieser Prüfung in die mit dem Seminar in Verbindung zu bringende Musterschule einzuführen, beschließt der Erziehungsrath:

1. Es sei dem Herrn Direktor Scherr die vollkommene Billigung zu ertheilen, sich mit der Gemeindschulpflege in Küsnach ins Einverständniß zu setzen, um für die Anwendung seiner Methode in der Musterschule die dazu nöthigen Abänderungen und Einrichtungen zu treffen.

2. Es wird demselben eine Abschrift des Kommissionalberichtes zu beliebigem Gebrauche mitgetheilt.

Actum Zürich, den 28. Mai 1832.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
Egli.

Nro. 2.

Verehrter Herr Direktor!

Sie müssen sich über den Verlag des Lesebuches und der Sprachlehre doch ja mit dem Erziehungsrathe verständigen. Die Erklärung derselben als obligatorische Lehrmittel kann Ihnen unmöglich gleichgültig sein, wenn Sie bedenken, daß solche eingeführt werden müssen, und daß wenn der Erziehungsrath sich mit Ihnen über die Herausgabe wider Verhoffen nicht sollte verständigen können, er die Bearbeitung jemand Anderem auftragen müßte. Welchen widerlichen Einfluß müßte dieses aber auf das Seminar, auf die Arbeiten des Erziehungsrathes, auf das Schulwesen überhaupt haben?

Auf Mittwoch ersuche Sie auch die Stundenverzeichnisse für das Seminar und den Widerholungskurs der Sektion vorzulegen, und dann auf Sonntag wo möglich mit Herrn Dändliker und Herrn Wolfensberger zu einer Sitzung zu kommen, für die Berathung des Berichts und der Wünsche auf allfällige Abänderungen.

Nochmals empfehle Ihnen bestens doch zu vermeiden, daß nicht über die Lehrmittel eine Stockung in unser schön begonnenes Schulwesen gerathe.

Zürich. 13. Mai 1833.

Hochachtend
Ihr
ergebener
M. Hirzel.

Nro. 3. a.

Herrn Seminardirektor Scherr in Küsnach.

In Folge einer sorgfältigen Prüfung der auf die am 8. Dezember vor. J. von dem Erziehungsrathe erlassenen Ausschreibung eingesandter Bearbeitungen des im Schulgesetze §. 21 geforderten Lesebuches für Elementarschüler ist einzig Ihre dießfällige Arbeit,

in jeder Hinsicht vorzüglich und des ausgesetzten Preises würdig erfunden worden.

Der Erziehungsrath beschloß daher am 4. Mai d. J., daß Ihnen der in der Ausschreibung bestimmte Preis von 100 Franken unter den im Reglement für Auswahl und Einführung von Lehrmitteln enthaltenen Bestimmungen zugesprochen sei. Nachdem dann auch am 13. Heumonat über die Einführung dieses Lesebuches in die Volksschulen die zweckdienlichen Einleitungen genehmigt worden sind,

beschließt der Erziehungsrath:

Dem Herrn Verfasser dieses Lesebuches soll der ihm unterm 4. Mai zuerkannte Preis von Franken 100 durch die Kanzlei des Erziehungsrathes zugestellt werden.

Nehmen Sie Tit. Herr Seminardirektor! diesen Preis als ein Zeichen der Anerkennung Ihrer Verdienste um die Abfassung dieses Lehrmittels an.

Zürich, den 13. Heumonat 1833.

Im Namen des Erziehungsrathes,
Der Präsident:
M. Hirzel.
Der zweite Sekretär:
Egli.

Nro. 8. b.

Allgemeine Schulzeitung 1835, Nro. 95.

Erstes Lesebuch von J. Th. Scherr ꝛc. In früherer Zeit war es nur darauf abgesehen, daß die Kinder fertig lesen lernten, und erst in neuerer Zeit bemühten sich Männer, wie Stern und Gersbach, Dr. Diesterweg, ein melodisches Lesen zu erzielen. An diese Männer reihet sich Herr Scherr an, und wir müssen gestehen, daß sein Buch zu diesem Zwecke sehr zu empfehlen ist. Nur müssen wir dabei auch bemerken, daß, so zweckmäßig solche Bücher auch sind, ihrer Einführung in Landschulen doch viele Hindernisse in den Weg treten. Die Landleute können auf Schulbücher nicht viel verwenden, und der Lehrer muß sich mit Fibel, Kinderfreund und Bibel zu helfen wissen. In der Schweiz mag dieß anders sein, in Deutschland geht es nicht. Das Werk ist auch vorzugsweise für die Elementarabtheilung der Züricher allgemeinen Volksschulen bestimmt. Wer möglich machen kann, ein solches Buch in seiner Schule einzuführen, der wird gewiß die erfreulichsten Früchte davon ärndten.

Die erste Abtheilung soll im zweiten Schuljahre vorgenommen werden, desgleichen 4 Abschnitte aus der zweiten Abtheilung, aber nicht nach einander, sondern neben einander. In den Stunden für den besondern Leseunterricht wird die erste Abtheilung als Lehrmittel benutzt, in den Stunden zur Verstandesübung und namentlich zur stillen Selbstbeschäftigung wird die zweite Abtheilung aufgelegt, also daß die erste und zweite Abtheilung des Buches an einem und demselben Tage in Anwendung kommen können. Der 5. Abschnitt der zweiten Abtheilung und die dritte Abtheilung sind für das dritte Schuljahr bestimmt. Diese dritte Abtheilung soll nicht als Stoff zum Buchstabiren oder Lesenlernen benutzt werden, sondern als Mittel zur Bildung des Gemüthes.

Der Herr Verfasser hat seine Aufgabe gut gelöst, und wir scheiden mit vieler Achtung von ihm.

Felix jun.

Nro. 3. c.

(Der Schweizerische Schulbote schließt seine genaue Rezension mit folgenden Worten:) „Um nun schließlich unser Urtheil „über das Ganze kurz auszusprechen, tragen wir nach sorgfäl„tiger Prüfung kein Bedenken, dasselbe dahin abzugeben, der „Verfasser habe sich eine würdige Aufgabe gestellt, und die„selbe auf eine ehrenvolle Weise gelöst, nämlich: Hebung des „Leseunterrichts, Entwicklung des jugendlichen Verstandes, gründ„liche Erlernung der Muttersprache, so weit dieß auf der oben „angegebenen Altersstufe möglich ist, endlich Veredlung des kind„lichen Gemüths.

Nro. 4. a.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich.

Auf den Antrag der zweiten Sektion und in Uebereinstimmung mit dem Gutachten der Prüfungskommission, bestehend aus den Herren Erziehungsrath Weiß und Professor Baiter,

beschließt:

1) Dem von Herrn Seminardirektor Scherr auf die im Dezember 1832 erlassene Ausschreibung eingegebene Bearbeitung eines Lehrbuches betitelt: Kurzgefaßte deutsche Sprachlehre für die obern Klassen der Volksschule von J. Th. Scherr, wird der festgesetzte Preis von Franken 100 zuerkannt, und solches als

obligatorisches Lehrmittel für die Realabtheilung der Volksschulen des Kantons Zürich unter folgenden Bedingungen erklärt.

a. Der Herr Verfasser sorgt für die Herausgabe dieses Lehrmittels, gemäß den Bestimmungen des unter heutigem Datum vervollständigten Reglements über die Editionen der obligatorischen Lehrmittel. Der Satz geschieht für den Text mit Garmond, für die Aufgaben und Paradigmen mit Petitschrift und für die Anmerkungen mit Nompareil, das Papier ist dasjenige der für alle Lehrmittel im Archiv des Erziehungsraths deponirten Musterbogen.

b. Der Preis ist gemäß §. 10 des genannten Reglements 1 Batzen für 4 Bogen roh, für die hiesigen Schulpflegen.

c. Der Preis, für welchen der Einband, gemäß §. 11 des Reglements zu liefern ist, beträgt:

für das Exemplar auf 3 Bunde geheftet, steif broschirt mit starkem farbigem Papier, mit Vorsatz und Karton gefüttert . . . . . 2 Schilling.
in starkem Karton gebunden . . . . . 4 „
Ruck und Eck mit Leder . . . . . 7 „

d. Die Gebrauchsanleitung zu diesem Lehrmittel darf den Preis von 1 Batzen für den Bogen für die Lehrer des Kantons nicht übersteigen.

e Die Einführung geschieht allmälig je in denjenigen Schulen, in denen theils die Lehrer für die zweckmäßige Behandlung dieses Lehrmittels vorbereitet, theils die Schulen durch den Gebrauch des Tabellenwerks und des 1. Lesebuches oder durch anderweitigen sprachlichen Unterricht genügend vorbereitet sind.

f. Der Erziehungsrath behält sich vor, bei jeder Auflage, nach genommener Rücksprache mit dem Verfasser, die allfällig gut erachteten Abänderungen sowol in Bezug auf Inhalt, als auf Edition anzuordnen.

g. Der Erziehungsrath gibt dem Verleger die Zusicherung, daß das obligatorisch erklärte Schulbuch wenigstens 6 Jahre lang das obligatorische Schulmittel des Faches bleiben soll.

2. Die Herren Erziehungsräthe Weiß und Bleuler sind als diejenigen Mitglieder des Erziehungsrathes bezeichnet, welchen die Beachtung der Vollziehung dieses Beschlusses aufgetragen.

3. Dem Herrn Erziehungsrath Weiß und dem Herrn Professor Dr. Baiter ist für ihre Bemühungen in sorgfältiger Prüfung dieses Lehrbuches der Dank des Erziehungsrathes zu bezeugen.

Actum Zürich, den 23. Wintermonat 1833.

Der Präsident des Erziehungsrathes:
M. Hirzel.
Der zweite Sekretär: Egli.

Nro. 4. b.

Allgemeine Schulzeitung, 1835. Nro. 11.

Kurzgefaßte deutsche Schulgrammatik von J. Th. Scherr ꝛc.

Es erregt ein gutes Vorurtheil für die Arbeit des Verfassers, wenn man in dem kurzen Vorworte liest, daß dieselbe drei Monate nach ihrer ersten Herausgabe vom Erziehungsrathe des Kantons Zürich mit einem Preise belohnt und zugleich „als obligatorisches Lehrmittel für die Schulen des Kantons Zürich“ erklärt worden ist. Soviel Rec. weiß, sind wir in Deutschland nirgends so weit, daß ein so ausgezeichnetes, ganz auf die bewährtesten neueren Forschungen gegründetes Lehrbuch für den Unterricht in der Muttersprache gesetzlich eingeführt wäre. Wenn die Lehrer im Stande sind, das zweckmäßige Buch eben so zweckmäßig zu gebrauchen, so muß man den Schulen des Kantons Zürich zu einem solchen Vorzuge Glück wünschen. Daß der Verf. die vorliegende Schulgrammatik nicht gleich bei dem ersten Unterrichte gebraucht wissen will, wozu sie nach unsern obigen Bemerkungen allerdings nicht ganz passend sein möchte, das zeigt schon die von ihm selbst vorausgeschickte „Elementarsprachbildungslehre“ (vergl. A. Sch. Z. 1832, Nro. 118). Dieses letzte Werk ist dem Rec. nicht bekannt geworden, nach der von einem andern Mitarbeiter verfaßten Anzeige desselben scheint aber die vorliegende Schulgrammatik noch eine Stufe höher zu stehen, als der zweite Cursus der Elementar-Sprachbildungslehre. Jedenfalls hat Herr Scherr auch in dem vorliegenden Werke für die methodische Behandlung des Sprachunterrichtes weit mehr gethan, als der Verfasser von Nro. 1. (Sprachlehre von Herrmann.) Er hat die zum wortlichen Auswendiglernen möglichst kurz und bestimmt gegebenen Regeln meist durch vorangeschickte Beispiele oder durch hinleitende Bemerkungen vorbereitet, und auch zu Erleichterung des Lehrers einige von den Schülern zu lösende Aufgaben hinzugefügt. Die erste Abtheilung enthält einleitende Begriffsbestimmungen; die zweite spricht von der Bildung der Wörter; die dritte handelt von den Arten, der Beziehung und Biegung der Wörter; die vierte beschäftigt sich mit der Satzlehre; und die fünfte gibt eine kurze Anleitung zur Rechtschreibung und Satzzeichensetzung. Was nun den eigentlichen Inhalt des Buches betrifft, so ist derselbe dem größten Theile nach ebenfalls dem Becker'schen Systeme entnommen; und es bedarf nicht der wiederholten Versicherung, daß der Verfasser keine bessere Quelle wählen konnte. Doch hat er die von Becker entlehnten Ansichten, durchaus selbständig verarbeitet. Zu dem Eigenen des Verf. gehört namentlich die völlig deutsche

Terminologie, die uns meist sehr glücklich gewählt zu sein scheint. So übersetzt der Verf. z. B. Attribut durch Zuschreibung, und nennt demgemäß das attributive Satzverhältniß ein zuschreibendes, und den ihm entsprechenden adjectivischen Nebensatz einen zuschreibenden. Becker selbst hat in seinem Leitfaden, wo er sich gleichfalls deutscher Benennungen befleißigt, die Ausdrücke Attribut und attributiv beibehalten, den Adjectivsatz aber, wie uns scheint weniger glücklich, Eigenschaftssatz genannt. Manche einzelne Punkte wird der Verf. bei näherer Prüfung noch wol einer richtigeren Darstellung bedürftig finden. Was er Seite 12 über die Endsilbe lich sagt, scheint uns weniger befriedigend als die Annahme Becker's. Den Unterschied, welchen der Verf. zwischen Ergänzung und Bestimmung annimmt, hat auch Becker jetzt in der dritten Ausgabe seiner Schulgrammatik durch dieselben Ausdrücke bezeichnet. Ob man aber durch jenen Unterschied berechtigt wird, mit dem Verf. (S. 97) neben das prädikative (aussagende) attributive (zuschreibende) und objective (ergänzende) ein viertes das bestimmende Satzverhältniß, zu stellen, möchte sich immer noch fragen lassen, da Object und Adverb in ihrer Beziehung auf das Prädikat etwas Gemeinsames haben. Beide unter dem Namen objectives Satzverhältniß zusammenfassen zu wollen, scheint auch Etwas Unbequemes zu haben, da in „Heinrich ruft mit lauter Stimme“ oder „Heinrich ruft im Garten“ nicht ebenso wie „Heinrich ruft den Bruder,“ ein Objekt sich erkennen läßt. Der Eintheilung der verbundenen Sätze in zusammengesetzte, zusammengeordnete und beigeordnete ist wohl schwerlich durch sich selbst klar, da weder die Begriffe des Zusammensetzens und Zusammenordnens, noch des Zusammenordnens und Beiordnens sich recht unterscheiden. Wenigstens die Ausdrücke Hauptsatz und Nebensatz passen nicht mehr, wenn man mit dem Verf. zwischen diese beiden Arten noch den Folgesatz oder rückweisenden Satz einschieben will. Was der Verf. Folgesatz nennt, scheint uns ein wirklicher Hauptsatz zu sein, so daß wir z. B. in der Satzverbindung: „Geßler drohte dem Volke mit Schmach und Tod, dieß rechtfertigte Tell's Schuß als Nothwehr,“ nur zwei reine im Verhältniß der Beiordnung stehende Hauptsätze erkennen. — Dieß möge hinreichen, sowol die Aufmerksamkeit der Lehrer, welche eines solchen Leitfadens bedürfen, auf den vorliegenden hinzulenken, als auch den verdienten Verfasser zu einer weitern, ins Einzelste eingehenden Prüfung seiner Arbeit aufzufordern.

Lorberg.

Nro. 4. d.

Offenbach, den 9. Juli 1835.

Verehrteſter Herr Direktor!

Ich muß vor allen Dingen um Ihre Nachſicht bitten, daß ich Ihr freundliches Schreiben vom 20. Dezember v. J. ſo ſpät beantworte und Ihnen erſt jetzt danke für das ſchätzbare Geſchenk, das Sie mir durch Ueberſendung Ihrer Werke gemacht haben. Erſt war ich einige Monate durch eigene Krankheit, theils durch ſchwere Krankheiten in meiner Familie verhindert, Ihnen zu ſchreiben; und demnächſt verſchob ich es, weil ich hoffte, Ihnen mit meinem Danke ein Gegengeſchenk überſenden zu können. Da aber der Druck der ausführlichen Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik erſt nach einigen Monaten dürfte ganz beendigt werden; ſo darf ich es nicht länger verſchieben, Ihnen zu ſagen, daß mir Ihr Brief und Ihre Schriften große Freude gemacht haben, und daß ich Ihnen herzlich danke für Ihre Theilnahme an meinem Studium und für die eben ſo geiſtvolle als kräftige Mitwirkung, durch welche Sie die Aufnahme meiner grammatiſchen Anſichten in Ihrem Vaterlande gefördert haben. Ihre Grammatik und die Anleitung haben mir, wenn ich auch vielleicht über Einzelnes und Beſonderes der Behandlung Einiges zu bemerken hätte, große Freude gemacht. Erfreulich war es mir insbeſondere, daß auch Sie in der Grammatik das uns ſo nahe gelegene Mittel für die formelle Geiſtesbildung in den Volksſchulen erkannt haben; und es ſcheint mir immermehr, daß die Grammatik für die Volksbildung fruchtbar werden wird. Auch darin ſcheinen Sie mit mir einverſtanden zu ſein, daß es zu dieſem Werke — und auch der Natur gemäß — nöthig iſt, daß die Methode der Grammatik — oder vielmehr der Sprache ſelbſt — und nicht mehr wie bisher zur Ungebühr geſchehen, die Grammatik der Methodik angepaßt werde.

Es würde mir nichts angenehmer ſein, als wenn ſich eine Gelegenheit darböte, perſönlich mit Ihnen zuſammen zu treffen, und Erfahrungen und Anſichten mündlich mit Ihnen auszutauſchen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen das ebengenannte Buch, ſobald es die Preſſe verläßt, zu überſenden, und verharre mit der Bitte um fernere freundliche Theilnahme hochachtungsvoll,

Ihr ergebenſter

F. Becker.

Nro. 5.

Verehrter Herr Direktor!

Zu meiner Beschämung vernahm ich gestern bei meiner Nachhausekunft von Baden und Schlieren, daß die Lehrer des Seminars bei mir gewesen. Im Strudel vieler Geschäfte vergaß ich ganz diese Einladung. Entschuldigen Sie daher die Unterlassung des Abschlags bei Ihnen selbst und ihren Mitlehrern.

Am Mittwoch bitte ich Sie, der Sektion um 5 Uhr beizuwohnen, es sind mehrere Geschäfte, wo Ihre Anwesenheit erwünscht wäre.

Sie werden bereits von Herrn Pfarrer Bleuler vernommen haben, daß Sie die Prüfung der Elementarlehrer der hiesigen Stadtschulen leiten sollten. Auch ich muß sehr wünschen, daß Sie dieses Geschäft übernehmen möchten, theils um unserer Schulen willen, theils um den Vorwurf abzulehnen von Seite der Lehrer an den Landschulen.

Unter freundschaftlicher Begrüßung bleibe

Den 3. Brachmonat 1833.

Ihr
ergebener
M. Hirzel.

Nro. 6.

Ich hoffe, verehrter Herr Direktor, daß Sie rücksichtlich Ihres Entschlusses der Ihren Verdiensten gebührenden, wenn auch nicht so großen Belohnung, als ich wünschte, meinen Gründen Gehör schenken werden. Warum etwas ablehnen, das gern und mit Ueberzeugung gegeben wird; das angenommen Ihren selbständigen und anerkannten Werth nicht vermindert, und abgelehnt nicht vermehrt, sondern eher im letztern Fall Ihre Freunde und Kollegen in Verlegenheit setzt, und zu sonderbaren Erörterungen führen müßte. Theilen Sie mir gelegentlich Ihre definitive Ansicht mit, und legen Sie einiges Gewicht auf den Rath eines Freundes, der Sie zu schätzen weiß, wenn wir auch zuweilen nicht gleicher Ansicht sind.

Zürich, den 12. Februar 1834.

Der Ihrige
Ed. Sulzer.
Regierungsrath.

Nro. 7.

Ueber Bildungsstufen, Lehrkurse, Vertheilung des Unterrichtsstoffes, Klasseneintheilung und gleichzeitige Klassenbeschäftigung in der Volksschule. Mit vier Lektionsplänen von Scherr, Seminardirektor und Erziehungsrath. Zürich 1833.

(Allgemeine Schulzeitung v. 14. Okt. 1834, Nro. 21.)

Der um die Reform des Zürcherischen Schulwesens so verdiente Herr Verf., dessen tüchtige Schriften Ref. früher schon mit gebührendem Lobe gewürdigt hat, theilt in der vorliegenden diejenigen Instruktionen mit, die unumgänglich nothwendig beachtet werden müssen, wenn sein Gebäude segensreich bestehen soll. In der Einleitung spricht er von der Aufgabe der Volksschule, und sucht diese darzustellen, indem er dasjenige, was diese Anstalt an ihrem austretenden Zöglinge geleistet haben soll, in Beziehung auf dessen Wissen und Können, Wollen und Thun ausspricht. So wenig wir das von ihm gewonnene Resultat als „eine schwärmerische Ansicht bezeichnen wollen, die nie durch die Volksschule zur Wirklichkeit sich gestalten werde," eben so wenig können wir läugnen, daß der würdige Herr Verfasser, selbst wenn alle die sechs von ihm gestellten Bedingungen wirklich geleistet und vorhanden sind, lange sich werde gedulden müssen, bis die Wirklichkeit seiner Hoffnung entspreche. Von den kommenden Geschlechtern dürfen wir erst erwarten, daß sie die köstliche Frucht unserer Bemühungen sehen und durch sie glücklich sein werden; jetzt tritt uns und unserem Streben das Vorurtheil, die rohe und gemeine ungeschlachtete Natur der Eltern, ihr Eigensinn und ihre Verblendung entgegen, wir müssen laviren, um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, wir können also auch nur am Einzelnen uns laben und daran Glauben und Hoffnung stärken, daß das Stückwerk allmälig aufhören werde (Vergl. des Verf. eigene Schrift: Ansichten über den Zustand des Volksschulwesens im Kanton Zürich, 1831). Die folgenden Seiten (7 — 58) sind bestimmt, über die auf dem Titel angegebenen Punkte wohlgemeinte Andeutungen zu veröffentlichen. S. 32 f. sind vollständige Lektionsplane entworfen: 1) für die Elementarabtheilung einer getheilten Schule; 2) für die Realabtheilung einer getheilten Schule; 3) für eine ganze Schule mit sechs Klassen; 4) für eine ingleichen mit vier Klassen.

Wie aus frühern Schriften des Herrn Verfassers bekannt ist (siehe A. S. Z. 1833, Nro. 44), bestimmt derselbe neun Jahre für die Schulzeit, nämlich sechs Jahre für den Besuch der Alltagsschule, drei Jahre für den Besuch der Ergänzungsschule

(wöchentlich einen Tag), — welch letztere weit passender erscheinen, als die anderwärts bestehenden armseligen Sonntagsschulen. — Das Schriftchen ist ausgezeichnet in jeder Art; es verdient von Allen gekannt und berücksichtigt zu werden, die zur Lösung ähnlicher Aufgaben berufen sind; da Alles wissenschaftlich und naturgemäß abgerundet ist, so kann es auch allgemeine Anwendung finden. Sehr beherzigenswerth sind besonders die S. 13 f. beigebrachten Gründe gegen verschiedene, die aufgestellten Forderungen als mehrfach ungeeignet bezeichnende Behauptungen.

Ref. fordert schließlich den Herrn Verf. auf, in unserer A. S. Z. von Zeit zu Zeit über den Erfolg seiner Bemühungen, über das, was bei seinen Anstrebungen originell und eigenthümlich ist u. s. w. Nachricht zu geben, welche alle diejenigen mit dankbar freudigem Genusse lesen werden, denen das Volksschulwesen wahrhaft eine hochheilige und wichtige Sache ist, und die allem Pfuscherkram deßhalb von Herzen feind und gram sind.

Tertius.

Nro. 8.

Literaturzeitung für Volksschullehrer 1836. 1s Heft.

Ueber Ordnung und Zucht im Volksschulen, von J. Th. Scherr. (Auszug).

Wir haben diese Blätter mit Vergnügen und Belehrung gelesen. Haben sie auch zunächst nur eine lokale Tendenz, so haben sie uns doch von Neuem in der Ueberzeugung befestigt, wie ernstlich man es sich auch in der Schweiz angelegen sein lasse, die Volksschule zu heben und sie immer mehr ihrer eigenthümlichen Bestimmung entgegen zu führen. Auch enthalten sie manchen belehrenden Wink, welcher überall Beachtung verdient, wo man darauf ausgeht, Ungehöriges abzustellen und an die Stelle des Fehlerhaften das Bessere zu setzen.

Unter Schuldisziplin versteht der Herr Verfasser den Inbegriff derjenigen Vorschriften, welche insbesondere auf ein geordnetes Schulleben und auf Erfüllung der eigentlichen Schulpflichten Bezug haben. Ein geordnetes Schulleben erfordert eine bestimmte Gestaltung, sowohl in sächlichen Gegenständen als unter der persönlichen Genossenschaft. Die besondern Schulpflichten treten als solche hervor, die Schüler und Lehrer im Verhältnisse zur Schule insbesondere zu erfüllen haben; die Erfüllung der allgemeinen moralischen Pflichten wird zwar in der Schule auch gelehrt und geübt, sie ist aber der Gegenstand der Erziehung überhaupt, und nicht der Schuldisziplin insbesondere. Daß jedoch eine gute Schuldisziplin die intellektuelle,

moralische und körperliche Bildung im Allgemeinen wesentlich befördern helfe, kann darum nicht in Zweifel kommen. Auch die besondere Forderung an die Schule soll auf das ganze Leben hinüber wirken; aber nicht umgekehrt soll jede Forderung an das ganze Menschenleben schon auf das Schulleben bezogen werden.

Es folgt nun II der Entwurf einer Verordnung über Ordnung und Zucht in den Volksschulen des Kantons Zürich. Man erfreut sich hier der Umsicht und des richtigen pädagogischen Takts des Urhebers dieses Entwurfes, und muß wünschen, daß dieses Verfahren Nachahmung und Berücksichtigung finde. Unter anderm machen wir auch aufmerksam auf das Kapitel über die Strafen, welches in so manchen Schulen noch des Ungehörigen und Verkehrten viel enthält.

In den Erläuterungen zu dem Entwurfe kommen gleichfalls viele wohl zu beherzigende Winke vor, welchen wir Beachtung wünschen. So heißt es z. B. S. 25: „Die Forderungen an den Lehrer sind in solcher Wirkung auf den Schüler, daß eine genaue Erfüllung von Seite des Lehrers in der Regel die Erfüllung von Seite des Schülers nach sich zieht. Kommt der Lehrer immer pünktlich zur rechten Zeit in die Schule, beginnt und beendigt er mit dem Stundenschlag den Unterricht, so wird hierin Genauigkeit bald zur Gewohnheit. Wie der Schüler in der Regel die Handschrift des Lehrers annimmt, so ahmt er ihn häufig nach in Worten, Geberden, Gang.

Die Nothwendigkeit körperlicher Züchtigungen betreffend, so sprechen sich die Musterlehrer und die Konferenzdirektoren, welchen die Frage vorgelegt wurde: „ob es zweckmäßig sei, die Anwendung körperlicher Strafen zu untersagen", sämmtlich und einmüthig aus: „eine solche untersagende Anordnung wäre nicht nur unzweckmäßig, sondern müßte alsbald große Verwirrung im Schulwesen erzeugen. Noch ist unter allen pädagogischen Schriftstellern nicht Einer aufgetreten, der behauptet hätte, körperliche Züchtigung könne bei dem Erziehungsgeschäfte in Haus oder Schule gänzlich vermieden werden. Selbst Jean Paul (Levana §. 67) sagt: „Ein Kind, das schlägt, werde geschlagen." — Der Verf. fügt diesem ganzen wichtigen und lesenswerthen Abschnitte, in welchem auch auf die einschlägige Literatur verwiesen wird, folgende Bemerkungen bei: „Bedenke jeder Lehrer wohl, wie wichtig der Augenblick sei, da er als Richter und Vollstrecker in einer Strafsache erscheint. Vor Allem eine ruhige, ernste Fassung; Zorn, Haß, Hohn, Rachgier seien ferne von ihm. Wenn aber ein Lehrer unvorsichtig genug wäre und sich im Eifer so weit vergäße, daß er körperlich verletzte, so mag ihn die Schärfe des Gerichts treffen."

Wir haben dieser kleinen Schrift und ihrer Anzeige einen größern Raum in dies Blatt verstattet, als es uns sonst möglich ist, weil der in derselben besprochene Gegenstand für das Gedeihen der öffentlichen Erziehung zu wichtig ist, als daß er nicht die eifrigste Beachtung der Behörden, der Geistlichen, und vor Allem der Lehrer selbst in Anspruch nehmen sollte. Ohne eine geordnete und strenge gehandhabte Disziplin ist kein Heil für unsere Schule zu erwarten, und das alte Prinzip der Autorität muß in derselben wiederum geltend gemacht werden, wenn Ersprießliches gehofft und erzielt werden soll.

Nro. 9. a.

Rheinische Blätter 1836. 3s Heft., von Diesterweg.

Der Bildungsfreund, von J. Th. Scherr.

Der Herr Verfasser ist ein Schweizer, er lebt in der Schweiz und wirkt für die Schweiz in Schweizer-, d. h. in republikanischen Gesinnungen. Er will deshalb sein Volk mit nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausrüsten, mehr und höher: sie mit Hochachtung und Bewunderung vor männlichen, mannhaften Tugenden und Thaten durchdringen und sie als Menschen und Bürger veredeln. Diesen großen und hohen Zwecken soll dieser „Bildungsfreund" dienen. Es ist ein Vergnügen, ein solches Buch mit bestimmten Zwecken und bestimmtem Gepräge in die Hand zu nehmen. Es wirkt wie ein ausgeprägter, scharf ausgemünzter Mensch mit seiner entschiedenen Persönlichkeit. Das will mehr besagen, als unsere gewöhnlichen, theils flachen, theils unbestimmten, für Alles passenden Lesebücher. In der Schweiz übt jeder Mann einen bestimmten Einfluß aus auf seine Umgebung. Er steht in einem organisirten, gegliederten Ganzen; er ist keine Null, sondern eine zählende Ziffer, deren Werth und Bedeutung von der Kraft des Einzelnen abhängt. Aber sie zählt; denn der Mann wirkt dort nicht bloß möglicher Weise durch die Schrift, sondern durch Wort und That. Ein solcher praktischer Wirkungskreis, nicht bloß für die Familie, sondern für die Gemeinschaft belebt und beglückt den Strebenden. Bei solcher praktischer Tüchtigkeit verschwinden alle leeren Ueberschwenglichkeiten, die absondernden Richtungen, die elenden Rechthabereien um ein wenig mehr oder weniger Rechtgläubigkeit, alle matt und elend machenden Gefühlserregungen — es gilt der Mann mit seiner Kraft und seinem Muth.

Das ist ein Buch aus dem Leben stammend und Leben weckend. Mit steigender Freude haben wir es kennen gelernt,

Aus Nro. 11 können die Realbuchmacher lernen, wie man in Lesebüchern die Naturgeschichte behandeln soll. Es ist ein Buch voll Muth. Schwächlinge werden vor seinem Inhalte erschrecken. Unter den Lehrern giebt es, leider! auch Solcher genug, welche in Lesebüchern nebelnden und pietistischen Inhalt und Anstrich lieben.

Geht man von solchen zu obigem Buche über, so ist es einem, als wenn man von dürrer Heide auf wasserreiche Fluren, aus einer Sumpfgegend in frische Alpenluft versetzt würde.

Anmerkung. Nicht so günstig hat Lorberg in der allgem. Schulzeitung geurtheilt (1837 Februar). Er ging aber von der ganz falschen Ansicht aus, als ob das Buch für etwa 10jährige Knaben bestimmt sei, während wir doch dasselbe dem Jünglingsalter zuweisen. Doch schließt auch Lorberg: Daß das Buch bei seinen vielen vortrefflichen Gaben auf manche Gemüther wohlthätig einwirken und bei gehöriger Umsicht auch in der Schule mit Nutzen gebraucht werden könne, soll damit nicht geläugnet werden. Die Rezension über die 2te Auflage (Nro. 37 der allg. Schulzeitung 1840) schließt auch Lorberg mit sehr günstigen und empfehlenden Worten. Doch sagt er unter Anderm, Diesterweg habe sich geäußert, sein unbedingtes Lob des Bildungsfreundes müsse wegen Meyer's Thierzeichnungen modifizirt werden.

Nro. 9. b.

Eine sehr ausführliche und gründliche Rezension in dem Schweizerischen Schulboten Nro. 35, Jahrg. 1835 schließt folgendermaßen:

Wir sind dem in dieser Sammlung dargebotenen Stoffe Schritt für Schritt gefolgt, haben unsere (freilich nur individuelle) Meinung ohne Hehl ausgesprochen und fassen dieselbe noch schlußwörtlich zusammen: Der Zweck, den sich der Herr Bearbeiter vorsetzte, war einer Ausführung würdig, ja dieses war wirkliches Bedürfniß; die Ausführung selbst ist in den meisten Theilen gelungen und musterhaft; auf jeden Fall steht das Ganze bis jetzt einzig in seiner Art noch da. Wenn in künftigen Auflagen einzelne Lücken ausgefüllt, eine noch strengere Sichtung und Bereicherung des Stoffes vorgenommen und einzelne Mißgriffe vermieden werden, dann wird der Werth dieser so sehr verdienstlichen Arbeit noch vollends gesteigert werden. Den Lehrern an höhern Volksschulen, so wie den Freunden

der Bildung in unserm theuern Vaterlande sei dieses Buch angelegentlich empfohlen.

Nro. 9. c.

Hiemit muß ich Sie, verehrtester Herr Direktor! bitten, mich morgen nicht zu erwarten. Ich bin ein wenig unpaß. Für das Geschenk bedanke ich mich schönstens. Bei einer neuen Auflage können Sie das schöne Werk noch verschönern und vervollkommnen, wenn Sie neben Müller den Lavater hinstellen, der für den individuellen Menschen eben so gehalt- und lehrreich ist, wie jener für den gesellschaftlichen.

Zürich, den 4. November 1834.

Mit Hochachtung und Ergebenheit
Hs. G. Nägeli.

Nro. 10.

Der Stadtrath von Luzern
an
Tit. Herrn Seminardirektor Scherr in Zürich.

Hochgeachter Herr!

Die zum Untersuche des hiesigen Stadtschulwesens niedergesetzte Kommission hat Ups zu Handen des Großen Stadtrathes ihren Bericht eingereicht und Uns zugleich bemerkt, daß sie das Gelingen ihrer schwierigen Aufgabe vorzüglich Ihren Einsichten und großer Mühe zu verdanken habe.

Indem wir Ihnen dafür Unsern wärmsten und lebhaftesten Dank zollen, ersuchen Wir Sie gleichzeitig, die inliegende Summe als Entschädigung Ihrer Auslagen und als ein kleines Zeichen Unserer Erkenntlichkeit annehmen zu wollen.

Empfangen Sie, Hochgeachter Herr! die Versicherung Unserer vollkommensten Hochachtung und Verehrung

Luzern, den 15. Juli 1835.

Der Vizepräsident:
Isaac.
Namens des Stadtrathes,
Der Stadtrathschreiber:
Zur Gilgen.

Nro. 11.

Hochverehrter Herr!

In Folge eines von Herrn Kantonalschulinspektor Helbling an Sie gerichteten Schreibens hatte ich schon zweimal die Ehre Ihr Adressat zu sein. Ich bin Ihnen darum über den Erfolg Ihrer verehrten Zuschriften vom 30. September und 1. Oktober einige Auskunft schuldig. Die erste traf mich noch in St. Gallen, als ich eben auf dem Punkt war, zu Herrn Wurst nach Altshausen zu reisen, um ihn durch persönliche Rücksprache, mündliches Auseinandersetzen der Verhältnisse, die im hiesigen Kanton seiner warten, kurz durch Abhandeln von Angesicht zu Angesicht zur Annahme der ihm übertragenen Seminardirektorstelle zu bewegen. Meine Erwartung wurde nicht getäuscht. In Altshausen selbst hatte ich bald Herrn Wurst und dessen Gattinn, die weit weniger widerstrebende, zum gewünschten Entschlusse gebracht. Herr Wurst reiste mit mir hieher, um sich vorläufig an dem Orte seines künftigen Wirkungskreises zu orientiren. Und so wäre nun der Mann unser, welchem wir im Vertrauen auf Ihre Empfehlung die hochwichtige Stelle eines Seminardirektors übertrugen. Möge derselbe nicht nur mit klarem Bewußtsein seine Aufgabe, mit festem ausdauerndem Willen, der Pflanzschule unserer Lehramtskandidaten vorstehen, sondern überhaupt in der begonnenen Reform unseres Primarschulwesens eine ähnliche durchgreifende Energie entwickeln, wie unsere Züricher Nachbaren es an ihrem Seminardirektor erfahren haben. Wir dürfen dieses um so eher hoffen, als Ihre Freundschaft, die Entschiedenheit Ihres Charakters und Wirkens auf den benachbarten Berufs- und Jugendfreund wohlthätig und vortheilhaft wirken wird. Mit etwas mehr Selbstvertrauen in sich und auf seine Kräfte wird, ich zweifle nicht, Herr Wurst nach seiner Weise auch ein Scherr für den Kanton St. Gallen werden können. Seine Stelle ist schön und beneidenswerth.

Ihnen, Hochverehrter Herr, sind wir zu danken verpflichtet für die vielfache Mühe, die Sie sich kosten ließen, um unsere Seminardirektorstelle mit einem Mann des Vertrauens besetzen zu können. Den schönsten werden Sie jedoch in dem Bewußtsein finden, auch durch dieses Verwenden im schweizerischen Vaterlande das Primarschulwesen gefördert zu haben, für dessen Aufnung Sie, Herr Direktor, ein schönes kräftiges Leben eingesetzt.

In Hochachtungsvoller Ergebenheit

St. Gallen, den 6. Oktober 1835.

N. N.

Nro. 12.

Hochverehrtester Herr Erziehungsrath und Direktor!

In der Sitzung vom 10. d. M. hat der hiesige Kantonsschulrath mit Einstimmigkeit den Beschluß gefaßt, Ihr vortreffliches „Erstes Lesebüchlein“ in den Schulen des Kantons Aargau einzuführen, jedoch mit einiger Veränderung und Vermehrung nach den besondern Bedürfnissen und den Umständen des Schulwesens im Kanton. Zu diesem Ende soll das Ansuchen an Sie ergehen, Ihre gefällige Einwilligung zum Abdruck Ihrer Arbeit in hiesigem Kanton zu geben, und ein Honorar für die Benutzung derselben zu bestimmen u. s. f.

Aarau, den 13. Herbstmonat 1835.

M. Schuler, Pfarrer und Mitglied des Kantonsschulraths.

Jos. Anton Frei, katholischer Pfarrer, Mitglied des Kantonsschulraths.

Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen sind ferner erschienen und durch jede Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Musikalien:

Berkmüller, A., 12 dreistimmige Lieder für die reifere Jugend. Erste und zweite Sammlung in 3 Heften. 1ste und 2te Stimme u. Baß. Quer 8. Jede Stimme à 4 kr. od. 1½ gr.

Gesänge für obere Primar- und Realschulen. 1ste u. 2te Stimme in einem Hefte und Baß in einem Hefte. Quer 8. Preis eines Heftes 18 kr. oder 4 gr.

Greith, J., vierstimmige Lieder für den Elementar-Chorgesang. 1ster und 2ter Sopran, Tenor und Baß. Quer 8. Jede Stimme 30 kr. oder 8 gr.

Lieder und Chöre für den Männergesang. Vierstimmig. Groß quer 4. Jede Stimme 16 kr. oder 4 gr.

— — für gemischten Gesang. Vierstimmig. Gr. quer 4. broch. Jede Stimme 16 kr. oder 4 gr.

Lieder für den appenzellischen Sängerverein. Erste bis dritte Sammlung. Vierstimmig. 1. und 2. Tenor, 1. und 2. Baß. 4. 1831. Jedes Heft 24 kr. oder 6 gr.

Sammlung dreistimmiger Lieder für ungebrochene Stimmen. 1s u. 2s Heft. 1e bis 3e Stimme. Quer 4. Jede Stimme 12 kr. oder 3 gr.

Schoch, J. J., Kinderlieder. (Dreistimmig.) 1s Heft. 1e—3e Stimme. 5e Aufl. qu. 8. 1839. Jede St. à 4 kr. od. 1½ gr.

Dessen 2s Heft. 1e—3e St. 4e Aufl. 1839. à 4 kr. od. 1½ gr.

Dessen 3s Heft. 1e— 3e St. 2e Aufl. 1838. à 4 kr. od. 1½ gr.

Dessen 4s Heft. 1e—3e Stimme. 1839. à 4 kr. od. 1½ gr.

Tobler, J. H., zwölf Lieder für vier Männerstimmen, von schweizerischen Dichtern. 1s und 2s Heft in 4 Stimmen. Jede Stimme 12 kr. od. 3 gr.

Volkslieder, schweizerische für vier Männerstimmen. Quer 8. geh. 15 kr. od. 4 gr.

Weißhaupt, Pfr., Liederkranz für den Männerchor. 1r u. 2r Tenor, 1r u. 2r Baß. gr. 4. Jede Stimme 18 kr. od. 5 gr.

— Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge, mit vierstimmigen, größtentheils leichten Melodien. Diskant, Alt, Tenor und Baß. gr. quer 4. Jede Stimme 24 kr. od. 6 gr.

— Sammlung von Liedern verschiedener Dichter und Tonsetzer. Erster und vierter Jahrgang. Vierstimmig. Diskant, Alt, Tenor und Baß. quer kl. 4. Jede Stimme 24 kr. od. 6 gr.

— zweiter Jahrgang. 2e Auflage. Vierstimmig. Jede Stimme à 20 kr. oder 5 gr.

— neue Sammlung von Liedern für den gemischten Chor. 1s — 3s Heft. Vierstimmig. Jede St. 10 kr. oder 3 gr.

Meine

Beobachtungen, Beſtrebungen

und

Schickſale

während meines

Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahr 1825 bis 1839.

Von

J. Th. Scherr.

Drittes Heft.

Periode von 1836 bis 1838.

Der Kampf widerſtrebender Meinungen über die Fortführung der Züricheriſchen Schulreform.

St. Gallen,
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1840.

I.

Die Zeit der feindlichen Gegenwirkung unter den Beförderern der Schulreform; Kampf und Beruhigung.

Nur mit innigem Widerstreben wende ich meine Erinnerung auf eine Periode zurück, in der so viele Keime des Unfriedens und des Unglücks liegen. Ich will mich bestreben, mit ruhiger Fassung die Vorgänge so zu schildern, wie ich sie aufgenommen habe. Gegen den Vorwurf absichtlicher Entstellung verwahre ich mich aufs feierlichste. Habe ich hie und da unrichtig aufgefaßt, so verzeihe man mir den Irrthum.

Das Personal des Erziehungsrathes hatte sich im Laufe der Jahre wesentlich verändert: Horner ruhte im Grabe, Dändliker, Hottinger und Troll waren ausgetreten. An die erledigten Stellen traten Pfr. Schoch, Staatsanwald Ulrich, M. Eßlinger und Dr. Zehnder. Pfr. Schoch, ein Schulmann von vielen Verdiensten, hatte, wie die meisten Pädagogen, seine eigenen Grundsätze und Meinungen, und diese wichen von den meinigen in manchen Beziehungen sehr ab; dazu kam bei ihm noch ein Hang zur Opposition in der schroffesten Ausdrucksweise, oft minder hart gemeint, als gesprochen — und so gestaltete sich zwischen ihm und mir eine nicht eben angenehme Gegenwirkung. Pfr. Bleuler, das fleißigste und beharrlichste Mitglied der 2. Sektion, stand in sehr intimen Verhältnissen zu Pfr. Schoch. Nägeli, obgleich in den letzteren Jahren viel billiger in Beurtheilung meiner Wirksamkeit, schloß sich doch meistens der Meinung an, die gegen mich opponirte. Dr. Zehnder und Pfr. Weiß folgten ihrer eigenen Ueberzeugung, die noch oft mit der meinigen zusammen

traf. Regierungsrath Hüni besuchte die Sitzungen selten, und so stieß ich häufig in der 2. Sektion auf eine Meinungsverschiedenheit, die je nach der Einwirkung des Präsidenten, Herrn Bürgermeisters Hirzel, sich zur Majorität gestaltete, und dieß war um so öfters der Fall, als ein ungünstiges Verhältniß zwischen Hirzel und mir immer stärker hervortrat. Ich hatte Hirzel namentlich durch mein ungenügend entschuldigtes Wegbleiben von der Schulsynode in Winterthur tief gekränkt, um so tiefer, als einige gegenseitige Zeitungserklärungen die Kränkung eher schärften, als verwischten. Am meisten aber schmerzte es ihn, daß in der öffentlichen Meinung bereits mir derjenige Preis zugetheilt wurde, den er als den schönsten Lohn seiner Bestrebungen verdient zu haben glaubte, nämlich den Ruhm, der Haupturheber der Schulverbesserung zu heißen. Dieser Ruhm aber wurde in der öffentlichen Meinung ziemlich entschieden mir zugewandt; mehrere Blätter sprachen sich so aus, z. B. der Schweizerbote in Nro. 49, Jahrg. 1835, und noch stärker Nro. 97, Jahrg. 1836; ebenso ein Luzerner Schulmann in Nro. 62 des Republikaners 1835.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dergleichen Aeußerungen haben Hirzel innig geschmerzt, und ich könnte ihm dieß um so weniger übel nehmen, da er mit außerordentlicher Sorgfalt dem Schulwesen ergeben war, und demselben große Opfer an Kraft und Zeit darbrachte. Während ich noch an der Blinden- und Taubstummenanstalt wirkte, hatte er schon die Amtsschule in Mettmenstetten gegründet, und als Oberamtmann des Bezirkes Knonau manche Schulverbesserung eingeleitet. Als ich im Jahr 1829 meine Artikel in den schweiz. Beobachter schrieb, ließ er seine werthvolle Schrift über die Schulverbesserung drucken, deren Inhalt er schon früher in der gemeinnützigen Gesellschaft vorgetragen hatte. Bei dieser Art

von Rivalität, wenn ich es so heißen darf, wirkte noch ferner abwendend mit, daß meine Ansichten und Anträge hinsichtlich des Verfahrens in amtlichen Geschäften, namentlich im Administrativen, oft sehr wesentlich von denen Hirzel's abwichen.

Meine Stellung in der 2. Sektion wurde immer unangenehmer. Häufig mußte ich auf meiner Minoritätsmeinung beharren, die dann in der Plenarsitzung zum Beschluß erhoben wurde, und das vermehrte den Verdruß und die Stärke der Opposition in der 2. Sektion, wo nun nicht selten heftige und äußerst beleidigende Vorwürfe gegen mich geführt wurden *). Das wirkte um so schmerzlicher auf mich, als ich bereits vier Jahre ohne Reiseentschädigung, ohne Taggeld, bei einer ohnehin geringen Besoldung wöchentlich zweimal, auch jeder Witterung trotzend, fast ohne eine einzige Absenz die Sitzungen besucht hatte, und somit ein Recht auf Anerkennung meines guten Willens und meiner Opfer zu haben glaubte. Mißmuthig wanderte ich manche Nacht heimwärts, und end-

*) Die Mitglieder der 1. Sektion waren für mich. Im Herbst 1835, als die Differenzen zwischen der 2. Sektion und mir immer stärker hervortraten, hatte Orelli, wol nicht ohne Billigung der Andern, Folgendes in Nro. 79 des Republikaners zur Aufklärung eines Mißverständnisses einrücken lassen:

„So viel der Unterzeichnete weiß, hat die 1. Sektion des „Erziehungsrathes, bestehend aus folgenden Mitgliedern: „Ferd. Meyer, Keller, Ulrich, Escher, Sulzer, Eßlinger, „Orelli, nie irgend eine Opposition gegen Herrn Seminar„direktor und Erziehungsrath Scherr gebildet. Im Gegen„theil, sie hat für die zweckmäßigen Anträge Herrn Scherr's „selbst pflichtmäßig gestimmt, wenn einzelne Mitglieder der „zweiten Sektion Anderes vorschlugen.

Zürich, den 30. September 1835.

Joh. Kasp. Orelli.

lich stand der Entschluß fest, aus dem Erziehungsrathe auszutreten. Ohne auch nur meinen vertrautesten Freunden Kenntniß zu geben, reichte ich mein Entlassungsgesuch ein, das der Große Rath in seiner Herbstsitzung 1835, namentlich auf eine umständliche Erörterung der Sachlage durch Regierungsrath Ed. Sulzer, einstimmig zurückwies, und dem Erziehungsrath auftrug, Vorschläge zu hinterbringen, wie mir der Besuch der Sitzungen erleichtert werden könnte. Die Verhandlungen und der Beschluß des Großen Rathes waren durchaus nicht geeignet, die Mißverhältnisse auszugleichen; ich meinerseits konnte nach einer so ehrenden Einladung nicht auf dem Gesuche beharren, und die Gegenseitigen hörten nun selbst die höchste Landesbehörde dasjenige Urtheil aussprechen, das sie aus öffentlichen Blättern so ungerne vernommen hatten. Ja selbst die Organe der aristokratischen Richtung sprachen für mein Verbleiben im Erziehungsrathe. Der Konstitutionelle, bekanntlich unter Dr. Bluntschli's Leitung, sagte in Nro. 78, Jahrg. 1835:

„Herr Seminardirektor Scherr hat sein Begeh„ren, aus dem Erziehungsrath entlassen zu werden, „wieder zurückgezogen *). Wenn irgend Einer von „Berufs- und Fähigkeitswegen in den Erziehungs„rath hinein gehört, so ist es Herr Scherr."

Der Sinn des großräthlichen Beschlusses war klar und deutlich: ich sollte nicht nur ferner den administrativen Einfluß im Erziehungsrathe behalten, sondern es sollte mir Erleichterung für diesen Zweck darin zu Theil werden, daß mir eine angemessene Entschädigung für etwaiges Fuhrwerk von

*) Eine Zurückziehung konnte nach einstimmiger Verweigerung nicht Statt finden.

Küsnach nach Zürich ausgesetzt und sogar meine Anzahl von Lehrstunden vermindert würde. Hirzel aber fand auch in diesem Beschlusse noch eine Seite, die seinen Projekten günstig werden könnte. Er drang auf ein neues Seminargesetz, wozu allerdings gute Gründe vorhanden waren, indem die fortschreitende Ausdehnung der Anstalt zu dem ersten einfachen Gesetze nicht mehr stimmte, und zugleich auf die Anstellung eines eigenen erziehungsräthlichen Referenten für das Volksschulwesen, wodurch eben dem Seminardirektor die wünschbare Erleichterung zu Theil werde, indem dann seine Anwesenheit im Erziehungsrathe keine Nothwendigkeit mehr sei *). Rasch und entschieden, wie in allen Dingen, wo er die Ueberzeugung des Rechts einmal angenommen, ging Hirzel an die Ausführung des Planes, und fertigte einen Entwurf zu einem neuen Seminargesetze und zur Aufstellung eines Referenten, der zugleich als Kantonalschulinspektor funktioniren sollte. Ich will zugeben, Hirzel habe die redlichste Ueberzeugung gehabt, daß durch diese Institutionen die Schulreform gewinnen werde; möchte dann aber auch die gerechte Anerkennung für mich fordern, daß meine bestimmte Opposition nicht aus persönlichen Rücksichten, sondern ebenfalls aus einer Ueberzeugung hervorgegangen, nämlich daß es für das Volksschulwesen und das Seminar von höchstem Nachtheil sei, wenn letzteres bloß als ein isolirtes Institut betrachtet, und nicht in steter Berührung zum Ganzen stehe. Die Vorberathungen in der Sektion wurden immer bitterer, und gingen nun sehr oft in persönliche Vorwürfe und Kränkungen über. Es kamen die Ausdrücke von Schultyrann, Schulpapst, von einseitiger Verstandesbil-

*) Die Ansicht, daß es besser wäre, der Seminardirektor säße nicht im Erziehungsrathe, wurde unverholen vor mir ausgesprochen.

dung aus dem Schoße der 2. Sektion hervor. Meine Lage wurde mir unerträglich, ich sehnte mich nicht nur aus dem Erziehungsrathe, sondern aus dem Seminar und dem Kanton Zürich hinweg. In solcher Gemüthsstimmung gab ich meine Entlassung von der Seminardirektorstelle ein. Das Gesuch ist vom 29. Februar 1836, es sind drei Motive angegeben, und im dritten unumwunden die Differenzen zwischen den Mitgliedern des Erziehungsrathes bezeichnet (Beilage 1). Der Erziehungsrath behandelte diese Eingabe am 12. März. Die Majorität der Behörde, namentlich fast alle Mitglieder der 1. Sektion, waren mit meinen Ansichten über die Schulreform einverstanden, und es wurde beschlossen, daß die Einladung an mich ergehen sollte (Beilage 2), auf meinem Gesuche nicht zu beharren. Regierungsrath Ed. Sulzer und Professor Escher übernahmen zudem den Auftrag, persönlich über die Sache mit mir zu reden, was von Ersterm auch wirklich geschah. Ich setzte nun in einer zweiten Zuschrift das dritte Motiv meines Gesuches offen und umständlich auseinander, indem ich auf eine Reihe von Thatsachen hinwies, welche mir bewiesen, daß mein Verhältniß zur 2. Sektion, die zugleich Aufsichtsbehörde des Seminars war, keine günstige, wirksame und erfreuliche Stellung mehr hoffen lasse. Der Erziehungsrath wiederholte einfach seine Einladung, und ich gab keine bestimmte Erklärung; so blieb die Sache schwebend.

Indessen hatte das Zerwürfniß schon in der Publizität hinlänglich Besprechung gefunden, und die Thurgauer Zeitung Nro. 30, Jahrg. 1836 suchte durch Spöttereien und unrichtige Angaben die öffentliche Meinung gegen mich zu kehren. Hier, wie in andern Organen der Freunde alter Ordnung, hatten Mitglieder der Geistlichkeit eine feindliche und gehäs-

sige Stimmung gegen mich geoffenbaret; ich werde jedoch diesen Punkt besonders besprechen.

Auch solche öffentliche Kränkungen trugen dazu bei, im Sinne meiner Entlassung weitere Schritte zu thun. Ich hätte es vorgezogen, einen Aufenthalt außer dem Kanton Zürich zu nehmen, und unterhandelte mit Herrn Apotheker Helbling in Rapperschwyl über den Ankauf des Gutes Meyenberg. Wir waren bereits über die Kaufsumme einig, als noch ein Umstand hindernd eintrat: ich glaubte, daß im Kanton St. Gallen nach Reichswährung gerechnet werde, Herr Helbling aber verlangte Züricher Währung. So kamen wir von einander. Ich unterhandelte mit Herrn Staub im Felsenhof in Männedorf; wir waren bis auf eine Kleinigkeit einig, und ich schickte ihm den förmlich ausgestellten und unterschriebenen Kaufaufsatz, in der Meinung, er werde denselben auch unterschreiben. Aber er zögerte, und als er einige Tage später zu mir kam, da war mein Jammer zu groß, als daß ich an dergleichen Dinge denken konnte: mein erster Sohn ward plötzlich von einer tödtlichen Krankheit befallen, und sein Tod machte mich einige Zeit zu jedem Entschlusse unfähig. Ich bemerke diese Umstände darum, weil mir meine Feinde, Alles zum Uebel verkehrend, vorgeworfen haben, es sei mir mit dem Entlassungsgesuche nicht ernst gewesen. Eine kleine Nachgiebigkeit von Seite des Herrn Helbling oder Staub hätte entschieden, meine Sache lag schon in des Letztern Hand.

Indessen hatte sich meine Stellung im Erziehungsrathe um Vieles verschlimmert. Hirzel, den nun auch Pfarrer Weiß kräftig unterstützte, hatte Escher, Meyer und Zehnder für seine Ansichten gewonnen. In Bezug auf die beiden Ersten mag der Umstand mitgewirkt haben, daß die Blätter der Radikalen heftig für mich Partei nahmen, während die Blätter der alten

Richtung, und so auch einflußreiche Geistliche, sich für Hirzel's Ansicht aussprachen. Die Vorberathung von Hirzel's Gesetzesentwürfen begann. Ich erschien in der Sitzung der 2. Sektion, erklärte aber, daß ich mit den Grundbestimmungen der Vorschläge durchaus nicht einverstanden sei, und gab namentlich zu Protokoll: daß ich es für zweckmäßig hielte, dem Seminar nicht definitiv, sondern nur temporär jene große Ausdehnung zu geben, die in dem Entwurfe angenommen sei. Die Majorität des Erziehungsraths nahm Hirzel's beide Entwürfe, den für ein neues Seminargesetz und den für den Referenten und Kantonalinspektor, an, und von der Zeit hatte Hirzel fortan eine Majorität gegen mich, die durch das nach Pfarrer Schochs Rücktritt eingetretene neue Mitglied, Herrn Schultheß, eine sichere Stimme gewonnen hatte. Die Sache machte unter dem Lehrstand große Sensation. Durch Zuschriften hatte er sich an mich gewendet, daß ich auf dem Posten bleibe, durch Petition an die Behörde, daß der Gang der Schulreform nicht geändert werde. Die liberalen Blätter erhoben sich überall für mich, die andern gegen mich: so wurde allmälig meine Sache eine politische.

Die Minorität des Erziehungsrathes, bestehend in Ed. Sulzer, M. Eßlinger, Keller, Ulrich, Orelli und mir selbst, überreichte dem Regierungsrath, an welchen die Gesetzesvorschläge zur Begutachtung für den Großen Rath übergingen, eine ausführliche Zuschrift in Bezug auf den Vorschlag wegen eines Referenten und Kantonalinspektors. Der Regierungsrath beschloß hierauf, diesen Vorschlag einstweilen gar nicht vor den Großen Rath zu fördern, und gegen das neue Seminargesetz erhob sich in der höchsten Landesbehörde eine mächtige Opposition. Hirzel vertheidigte seinen Entwurf mit aller Kraft der Rede, und zuletzt mit leidenschaftlicher Heftigkeit, indem er die Klage

gegen mich, als ob ich die Seminarlehrer wie Knechte behandeln und wie ein „Schulpapst" gebieten wolle, bitter und schonungslos selbst in den Schoß des Großen Rathes ausgoß. Dieser aber beschloß mit großer Mehrheit, der Entwurf sollte an eine Kommission zur nochmaligen Prüfung zurückgewiesen werden. Die Kommission ward größtentheils aus Männern gebildet, die meine Ansichten theilten. Sie zog mich als Experten in die Berathung, und ich bekam großen Einfluß auf die Gestaltung des neuen Gesetzes. Ich fühlte, daß Hirzel über den Gang der Sache, und noch mehr über die offenbare Unterstützung, die ich im Großen Rathe fand, tief gekränkt sein mußte; darum hielt ich es für Pflicht, nur da auf Aenderung anzutragen, wo ich die vorgeschlagenen Bestimmungen für durchaus nachtheilig fand. Ich befliß mich der größern Nachgiebigkeit, um wo möglich den immer stärker hervorbrechenden Groll zu dämpfen und zu schlichten. Der veränderte Entwurf wurde im Herbstmonat 1836 zum Gesetz erhoben. Das Seminar erhielt eine große Erweiterung. Neben dem Direktor wurden noch vier Hauptlehrer für Religion und Geschichte, Mathematik, Realien, französische Sprache angestellt, und überdieß zwei Hülfslehrer; die Anzahl der Zöglinge durfte bis auf 100 ansteigen; die Kosten bis auf 15,000 Franken jährlich. Die Besetzung der Lehrstellen ging rasch und ohne bedeutende Anstände vor sich. Dr. Haupt, Professor der deutschen Sprache an der Kantonsschule in Aarau, wurde zum Lehrer der Religion und Geschichte berufen und zugleich zum Stellvertreter des Direktors ernannt; zum Lehrer der Mathematik wurde Wilh. Denzler von Zürich gewählt, für Realien der bisherige Hülfslehrer Kohler von Thalheim aus Württemberg, zum Lehrer der französischen Sprache Heinrich Meyer von Seebach Kanton Zürich, zum ersten Hülfs-

lehrer Jakob Fischer aus Württemberg, zum zweiten Heinrich Zollinger von Feuerthalen Kanton Zürich. Eine eigene Aufsichtsbehörde sollte neu gewählt werden, und die nächste Arbeit war, ein neues Reglement für diese Behörde zu entwerfen. Diese Arbeit übernahm Hirzel, und die Bestimmungen zeigten ganz klar, daß er seine Ansichten keineswegs geändert habe. Das Mißtrauen gegen den Direktor trat noch schärfer hervor in dem Reglement, als in dem frühern Gesetzesentwurfe; aus vielen §§ ersah man deutlich das Bestreben, das Ansehen und den Einfluß desselben zu schmälern und zu beschränken, hingegen die übrigen Lehrer zu heben. Durch Majoritätsbeschluß des Erziehungsrathes erlangte das Reglement die Sanktion. Mein Entlassungsgesuch war noch nie wirklich erledigt; der Erziehungsrath drang weiter auf keine Erklärung, und ich selbst wollte nun zuerst den neuen Gang der Sache prüfen, ehe ich eine solche unverlangt abgäbe.

Das Reglement, nach seinem Inhalte in mehrern Punkten offenbar im Widerspruche mit dem Sinn und Geiste des Gesetzes, wurde mit großer Aengstlichkeit gehandhabt. Es war sehr begreiflich, daß bei diesem sichtbaren Mißtrauen von Oben herab gegen die sogenannte Gewalt des Direktors auch einige Lehrer sehr sorgfältig über ihre reglementarische Befugnisse wachten. Die Leitung der Anstalt mußte immer größern Schwierigkeiten unterliegen, da die amtlichen Aufträge nunmehr fast alle durch die gesammte Lehrerschaft unter Vorsitz des Direktors sollten erfüllt werden. Bald zeigte sich das Unpraktische einer solchen Einrichtung, indem die Lehrerschaft selten über die amtlichen Geschäfte ganz gleicher Meinung war. So mußten dann Majoritäts- und Minoritätsanträge aufgenommen werden, und der Direktor hatte bloß die Aufgabe, solche zum Theil

sehr ungeeignete Beschlüsse der Lehrerschaft an die Aufsichtsbehörde zu expediren. Kleinere Parteiungen konnten nicht ausbleiben; oft nahmen solche Geschäfte das Nachdenken der Lehrer mehr in Anspruch, als der Unterricht selbst. Das frühere friedliche und übereinstimmende Wirken war gestört, ein häufiger unmittelbarer Verkehr einzelner Lehrer mit Gliedern der Aufsichtsbehörde vermehrte noch die unangenehme Stellung des Direktors und anderer Lehrer. Reibungen und Mißverhältnisse waren unvermeidlich. Wie ich die Sache genauer prüfte und überlegte, so überzeugte ich mich, es könne unmöglich gut gehen, und nun kam ich auf das unerledigte Entlassungsgesuch zurück, und erneuerte dasselbe ehrerbietig aber bestimmt und fest, um so mehr, da ich bei einigen, wie ich glaubte, sehr gerechten Beschwerden, von denen ich nachher reden werde, keine gehörige Rücksicht bei der Aufsichtsbehörde gefunden hatte. Am 24. Juli 1837 erneuerte ich das unerledigte Entlassungsgesuch; auch die Lehrer Kohler und Zollinger gaben ihre Demission. Der Erziehungsrath beschloß, Dr. Keller und Professor Orelli an mich abzusenden, um die Sache mit mir zu besprechen. Ich erklärte ihnen, daß unter dem bestehenden Reglement mir die Erfüllung der Pflichten, die das Gesetz hinsichtlich der Leitung der Anstalt von mir fordere, unmöglich sei, und so müsse ich auf meiner Entlassung beharren. Am 26. August 1837 beschloß der Erziehungsrath, mir die verlangte Entlassung in ehrenvoller Form zu ertheilen, aber eine Minorität rekurirte gegen die Vollziehung des Beschlusses an den Regierungsrath. Die öffentlichen Blätter hatten die Sache mit großer Heftigkeit besprochen; je leidenschaftlicher die Organe der geistlichen und städtischen Partei sich gegen mich aussprach, desto mehr glaubten sich die Liberalen, die in den obersten Behörden die Mehrheit bildeten, meiner annehmen zu

müssen, und immer mehr und mehr war ich selbst in der Lenkung meines Schicksals ohne freie Kraft: meine Angelegenheit und meine persönliche Stellung bildeten jetzt den Mittelpunkt politischer Streitfragen, und als gerade zu dieser Zeit Dr. Bluntschli mit einer Schmähschrift *) gegen mich auftrat, die meine Freunde eben so sehr, als mich selbst entrüsten mußte, da ward meine Sache der Gegenstand, über dem die politischen Parteien ihre gegenseitige Stärke prüfen wollten; dieselbe hatte eine solche allgemeine Bedeutung gewonnen, daß der Regierungsrath mit der Entscheidung des Rekurses zögerte. — Der Große Rath trat zusammen, und Obrist Weiß von Fehraltdorf stellte den 27. September 1837 eine Motion in der Seminarangelegenheit. Heftig war der parlamentarische Kampf: während die eine Partei, an ihrer Spitze Weiß, Keller, Ulrich u. A. meine Leistungen bis an den Himmel erhob, suchte Hirzel dieselben möglichst herabzusetzen. Acht Kapitel der Lehrerschaft des Kantons wandten sich an den Großen Rath in gedruckten Zuschriften, in welchen sie die mir vorgeworfene Schultyrannei als eine Verleumdung erklärten. Auf Statthalter Billeter's Antrag ward mit 123 Stimmen gegen 59 beschlossen, es soll eine Kommission zur Untersuchung der Punkte im Gesetze, welche so verschieden ausgelegt würden, niedergesetzt sein; gegen den bisherigen Seminardirektor aber spreche der Große Rath die Erwartung aus, es werde derselbe bis zur Erledigung der Sache in seiner Stellung beharren (Beilage Nro. 3). So mußte ich nochmals dem Einflusse höherer Kämpfe meinen Willen unterordnen. Wie ich während dieses Kampfes, in welchem Alles über mich gesagt und geschrieben, was man Gutes und Böses über einen Menschen urtheilen kann, gelitten, will ich nicht ausdrücken, und mein Herz

*) Darüber einige Worte später.

war um so tiefer verletzt, da auch diesmal, wie im vorigen Jahre, ein besonderer Schlag mich traf. Gerade in der Zeit nämlich, da die öffentliche und amtliche Meinungsäußerung mein Urtheil fällen sollte, gerade in dieser Zeit ergriff die fürchterliche Krankheit, an der mein erster Sohn gestorben, auch den zweiten, und unter dem Lärm der kämpfenden Parteien trug ich ihn zu Grabe.

Unter der Zeit, da die Kommission ihren Auftrag in Berathung zog, that ich einen Schritt, der meiner Sache bedeutend schadete. Ich hatte nämlich im Jahr 1837 ein Heimwesen in Küsnach angekauft, und die Wohnungen mit ansehnlichen Kosten ausgebaut, in der Absicht, nach meiner Entlassung dieselben zu beziehen. Die amtliche Wohnung, die ich im Seminargebäude frei inne hatte, ward als ein wesentlicher Theil meines Einkommens betrachtet, als eine Nutznießung, keineswegs als eine Amtslast. Noch fehlte dem Lehrlokal ein Saal für die Gesangübungen, und überhaupt namentlich im Winter angemessene Räumlichkeiten. Da in dem Gesetze das Bewohnen des Seminargebäudes nirgend als eine Nothwendigkeit bezeichnet war, so glaubte ich der Anstalt ein Opfer zu bringen, wenn ich auf die freie Wohnung und die Benutzung des Gartens verzichtete. Ich that dieß in einer Zuschrift an den Erziehungsrath mit der nachträglichen Erklärung, daß ich diese Nutznießungen ganz unentgeltlich abtrete. Zugleich erklärte ich, einem Lehrer oder andern Manne, der einen Theil meiner bisherigen Amtswohnung in Besitz nähme, die 400 Franken zu überlassen, welche ich für Holz, Licht, Feurung und Reinigung des Lehrlokals bezogen habe, insofern derselbe diese Leistungen übernehmen würde. Aber jedes, auch das unbefangenste Anerbieten wurde mir zum Bösen gedeutet, es hieß: „Herr Scherr will mit dieser Erklärung entweder das erzielen,

daß er in seinem Hause unter Beibehaltung der Direktorsstelle noch eine eigene Lehranstalt errichten könne; oder er wird eben auf alle Vorgänge und Rücksichten im Großen Rathe keinen Werth setzen, und das Anerbieten der Wohnung soll nur der Vorwand zu einem neuen Motiv sein, um sein beschlossenes Aufgeben der Stelle am Seminar zu beschönigen." Ja einige öffentliche Stimmen gingen noch weiter, und behaupteten, ich habe das Ausziehen aus dem Seminar als eine entscheidende Bedingung gestellt, ohne deren Erfüllung ich gewiß auf meiner Demission beharren müßte. Diese Deutung der Dinge war geeignet, mir jedenfalls zu schaden, selbst auch in den Augen der Majorität des Großen Rathes, die sich meiner Sache mit so vieler Zuneigung angenommen hatte. — Der Erziehungsrath beschloß, er könne das Anerbieten nicht annehmen, der Direktor müßte im Seminargebäude wohnen *). Die großräthliche Kommission aber nahm einen besondern § in ihre Anträge auf, welcher künftighin den Direktor gesetzlich verpflichtete, im Seminar zu wohnen.

Im Großen Rathe erneuerte sich den 20. Christmonat 1837 der heftigste Parteikampf. Bei dicht besetzten Gallerien dauerte die Diskussion bis tief in die Nacht, und artete zuletzt in eine Leidenschaftlichkeit aus, wie man sie selten im Großen Rathe in Zürich wahrgenommen. Hirzel ging zu persönlichen Anklagen über, und behauptete, er vermisse an mir jene große Eigenschaft, die er an Keller, Rickli und Wehrli bewundere, bei denen nicht bloß eine Verstandesrichtung vorwalte; es fehle mir an Begeisterung u. dgl. Die Diskussion

*) Es ist zu bemerken, daß die Seminaristen nicht im Seminargebäude wohnten, sondern zerstreut in den Häusern der Einwohner Küsnach's. 1839/40 als ich nicht mehr aktiv war, fand es keinen Anstand, daß mein Stellvertreter auswärts wohnte.

mußte unter fast tumultuarischen Auftritten unterbrochen werden. Die Parteinamen Hirzelianer und Scherrianer wurden gebräuchlich. Der Beschluß war allerdings ein Sieg für meine Ansichten, indem die Kollegialleitung verworfen und die Direktorialleitung aufs deutlichste festgesetzt wurde. Die Aufsichtsbehörde reduzirte der Beschluß von 7 auf 5 Mitglieder, verordnete eine neue Wahl und ein neues Reglement; auch wurde bestimmt, daß künftighin die Entlassung eines Seminardirektors vom Regierungsrathe bestätigt werden müßte. Wenn auch der Antrag, daß der Direktor im Seminargebäude wohnen müsse, ebenfalls angenommen wurde, so zeigte sich bei den Erneuerungswahlen des Erziehungsrathes ganz klar, daß dieß keineswegs aus einer feindlichen Stimmung gegen mich geschah; denn dasjenige Mitglied, das am eifrigsten Hirzel's Plane fördern geholfen, wurde bei der Erneuerungswahl übergangen, und Fürsprech Furrer, der entschieden auf Seite meiner Freunde stand, an seine Stelle gewählt.

Die neue Aufsichtsbehörde ward auf eine für mich günstige Weise zusammengesetzt; mein Freund, Obrist Weiß, wieder in den Regierungsrath gewählt, saß in derselben, und noch zwei Männer, Oberrichter Ammann und Rektor Reinhard, von welchen beiden ich keinerlei unfreundliche Gegenwirkung zu fürchten hatte. Den Entwurf des neuen Seminarreglements sollte ich selbst verfertigen, und es ward derselbe mit nur wenigen wesentlichen Veränderungen nach reiflicher Berathung angenommen. Jetzt erging die Aufforderung an mich, eine Erklärung abzugeben, über das immer noch unerledigte Entlassungsgesuch; während einer erlangten Bedenkzeit kam ich zum Entschlusse, die Lehrstelle der deutschen Sprache und Pädagogik zu behalten, und die Direktorsstelle einem Andern zu überlassen. Durch diese Erklärung

hoffte ich Alle zu befriedigen, und so den besten Beweis zu geben, daß es mir bei dem Direktorialstreit nicht um persönlichen Vortheil, sondern lediglich um das Beste der Anstalt zu thun sei. Mit vieler Sorgfalt schrieb ich die Erklärung, theilte sie Herrn Pfarrer Bullinger, Herrn Wild, Dändliker und Denzler mit, und war eben im Begriff, sie an den Präsidenten des Erziehungsrathes abgehen zu lassen, als ich es für Pflicht erachtete, doch vorher Regierungsrath Weiß, dem festen Kämpfer für meine Sache, mitzutheilen. Die Antwort desselben zeigte, daß er über diesen Entschluß aufgebracht sei; seine Aufforderung ergriff mich innig, ich zögerte (Beilage Nro. 4). Unterdessen schien sich Alles zum aufrichtigen wahren Frieden zu neigen! Es war nämlich im Laufe des Sommers das Seminar heftig und höchst gefährlich angegriffen worden. Die evangelische Kirchenzeitung, das Organ der streng Orthodoxen, machte dem Religionslehrer des Seminars, Dr. Haupt, Vorwürfe über seinen Unterricht. Es führte zu Erklärungen und Erläuterungen, und etliche sehr angesehene Geistliche, darunter Kirchenrath Bullinger und Dekan Hafner, standen mit Namensunterschrift öffentlich zu jenen Vorwürfen. Die Anklagen wurden immer heftiger, es war von unwürdigen Aeußerungen über Bibelstellen, von ungeziemender kritischer Behandlung der heiligen Schrift die Rede. Das war ein harter und schwerer Schlag für die Anstalt, und die furchtbaren Folgen zeigten sich bald darauf, wurden aber größtentheils rächend auf mich gewälzt.

Hirzel mochte die Gefahr zum Theil ahnen, und nun schien es ihm selbst sehr daran gelegen, daß der Friede hergestellt werde, und das Seminar unter einer kräftigen Leitung bessern Schutz erlange. Er fragte mich in einer Sitzung des Erziehungsrathes, ob ich unmittelbar nach derselben auf Küs-

nach zurückkehre, ich erwiederte: Ja, insofern die Geschäfte nicht zu lange dauern. Bald wurden diese geschlossen, und Hirzel ging mit mir den See entlang. Er sprach nun offen seinen Wunsch aus, daß jetzt der Streit geschlichtet sein möchte, und namentlich auch unter der Lehrerschaft des Seminars der Friede aufrichtig hergestellt werden sollte. Ich erklärte, daß ich Nichts so sehr wünsche, und daß ich hiezu gerne Hand bieten wolle; es sei bloß erforderlich, daß die sämmtlichen Lehrer meine amtliche Stellung nach ihrer vollen Bedeutung anerkennen, und sie dürfen von meiner Seite einer freundschaftlichen und loyalen Behandlung versichert sein; ich sei auch überzeugt, die Lehrer werden mit weniger Widerstreben die Direktorialleitung anerkennen, sobald sie von Oben herab nicht zur ängstlichen Eifersucht gereizt würden. Hirzel lud mich ein, morgen Mittags bei ihm in der Wohnung seiner Frau Mutter in Küsnach den Kaffee zu trinken, er wolle dann auch Dr. Haupt dazu einladen. Die Besprechung endigte mit der gegenseitigen Zusicherung freundschaftlicher Gesinnungen. Einige Tage darauf kam auch der Lehrer der französischen Sprache, Meyer, und betheuerte mir, daß er Nichts so sehr wünsche, als Frieden und Freundschaft, und wie er Alles vermeiden werde, was mich kränken und das gute Verhältniß stören könnte. Ich sprach meine Freude über diese Wendung der Dinge aus, und versicherte, daß ich keinen persönlichen Groll hegen, sondern gerne eine freundliche Stellung befördern werde. In der nächsten Sitzung der Seminaraufsichtsbehörde wurde ebenfalls der Wunsch ausgesprochen, daß ich mein Entlassungsgesuch zurückziehen möchte, und daß ich jeder Unterstützung und Theilnahme von Seite der Aufsichtsbehörde versichert sein dürfe.

Bei solcher Gestaltung der Dinge, die namentlich noch durch des trefflichen Oberlehrers Ruegg's Eintritt in den Er-

ziehungsrath sich befestigt hatte, erklärte ich dem Erziehungsrathe am 1. November 1838: „Da durch die persönliche Einwirkung des Präsidenten des Erziehungsrathes nunmehr in sämmtlichen Seminarlehrern die Ueberzeugung Wurzel gefaßt zu haben scheint, daß nur in einem geneigten und friedlichen Zusammenwirken und in pflichtmäßiger Anerkennung der amtlichen Rechte des Direktors das Wohl der Anstalt gefördert werden könne; da ferner die Aufsichtsbehörde bei dießfälliger besonderer Rücksprache in ihrer Sitzung am 25. Oktober aufs klarste die Ansicht an den Tag gelegt hat, die Bestimmung des neuen Reglements in allen Beziehungen mit einmüthiger Kraft zur Ausführung fördern zu helfen: so halte ich es unter so gestalteten Verhältnissen für meine Pflicht, meinen Dienst noch ferner dem Seminar und dem Volksschulwesen zu widmen."

Hirzel hatte mir freundlich geschrieben (Beilage 5), und versprach nun das Seminar bald zu besuchen, um dadurch öffentlich das Zeugniß abzugeben, daß der schlimme Streit geschlichtet und der Friede hergestellt sei.

So schien sich gegen das Ende des Jahres 1838 Alles gut zu gestalten. Ich aber fühlte nur zu tief, daß dem neuen Volksschulwesen, dem Seminar und namentlich mir selbst, wenn auch siegreich in allen Kämpfen, schwere und kaum zu heilende Wunden geschlagen waren. Hirzel's Klagen über einseitige Verstandesrichtung, über Vernachlässigung der sittlichen und religiösen Bildung, über den Geist der jungen Lehrerschaft: diese Klagen von einem Manne, an dessen aufrichtiger Theilnahme für Volksbildung Niemand zweifeln konnte, mußten überall Bedenken aufregen, und den Feinden des neuen Schulwesens die stärksten Waffen in die Hände geben. Zwar hatte ich während des Kampfes von den angesehensten und theils auch trefflichsten Männern Beifall und Ermunterung geerntet;

so gab mir Bürgermeister Heß (Beilage Nro. 6) unverholen zu erkennen, daß er meiner Ansicht beipflichte; Gujer hatte mich persönlich besucht, um gegen meinen Rücktritt zu sprechen; bei den Sängervereinen in Illau und Küsnach traten Redner für meine Sache auf; Fellenberg schrieb mir schmeichelhaft. Die Seminardirektoren Keller, Rietschi und Wurst sprachen mir Muth ein, und aus den vielen Besuchen der Schulmänner und Volksfreunde that besonders derjenige eines Enkels von Franklin wohl (Beilage Nro. 7, a, b, c): aber mir ahnete, ein neuer gewaltiger Sturm werde über die junge Schöpfung hereinbrechen. Darum ging ich mit großem Eifer daran, den Bau so weit zu vollenden, daß er sichrer den Angriffen trotzen könnte. Auf meine Anregung wurde der schon vor drei Jahren eingereichte allgemeine Lehrplan (2. Heft) und die seit fünf Jahren provisorisch angeordneten Lektionspläne (2. Heft) mit den Anleitungen zur gleichzeitigen Klassenbeschäftigung definitiv berathen, mit einer Instruktion für die Bezirksschulpfleger vermehrt, und von mir eine Art katechetische Anleitung zur Prüfung und Beurtheilung der einzelnen Schulen und zu rechter Auffassung der Bildungsstufen beigeben. Dann ward eine vollständige Sammlung aller Gesetze, Reglements, Verordnungen und Beschlüsse über das Volksschulwesen angeordnet, und ich erhielt den Auftrag, die Herausgabe zu besorgen. Ich fügte dem Werke noch eine Statistik bei, die nur mit großer Mühe zu Stande kam. Da das Ganze mir vor Augen lag, war's mir, als ob eine Stimme zu mir spräche: Jetzt ist dein Werk vollendet! Aber ich sah mit Freude auf dasselbe, und ging beruhigter hinüber in den neuen Jahreslauf 1839.

II.

Der Schulpapst, Lehrertyrann und Seminardespot.

Ich habe im vorhergehenden Abschnitte auf die Hauptquelle der Zerwürfnisse hingewiesen, die zwischen Männern entstanden, welchen wohl gegenseitig ein guter Wille für Volksbildung nicht abgesprochen werden kann. Es dürfte aber nothwendig sein, einzelne Vorwürfe, die gegen mich gerichtet worden sind, etwas näher zu beleuchten, und hier kommen die Ausdrücke „Schulpapst, Lehrertyrann und Seminardespot" zunächst in Betracht.

Unter einem Schulpapste kann man nicht wohl einen Andern verstehen, als einen Solchen, der bei zugesprochener Unfehlbarkeit auch im Besitz einer unbegränzten Machtvollkommenheit sich befindet. Prüfen wir nun, in wiefern mir diese Unfehlbarkeit je zugesprochen worden sei. Etwa in Bezug auf die Auswahl der Lehrmittel? Nein, denn nicht ein einziges Lehrmittel wurde auf mein Urtheil angenommen oder verworfen. Es geschah dieß jedesmal auf Bericht und Antrag von Kommissionen, in deren keiner ich als Mitglied gesessen; nach dem Kommissionalgutachten kam die Vorberathung der 2. Sektion, und endlich der Beschluß des Erziehungsrathes. Etwa in Bezug auf Lektionspläne, allgemeinen Lehrplan, Disziplinarordnung? Nein! denn hier fertigte ich wohl auftragsgemäß die ersten Entwürfe; aber sie wurden jedem Schullehrer, jedem Schulvorsteher längere Zeit zur Prüfung und Begutachtung übergeben, und erst nach reiflicher Vorberathung von besondern Kommissionen, von der 2. Sektion und dem ganzen Erziehungsrathe erhielten sie unter mannigfaltigen Aenderungen die Sanktion. — Etwa in Hinsicht auf die Befähigung der einzelnen Schulaspiranten? Nein! denn es bestand ein strenges und genaues Prüfungsreglement,

10 — 12 Zeugen waren gegenwärtig; ich durfte, wie jeder Seminarlehrer, nur in meinen Fächern prüfen, und die Befähigungsnote hing vom Urtheil der gesammten Kommission ab, und hiebei hatte ich, wie jeder Lehrer und Zeuge bloß Eine Stimme. — Etwa in Rücksicht auf Anstellungen? Nein. Der Erziehungsrath bildete die Wahlvorschläge, und die Gemeinde wählte. Daß bei diesem Vorschlag ein Mitglied des Erziehungsrathes in Anfrage gesetzt wurde, war unerläßlich, und daß ich meistens dieses Mitglied war, schien ganz begreiflich, weil ich das Personal der Kandidaten besser kannte, als jedes andere Mitglied.

Worin denn mag dieß Papstthum bestanden sein? Darin, daß ich mir durch unermüdliche Nachforschung, durch rastlose Thätigkeit, durch Reisen, durch Rücksprache mit den Lehrern und Schulvorstehern, durch eine stete Vergegenwärtigung des ganzen Schulwesens eine solche Einsicht und Kenntniß über Lokal- und Personalverhältnisse, über den Stand und die Verhältnisse der einzelnen Schulen, über die Mängel und Fehler im Organismus verschafft hatte, wie sie eben, ich darf dieß ohne den Vorwurf der Unbescheidenheit sagen, kein anderes Mitglied des Erziehungsrathes besaß. Dieß gewährte mir ein Uebergewicht, dem die Schwächern häufig mit der unwilligen Aeußerung: „ich muß dem Antrag folgen" mit ihren Ansichten und Anträgen weichen mußten. Hierin lagen die Gründe und Ursachen, aus denen der Ehren- oder Spottname „Schulpapst" hergekommen. Hüte sich in den Behörden kleiner Republiken ein Jeder davor, daß er nicht mehr wisse und einsehe, als die meisten seiner Kollegen, denn die dadurch errungene Macht wird ihm zur größten Schuld angerechnet werden.

Mit dem Pabstthum war es, wie bereits bewiesen ist, als einem solchen eben nicht weit her; gehen wir zum „Lehrertyrann“ über. Hier muß die Sache einen sehr gefährlichen Charakter getragen haben, denn höre man nur die furchtbare Anklage, wie sie in Nro. 74 (1837) des schweizerischen Konstitutionellen zu lesen ist:

„Er führte, von dem Kollegium seiner Kardi„näle berathen und unterstützt, das eiserne Zep„ter ..... der Kampf, der jetzt gekämpft wird, ist „ein Kampf des Gesetzes und der Freiheit gegen die „persönliche Uebermacht und Beknechtung; mögen „darüber das Land und seine Vertreter durch heuch„lerisches Geschrei und leere Phrasen sich nicht „täuschen lassen, und mit männlichem Muthe für „das schwer errungene, freie und gleiche Recht in „die Schranken treten. Ist die Freiheit einmal auf „einer Seite gefallen, dann wird und muß sie „untergehen.“

Welch ein Bild wird sich der fremde Leser bei diesem großartigen Aufruf zum Freiheitskampfe von dem Kanton Zürich machen? Ungefähr so: Da ist ein Mann, der gebietet über tausende von bewaffneten Armen. Die besten Bürger schmachten im Kerker; Furcht und Grauen in allen Hütten. Kein Gesetz gilt mehr, nur der Machtspruch Dessen, der mit eisernem Zepter Jeden niederschmettert, der einen freien Blick, ein widersprechendes Wort wagt. Ein fürchterlicher Gewaltmensch wüthet über dem Leben und den Gütern der sonst freien Bürger.

Welch eine ruhmvolle That des Konstitutionellen, unter solchen Gefahren noch offen zum heiligen Kampfe aufzufordern!

Wo ein Tyrann ist, da müssen auch Tyrannisirte sein. Diese sind hier das Volk der Ludimagister. Diese fühlten die blutigen Streiche des Grausamen, sie schüttelten jammernd die Ketten, und ihre schmachtenden Weiber und Kinder rangen die Hände zum Himmel um Erbarmung; darum, als der Wütherich endlich über Blut und Leichen, wie ein zweiter Sulla, ablegen wollte die unbeschränkte Gewalt, da standen sie auf, und — baten ihn dringend, daß er ferner ihr starker Freund und Beschützer bleibe.

Nehme man uns nicht übel, daß wir einen Augenblick aus dem Ton ernster Erörterung in das Gebiet der Ironie hinübergekommen. Der Aufruf war zu lockend!!

Schon vor der Schulreform hatte ich mich freundlich und hülfreich dem züricherischen Schulstande angeschlossen. Viele Lehrer haben jene Zusammenkünfte noch in freundlichem Andenken. Und als die schöne Zeit einer bessern Zukunft herein brach, da kämpfte ich für ihre Bildung und Erhebung überall mit, in Rede, Schrift und That. Die züricherischen Volksschullehrer wußten es, daß das Gesetz „Die vom „Erziehungsrathe unbedingt fähig erklärten Leh„rer sind in der Ausübung ihres Berufes insofern „selbstständig, als sie sich einzig an die Schulge„setze und Schulordnung zu halten haben, und „von den Forderungen und Meinungen einzelner „Mitglieder der Schulbehörden so wie der Schul„genossenschaft, unabhängig sind *)," von mir entworfen war.

Die Schullehrer wußten es, daß ich, als ein bedrohliches Feilschen um das kleine Einkommen Statt finden sollte,

*) Wird dieser § auch noch gelten, nachdem der Tyrann gefallen?

in einem gedruckten Berichte über das neue Schulgesetz an den Großen Rath die Worte richtete:

„Ohne gute Schulen kein Heil für das Volk; ohne gute Lehrer keine guten Schulen; ohne genügendes Einkommen keine guten Lehrer."

Als im Jahr 1833, nachdem die ersten Seminaristen einen einzigen Jahreskurs vollendet, die Noth der Schulen zwang, sogleich mehrere Zöglinge auf Stellen zu senden; da waren alle betrübt, daß sie schon jetzt die Anstalt verlassen müßten; aber als ich ihnen vorstellte, es sei zum Wohl des Ganzen ein solches Opfer wünschbar, da gingen sie auch auf die geringsten Stellen. Sie waren überzeugt, daß ich ihre und der Schulen Wohlfahrt im Auge habe, darum folgten sie meinem Worte als Freie, nicht als Knechte.

Als im Jahr $18\frac{33}{34}$ die harte Maßregel der Prüfung aller Lehrer durchgesetzt wurde, da kamen viele der ältern bessern Lehrer klagend zu mir. Aber ich konnte sie mit der Versicherung trösten, daß jede Unbilligkeit und alle Demüthigung ferne sei. Und die Lehrer stellten sich, und die meisten schieden mit Dank für die achtungsvolle und humane Behandlung. Keine meiner eignen Tagesstunden war mir zu kostbar, keine Stunde der Nacht zu unbequem: ich widmete sie der Berathung, Tröstung und Unterstützung der Lehrer, die zu mir kamen.

Ich kannte sie alle, jeden mit Namen und nach seinen Verhältnissen, und keiner ging ohne Theilnahme von mir, auch der Schwache und Fehlbare suchte noch Hülfe und Trost bei mir.

Als darum 1836 die Kunde von meinem Entlassungsgesuche durch den Lehrstand ergangen, da traten alle Landkapitel zusammen, und schickten Abgeordnete an mich, mit dem schriftlichen Ansuchen und der dringlichen mündlichen

Bitte, ich möchte doch auf diesem Schritte nicht beharren (Beilage Nro. 8). Und wer war der Mann, der an der Spitze dieser Bewegung stand? Es war der ehemalige Kreislehrer Stapfer in Horgen, dazumal freier Institutsvorsteher, unabhängig vom Erziehungsrath und dem Seminar, aber ein eifriger Vertheidiger des selbständigen Lehrstandes *). Waren in dieser Versammlung auch nur Stimmen der Opposition, sprachen und fühlten bloß Diejenigen für mich, die gute Stellen oder gute Fähigkeitsnoten hatten? Nein; Alle, auch die auf den geringsten Posten, waren mit dem Gesuch einverstanden; auch Diejenigen, die ein bedingtes Fähigkeitszeugniß hatten: die Jungen und Alten allzumal. So handelte die Lehrerschaft des Kantons Zürich, die man beschuldigte, daß sie anmaßlich, stolz und widerspenstig sei, und doch sich von einem Tyrannen mit „eisernem Zepter" regieren lasse. Welch ein unsinniger Widerspruch!!

Als 1837 die mächtigsten Stimmen in den Rathssälen gegen mich eiferten; als die Blätter der feindlichen Partei die ungeheursten Anschuldigungen auf mich gelegt hatten; als mit allen Mitteln der Ueberredung die Trennung des Lehrstandes versucht worden war: da traten acht Kapitel von 11 mit einer gedruckten Erklärung vor den Großen Rath, voran die alten ehrwürdigen Schulmänner Stapfer und Dändliker, und machten alle jene Anschuldigungen zur offenbaren Verleumdung (Beilage Nro. 9).

Als am 25. August 1837 der Erziehungsrath meine Entlassung beschlossen hatte, da kam am 27. die Schulsynode in vielen hundert Mitgliedern zusammen, und wählte mich, die

*) Ja sogar Lehrer anderer Kantone richteten Adressen an mich (Beilage Nro. 8, b).

ganze Lehrerschaft einstimmig, zum Präsidenten, und als endlich im Jahr 1839 die Massen der untern Volksklassen im wilden Aufstand das Seminar bedrohten, und die unglaublichsten Verleumdungen in öffentlichen Blättern gegen mich verbreitet wurden, da erhoben alle Lehrerkapitel der Landschaft ihre Stimme, und zeugten für mich.

Mit dem Seminardespoten muß es denn doch seine Richtigkeit haben; denn wie könnte sonst der Konstitutionelle schon 1837 in Nro. 68 behaupten: „Früher seien die Lehrer des Seminars nicht sowol Mitarbeiter des „Direktors an jener Anstalt gewesen, als vielmehr „bloße Werkzeuge und Handlanger desselben."

Und in Nro. 38, Jahrgang 1838: „Daß Herr Scherr „im Seminar die unbeschränkte Alleinherrschaft „anspricht, und deßhalb jeden Lehrer, der auch nur „den Schein der Selbstständigkeit behauptet und „gegen die Beherrschung sich sträubt, abgesetzt haben will."

Ich will nun die Beknechteten, d. h. die Seminarlehrer vorführen, und mich auf ihr eignes Zeugniß berufen. Vorausgehend die Bemerkung, daß Hülfslehrerstellen keine definitive Posten waren, sondern eben nach Bedürfniß besetzt wurden, somit ein etwas häufiger Wechsel nicht auffallen mag.

Die beiden Lehrer, die zuerst die Anstalt verließen, sind die Hülfslehrer Egli und Leutert; dieser kam an die Realschule Hottingen, jener an die Kantonsschule; von beiden habe ich Zuschriften bei Handen, in welchen sie mir bei ihrem Austritte in den verbindlichsten Worten für die freundschaftliche Behandlung, die ich ihnen stets erwiesen, ihren Dank aussprechen. Von Egli und Leutert können somit solche Klagen über Knechtschaft nicht gekommen sein.

Rufe ich nun die Lehrer Dändliker, Kohler, Walter, Wild, Wolfensberger zu Zeugen auf, so brauche ich bloß darauf hinzuweisen, daß dieselben vereinigt in Nro. 71 des Republikaners 1837 die Anklagen des Konstitutionellen öffentlich und aufs entschiedenste zurückweisen, und unumwunden ihre „Achtung und Liebe" für mich an den Tag legten (Beilage Nro. 10, a, b, c).

Das Zeugniß von Herren Dändliker und Wild, beides Mitglieder der Züricherischen Geistlichkeit, hat hier um so größere Bedeutung, als dieselben sich in ihrer amtlichen Stellung um so weniger hätten von einem Laien als Werkzeuge und Handlanger können gebrauchen lassen. In dieser Hinsicht füge ich den Akten noch einen besondern Brief von Herrn Dändliker und eine besondere Erklärung von Herrn Wild bei (Beilage Nro. 11, a, b).

Was den Hülfslehrer Zollinger betrifft, so ist seine Treue und Anhänglichkeit zu allgemein bekannt, ebenso seine stark hervortretende Freiheitsliebe, als daß ich hier eine weitere Berufung nöthig hätte.

Ein Hülfslehrer der französischen Sprache, Herr Warnery, schrieb mir nach seinem Austritte von Regensburg einen Brief, den 31. Mai 1837, den er mit den Worten schließt: „Empfangen Sie meinen Dank für den Antheil, den Sie an „mir genommen haben, und ich würde mich glücklich schätzen, „wenn ich Ihnen jemals sollte dienen können." Ich bin fest überzeugt, daß Herr Warnery niemals die leiseste Klage gegen mich geführt hat.

Aus dem Angeführten muß wenigstens so viel klar werden, daß die bis 1837 angestellten Lehrer entweder feile Schmeichler waren, die keine Selbständigkeit verdienten, oder daß all das Geschrei über Bedrückung und Knechtschaft grundlos und

falsch gewesen sei. Wer die Personen kennt, dem wird das Erstere als ganz unmöglich, das Letztere als ganz sicher sich herausstellen.

Die Despotie muß also erst mit der neuen Seminarordnung begonnen haben, und in dieser Hinsicht ist eine genauere Beleuchtung der Verhältnisse zu den einzelnen Lehrern nicht unwichtig.

Wenden wir uns zunächst zu Dr. Haupt, Stellvertreter des Direktors und Lehrer der Religion und der Geschichte.

Es war ums Frühjahr 1835, als ich auf dem Rüden mit Professor Rettig zusammen traf. Derselbe fragte mich, ob ich nicht eine Anstellung für einen deutschen Schulmann ausfindig machen könnte. Ich erwiederte, ja, wenn derselbe keine großen Ansprüche machte, und bezeichnete einige vakante Sekundarstellen, namentlich die in Andelfingen. Professor Rettig gab mir bald nachher Kunde, der besprochene Schulmann sei Dr. Haupt, sein Verwandter; derselbe sei bereit, einstweilen eine Sekundarstelle zu übernehmen. Es wurden Zeugnisse beigebracht, und auf Rettig's Empfehlung und meinen Antrag wurde Dr. Haupt, auch ohne Prüfung, vom Erziehungsrathe provisorisch auf die Sekundarschule Andelfingen berufen; aber nach kurzer Dienstzeit erhielt er das Professorat der deutschen Sprache und Literatur in Aarau. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht mit Dr. Haupt von Seite Herrn Bürgermeisters Hirzel Unterhandlungen Statt gefunden hätten, wegen der Direktorsstelle, da ich meine Entlassung eingegeben hatte, und ebenso, wenn nicht Dr. Haupt das gegen mich erregte Treiben ungünstig angesehen hätte. Als man mein Bleiben für sicher hielt, betrieb Hirzel Dr. Haupt's Berufung zum Stellvertreter des Direktors und Lehrer der Religion und Geschichte. Dieß wurde mir mitgetheilt, und ich konnte mich nur darüber

freuen. Bald aber hörte ich sehr drohende Aeußerungen von einzelnen Geistlichen „ob man einen Fremden, der nicht einmal der züricher Kirche angehöre, zum Religionslehrer berufen wolle; ob die züricherische Geistlichkeit nicht schon genugsam dem Lehrstand entfremdet sei u. dgl.“ Die Sache kam mir fast bedenklich vor, und als Professor Schweizer, mit dem ich bei einer Prüfung zusammen kam, mich auf Herrn Bernet in St. Gallen wies, so ließ ich diesen durch den Lehrer der französischen Sprache, Herrn Meyer, anfragen; er lehnte entschieden ab. Nun aber traten zwei angesehene Mitglieder der Geistlichkeit, Dekan Vögelin und Professor Schweizer, für Dr. Haupt auf, und ich stimmte dann beruhigt und gerne zu dessen Berufung.

Dr. Haupt kam bald zu mir nach Küsnach, und als er keine Wohnung fand, übernahm ich es, hiefür zu sorgen. Ich erkundigte mich an einigen Orten, namentlich bei Posthalter Weber, fand aber keine Bereitwilligkeit. Endlich miethete ich für monatlich 10 Gulden eine zwar schöne, aber mehr für den Sommer geeignete Wohnung bei Herrn Nägeli am See. Einige Zeit nachher kaufte ich dieses Haus für mich selbst. Dr. Haupt bezog dasselbe um Ostern. Das strengste Winterwetter trat nochmals ein, seine Frau war todtkrank. Am dritten Tag nach seiner Ankunft besuchte er mich zum erstemal, und ließ einige Worte fallen, als ob ihm die Wohnung nicht ganz zusage. Aber gleich darauf erfuhr ich, wie er sich im Pfarrhause sehr geklagt, daß ich ihm eine so schlechte Wohnung zugethan. Auf der Stelle schrieb ich ihm, daß ich im hohen Grade bedauern müßte, wenn er glaube, sich wegen dieser Wohnung im mindesten geniren zu müssen; ich sei weit entfernt, ihn für irgend etwas verbunden zu halten, und es werde mich freuen, wenn er alsbald eine andere Wohnung fände. Wirklich änderte Post-

halter Weber seine Ansicht, und Dr. Haupt zog nach etlichen Wochen zu ihm. Dem Herrn Nägeli, der bis Brachmonat im Besitze des Hauses blieb, bezahlte Dr. Haupt 10 Gulden Miethzins. — Dieser Vorgang hatte einige ungünstige Wirkungen; denn es ward sogleich in der Stadt verbreitet, als ob ich an Dr. Haupt einen Vortheil gesucht hätte. Es war unverkennbar, daß meine Gegner in der Stadt ungünstig und Frieden und Vertrauen störend auf Dr. Haupt einwirkten. Um so mehr hütete ich mich auch vor dem leisesten Schein von diktatorischem Wesen. Ich ließ Dr. Haupt in Hinsicht auf Lehrstoff und Methode seiner eigenen Richtung folgen, und selbst dann, wenn er mit mir den Gegenstand besprach, mußte ich es bei leisen Winken bewenden lassen, denn ich wußte, wie sehr alle meine Worte mißtrauisch aufgenommen und von Andern mißdeutet wurden. Ueber das Jahresexamen 1838 erschien ein etwas ungünstiger Bericht über Haupt's Leistungen; sogleich wälzten meine Feinde Verdacht auf mich, während der Verfasser, ein junger Geistlicher, seine Autorschaft keineswegs verbergen wollte, und mit „Sincerus," unterschrieben hatte *). Indessen ging die Sache doch ohne eigentlich feindliche Berührung ab; einige kleine Reibungen hatten keinen Bezug auf die amtliche Stellung. Dr. Haupt sah immermehr ein, daß ein innigeres Verhältniß zu meinen Gegnern ihm und der Anstalt wenig Nutzen bringen könnte, und bald war ein gutes Vernehmen hergestellt. Wie dieses sich in der letzten Zeit gestaltet hatte, wird am Besten aus den Briefen ersehen, die er im Sommer 1839 an mich geschrieben (Beilage Nro. 12). Ob Dr. Haupt über Beknechtung geklagt, zweifle ich sehr; bin aber gewiß, daß er hiezu durchaus keinen Grund gehabt hätte.

*) Ich habe überhaupt niemals einen Artikel gegen Dr. Haupt geschrieben.

Herr Wilhelm Denzler von Zürich wurde mir von Dr. Gräffe zur Aushülfe in den mathematischen Fächern empfohlen. Ich entdeckte bei ihm bald ein großes Lehrtalent, unbegränzten Eifer und sehr solide Kenntnisse. Mit Freuden stimmte ich zu seiner definitiven Anstellung als Lehrer der Mathematik. Mit ihm stand ich in so traulich-freundschaftlichen Verhältnissen, wie sie wol selten zwischen einem Direktor und Lehrer gefunden werden. Ich würde mich vor mir selbst geschämt haben, einem solchen Lehrer vorschreiben zu wollen. Jedermann ließ Herrn Denzler Gerechtigkeit widerfahren, doch wurde manchmal der Wunsch in den Behörden laut, er möchte mehr aufs Praktische sehen. Bei solchen Anlässen entschuldigte ich Herrn Denzler, und wenn ich ihm hierüber Winke gab, so geschah es mit der zartesten Schonung. Mehrmals klagten die andern Lehrer, daß Herr Denzler die Kraft der Zöglinge zu sehr für seine Fächer in Anspruch nehme; ich suchte zu vermitteln und den Zwist zu schlichten. Es ist unmöglich, daß sich Herr Denzler über mich klagen kann. Hingegen wird er sich selbst erinnern, daß er mir einigemal, und zwar vor Zeugen, in Eifer und Uebereilung so begegnet ist, wie ich es nur ihm vertragen mochte, weil ich seine Pflichttreue und seinen Willen schätzte, und das Wohl der Anstalt über meine persönlichen Gefühle setzte; überdieß auch wohl wußte, daß ihn diese Ausdrücke selbst gereuten, wie ich hiefür einen schriftlichen Beleg in Händen habe.

Herr Michael Kohler, Lehrer der Realien; derselbe erklärte sich 1837 öffentlich gegen meine Feinde, er wird es, wenn es erforderlich würde, auch jetzt wieder thun.

Herr Jakob Fischer, Hülfslehrer für Musik, ist mein Schwager, und man wird mir also weitere Bemerkungen erlassen.

Herr Grob von Zürich, einige Zeit Hülfslehrer. Dieser wackere junge Mann, der in philologischer und historischer Hinsicht eine sehr gute Bildung besitzt, und mit Talent den besten Willen vereinigt, hatte unglücklicher Weise mathematische Fächer übernommen. Der Bericht der Kommissarien war nicht ganz günstig. Bald aber klagte mir der Lehrer der Mathematik, dem Herr Grob vorarbeitete, daß sich sehr fühlbare Mängel und Fehler zeigten. Als diese mündliche Klage sich häufig wiederholte, so mußte ich fordern, daß sie mir schriftlich eingereicht würde, und es lag ferner in meiner Pflicht, diese Zuschrift an die Aufsichtsbehörde zu befördern. Dieß war der Gang der Sache; auf meiner Seite lag auch entfernt kein übler Wille gegen Herrn Grob, und es gehörte zu andern Unbilligkeiten, daß man, um die Zahl meiner Gegner zu vermehren, auch hierin eine Schuld auf mich werfen wollte.

Herr Meyer, Hülfslehrer des Schönschreibens und Zeichnens. Auf die Aeußerungen von Experten hielt ich mich verpflichtet, ihm einige Winke in methodischer Hinsicht zu geben, da er als Anfänger im Lehrfache auftrat. Ich hatte um seinetwillen mehrmals einzelnen Seminaristen Rügen zu ertheilen, und wenn ich denselben zuletzt Einiges nachsah, so geschah es aus Rücksichten, die bei näherer Einsicht wol Herr Meyer mir am meisten verdanken würde.

Endlich kommen wir zu einem Manne, bei dem uns über manche für mich ungünstige Begebenheit ein Licht aufgehen dürfte. Ich bitte darum die Leser, Text und Beilagen aufmerksam in Betracht zu ziehen.

Herr Heinrich Meyer von Seebach bei Zürich wurde auf die Lehrstelle der französischen Sprache berufen. Derselbe war früher Lehrer in Lichtensteig, und redigirte den schweizerischen Schulfreund. In diesem Blatte waren meine Schriften

und Bestrebungen meistens sehr ungünstig dargestellt. Bei einem Sängerfeste im Toggenburg äußerte er sich mündlich gegen einige Sänger aus dem Kanton Zürich sehr heftig gegen die zürcherische Schulreform, namentlich gegen mich selbst und gegen den zürcher Lehrstand. Man theilte mir diese Aeußerungen schriftlich mit, und wird mich also kaum eines Argwohns beschuldigen können, wenn es mir bedenklich vorkam, daß Hirzel gerade zur Zeit der größten Spannung im Erziehungsrathe mit aller Macht auf Meyer's Anstellung am Seminar drang. — Indessen berichtete mir Herr Major Anderegg von Wattwyl, daß Meyer zu ihm gekommen sei, und ihm aufs feierlichste versichert habe, er werde aus allen Kräften darnach trachten, daß Friede und Uebereinstimmung herrsche; er anerkenne, was ich geleistet habe, und billige meine Ansichten ꝛc. ꝛc.

Dieß beruhigte mich, und als Herr Meyer eintrat, wiederholte er mir die nämlichen Versprechungen. Daß Herr Meyer häufig mit meinen Gegnern verkehrte, konnte ich ihm nicht übel nehmen, er war frei in seiner Wahl. Aber schon im April 1837 gab es eine unangenehme Berührung. Ein Mitglied der Aufsichtsbehörde zweifelte an der Richtigkeit einer Angabe im Lektionsverzeichniß. Ich suchte den Zweifel in der Sitzung zu lösen, indem ich auf den Irrthum hinwies; eine unbefriedigende Antwort rief eine etwas heftige Gegenrede auf meiner Seite hervor. Etliche Tage darauf kommt ein Seminarist, und sagt mir, er hätte den Auftrag von Herrn Erziehungsrath N. N., über den physikalischen Unterricht Bericht zu erstatten. Ich erwiederte etwas düster, wenn er einen Auftrag habe, so solle er sich schriftlich an mich wenden. Das geschah wirklich (Beilage 13), und es zeigte sich, daß Herr Meyer den Seminaristen bei Seite genommen und ihm

den Auftrag eröffnet hatte. Mir schien es, daß Herr N. N. und noch mehr Herr Meyer einen unrichtigen Weg eingeschlagen hatten, und ich beschwerte mich deßwegen vor der Aufsichtsbehörde, wo die Sache geschlichtet wurde. Aber natürlich fragte ich mich: Woher jenes Mißtrauen des Herrn N. N., mit dem ich sonst so freundschaftlich gestanden, gegen meine richtige Angabe? Und warum ist eben Herr Meyer derjenige, der hinter meinem Rücken meine Zöglinge zum Berichten auffordert? — Es erschien Dr. Bluntschli's Streitschrift. Vielen Seminaristen wurde sie unbestellt zugesandt. Nun sagte mir einer, Herr Meyer habe vier Seminaristen, die bei ihm eben besondern Unterricht hatten, mehrere der gehässigsten Stellen aus der Streitschrift vorgelesen. Ich konnte es kaum glauben, und ließ einen der Seminaristen rufen. Er bestätigte die Angabe, und nun nahm ich mit den vieren in Gegenwart von zwei Zeugen ein Verhör auf (Beilage 14), und beklagte mich bei der Aufsichtsbehörde. Diese gab zu erkennen, es sei wünschbar, daß solche Vorfälle nicht vor die Behörde gelängen, sondern sonst ausgeglichen würden.

Die Sache kam in die Publizität, und bald schrieb mir der Seminardirektor Wurst in St. Gallen, ich möchte mich vor Meyer ja hüten, denn er habe an Rektor Federer geschrieben: „Wenn Scherr nicht Direktor bleibt, so bricht für unser gesammtes Volksschulwesen ein schöner Tag an." (Beilage 15.) Als ich Meyer's eigne Handschrift in Händen hatte, zeigte ich sie Dr. Haupt, und bemerkte, ich hätte eine traurige Stellung neben einem Mann, der Nichts sehnlicher, als meine Entfernung wünsche. Dr. Haupt theilte die Sache Herrn Meyer mit, und dieser kam nun mit jenem zu mir, betroffen und verwirrt, und betheuerte nun aufs feierlichste, indem er Dr. Haupt zum Zeugen aufrief, daß es

ihm leid sei wegen des Geschehenen, daß er mir aber zur aufrichtigsten Versöhnung die Hand biete, und sich gewiß hüten werde, mir künftig eine Kränkung zuzufügen. Ich erwiederte ungefähr Folgendes: „Herr Meyer, es wird mich freuen, wenn Sie dem ausgesprochenen Vorsatze einmal treu bleiben. Aber Sie werden es begreifen, wenn ich die Ueberzeugung hege, Sie haben zu den üheln Urtheilen, die über mich ausgegangen, wesentlich beigetragen *). Erschien Ihnen meine Entfernung als das höchste Glück für das Schulwesen, so ist mir klar, daß Sie zur Entfernung mitwirkten. Wollen Sie, daß ich Ihrem Versprechen traue, so widerlegen Sie in einer allgemein gehaltenen öffentlichen Erklärung, was Sie Nachtheiliges gegen mich gesprochen und geschrieben haben." — Herr Meyer äußerte, er sei im Augenblick so betroffen und verwirrt, daß er keinen Satz zusammen brächte, und darauf bat er mich, eine solche Erklärung zu entwerfen. Ich trat zum Schreibtisch, und schrieb sie augenblicklich nieder. Indem ich sie dem Dr. Haupt und Herrn Meyer zeigte, sagte ich ausdrücklich: „Zu einer solchen Erklärung möchte ich Sie aber durchaus nicht nöthigen, denn sie hat nur dann einen Werth, wenn Sie aus Ihrer Ueberzeugung hervorgeht; auch will ich mit dem Entwurf keine Vorschrift geben, sondern nur den Sinn einer Erklärung andeuten." Beide lasen den Entwurf, schienen denselben im Allgemeinen zu billigen, und Herr Meyer bat mich nach einigem Bedenken, ob er denselben nicht mit nach Hause nehmen und genau überlegen könnte (Beilage 16). Ich fand darin keine Gefahr. Die Sache war so offen und ruhig in Gegenwart eines Dritten

*) Wie sehr ich hierin Recht hatte, zeigte sich in der Folge ganz klar.

verhandelt worden, daß mir nur kein Argwohn beifallen konnte.

Wochen vergingen, Herr Meyer behielt den Entwurf, und wir sprachen nicht mehr davon. Nun aber erschien am 21. September 1838 in Nro. 76 des Konstitutionellen die Anzeige von Dr. Schauberg, den ich wegen Verleumdung gerichtlich belangt hatte: „daß Herr Seminarlehrer Meyer ebenfalls eine von Herrn Scherr verfaßte und von den höchsten Lobsudeleien wahrhaft strotzende Erklärung besitzt, welche Herr Meyer unter seinem Namen zum Ruhme des Herrn Scherr in die öffentlichen Blätter einrücken lassen sollte, allein voll Unwillen und Entrüstung zur Seite gelegt hat, um dereinst als Beweismittel zur Charaktergeschichte des Herrn Scherr zu dienen."

Was mußte ich bei diesem Artikel denken? Was Anderes als: Herr Meyer hat die Schrift, um die er mich gebeten, und die ich ihm ohne Argwohn nach einer an mir verübten tiefen Kränkung, im Sinne aufrichtiger Versöhnung, mittheilte, zu einem Anlasse benutzt, mich ohne allen Grund anzuschwärzen.

Herr Meyer ließ mich zu sich bitten (Beilage 17), zeigte sich zu einer Gegenerklärung bereit, die er auch öffentlich gegen Herrn Schauberg aussprach, und denselben unwahrer Angabe beschuldigte. Er wollte mir jetzt meine Handschrift zurück geben; allein ich fand nicht für gut, sie anzunehmen, wol aber eine Abschrift von Herrn Meyer's Hand.

Wenn ich nach diesen Vorgängen noch irgend einen Zweifel über Meyer's Aeußerungen meinen Gegnern, Feinden und selbst Vorgesetzten gegenüber hegen konnte, so mußte mir endlich folgender Vorgang alle Zweifel benehmen.

Es geschah öfters, daß ich Nachmittags in Meyer's Lektion ging, mitunter sprachen wir darüber, wie gut es wäre, wenn der deutsche und französische Unterricht nach gleichen Prinzipien ertheilt würden. Nun traf sich's gerade, daß in der französischen Grammatik eine Regel sehr unklar gegeben war. Im vertraulichen Ton besprach ich dieß mit Meyer. Freundlich kam er nachher auf mein Zimmer; wir redeten über die Sache noch weiter, und er äußerte wiederholt den Wunsch, eine französische Grammatik nach Becker's Grundsätzen zu bearbeiten, wobei ihm mein Rath sehr werthvoll wäre. Ich ermunterte ihn, und wir gingen freundlich auseinander. Ich hätte mir eher den Einsturz des Himmels gedacht, als daß Herr Meyer diesen Vorgang zu einer Anklage benutzen würde. Aber siehe da, als die Aufsichtsbehörde und die Lehrerschaft zur Jahreskonferenz versammelt waren, drückte Herr Meyer sehr ernst den Wunsch aus: „es möchte der Direktor die Achtung der Lehrer nicht dadurch herabwürdigen, daß er vor Zöglingen ungünstig von einem Lehrbuche spräche." —.

Herr Meyer schrieb ja ausdrücklich an Rektor Federer, daß er in meiner Entfernung das Glück des Schulwesens sehe; es war somit begreiflich, daß er dieses Ziel zu fördern sich bemühte; doch scheint es mir, in der Wahl der Mittel sei er nicht immer gewissenhaft genug gewesen. Ich will überdieß noch annehmen, er sei von andern Seiten, wo man ihn gerne benutzen wollte, aufgehetzt und mißleitet worden, und so könnte ich ihm Alles verzeihen, doch mehrere Dinge werden mir stets in unangenehmer Erinnerung bleiben: das Erste ist die so oft wiederholte und bestimmt ausgesprochene Zusicherung aufrichtiger Gesinnung; das Zweite ist ein langer Spott- und Schmähartikel, der nach meiner Suspension im östlichen Beobachter erschien. Das Dritte...? Das Vierte...? Nein, ich will jetzt schweigen.

III.

Politische Thätigkeit.

Ich hatte, wie schon bemerkt, seit meinem Rücktritt von der Redaktion der neuen Züricherzeitung beinahe gar keinen Antheil am Politischen mehr genommen. Im Jahr 1836 trat ich einer Demonstration bei, die mich zu einem öffentlichen Auftreten veranlaßte.

Im Sommer des bezeichneten Jahres wurde die Schweiz von den auswärtigen Gesandten sehr schwer bedrängt, und zwar durch einen Doppelangriff, einerseits in der Klostersache, anderseits wegen des Asylrechts. Dieses Asylrecht war allerdings durch den Savoyerzug und durch andere demagogische Umtriebe einzelner politischer Fremdlinge sehr stark kompromittirt worden; allein das Unternehmen der auswärtigen Mächte gegen die Schweiz lag wol im damaligen Streben der höhern Politik überhaupt. Frankreich hatte sich den legitimen und konservativen Monarchien genähert, und die Regierung schien zu Allem bereit, um das Fortwirken der Prinzipien, aus welchen die Julirevolution entsprungen war, in Frankreich und in andern Ländern unterdrücken zu helfen. In der Schweiz standen diese Prinzipien aber in der gedeihlichsten Wirksamkeit, und es war unter den Staatsmännern damals wieder viel die Rede von einer kräftigen, erneuerten Bundesverfassung. Die östlichen, nördlichen und südlichen Nachbarstaaten der Schweiz waren schon mit den neuen Kantonalverfassungen nicht einverstanden, und noch weniger konnte eine stärkere Bundeseinheit ihren Ansichten von der Stellung der Schweiz entsprechen. Ihr Einfluß blieb aber so lange unwirksam, als die Schweiz an dem Frankreich der Julitage gleichsam einen schützenden Rücken hatte, und der gewandte Rumigny, franzö-

fischer Botschafter, ihnen entgegen wirkte. Jetzt, da die revolutionären Elemente in Frankreich überwältigt waren, die neue Dynastie von den auswärtigen Großmächten anerkannt war und auf die Sympathieen der Freisinnigen sich nicht mehr zu stützen brauchte: da glaubte das neue französische Regiment den auswärtigen Mächten den besten Beweis von der Solidität seiner Grundsätze dadurch zu geben, wenn es die Anforderungen an die Schweiz mit aller Macht unterstützte. So geschah es, daß der französische Gesandte Montebello den Vortritt hatte, als die auswärtigen Mächte bei der Tagsatzung in die Klosterangelegenheit sich mischten, und die strengsten Maßregeln gegen die fremden Flüchtlinge verlangten. Der Ton, in welchem der französische Minister Thiers seine Noten an die Schweiz richtete, diese Drohung mit der „luftdichten Sperre", das barsche Benehmen Montebello's erregte Grimm in allen bessern Schweizerherzen. Allerdings hatten mehrere Flüchtlinge das Asylrecht mißbraucht; aber die Tagsatzung hatte schon von sich aus die schärfsten Anordnungen zur Verhütung fernern Mißbrauchs in Berathung genommen, vielleicht in schärferm Grade, als es ein unbeflecktes Asylrecht zuließ, und was dann die Klosterangelegenheiten betraf, so ging die Absicht der schweizerischen Regierungen noch lange nicht so weit, als die kleinsten und größten deutschen Fürsten in ihren katholischen Landestheilen gegangen waren. Welch ein unwürdiges Spiel die französische Diplomatik damals mit der Schweiz trieb, stellte sich auf eine empörende Weise in der Untersuchung über den Spion Conseil heraus, in welcher der zürcherische Gesandte, Dr. Keller, so wesentlich zur Entlarvung des Spuckes mitgewirkt. Der französische Botschafter forderte nämlich die Auslieferung eines gewissen Conseil, den er als einen Theilnehmer der königsmörderischen Versuche

(Fieschi und Alibaud) in Paris bezeichnete. Der Schluß der dießfälligen Note zeugt am besten von der Art, wie man damals mit der Tagsatzung umging: «Je suis en conséquence chargé de vous demander, Messieurs, l'arrestation et l'expulsion du né Conseil, et j'ai l'honneur de vous prier de vouloir bien communiquer aux différens cantons les faits qui le concernent, et l'ordre que j'ai reçu à son égard. *Vous voudrez bien m'informer du résultat de vos démarches.*» (Wollen Sie mich von dem Erfolge Ihrer Maßregeln in Kenntniß setzen). Mit Recht bemerkte Dr. Keller: „So spricht ein Gebieter zu seinem Knechte, ein höherer Beamter zu seinem Untergebenen, ein Präfekt zu einem Maire oder zu einem Brigadier der Gensd'armerie. Wenn unsere Kantonsregierungen, das fühlt Jeder, sich eine solche Sprache müssen gefallen lassen; dann sind wir zu einem Unterthanenlande Frankreichs herabgesunken."

Die Regierung von Bern beeilte sich, dem bezeichneten gefährlichen Flüchtling nachzuspüren. Man kam bald darauf, daß allerdings unter dem Namen Conseil ein junger Italiener in Bern bei den Flüchtlingen sich herumgetrieben, und sich selbst seiner Mitwissenschaft an dem Fieschi-Attentat gerühmt habe. Aber es verbreitete sich gleichzeitig das Gerücht, Conseil sei ein französischer Spion. Mehrere Flüchtlinge hatten mit Mißtrauen den zudringlichen und herausfordernden Conseil beobachtet, und endlich sein eignes Geständniß erlangt, daß er ein Spion sei. Mit den Italienern Bertola und Migliari war er nach Rydau gekommen, und dort hauptsächlich unter Mithülfe des Letztern sammt seinen Papieren in die Hände der Berner Polizei überliefert worden (den 10. August 1836). Eine genaue Untersuchung durch eine Kommission der Tagsatzung stellte nun unzweifelhaft heraus, daß Conseil ein Spion sei,

und die französische Gesandtschaft seine Anwesenheit in solcher Eigenschaft nicht nur genau gekannt habe, sondern sogar demselben von dieser Gesandtschaft falsche Pässe ausgestellt worden seien.

Treffend sagt über diese skandaleuse Geschichte Dr. Keller: „Wie groß war aber das Erstaunen, als wenige Tage später durch die ganze Schweiz sich die Kunde verbreitete, der Conseil sei im Kanton Bern verhaftet, und es ergebe sich aus seinen Aussagen und Papieren, daß er von französischen Behörden selbst absichtlich in die Schweiz gesandt worden sei, um die Flüchtlinge als Spion und Provokateur zu versuchen; jenes so gebieterische Begehren seiner Expulsion sei nur darauf berechnet gewesen, dem Verdacht seiner Eigenschaft als Spion zu begegnen und ihm das Zutrauen der Flüchtlinge zu erwerben, und er habe seit Erlaß desselben bei der französischen Gesandtschaft in Bern, die ihn ausgeschrieben hatte, wiederholte Audienzen gehabt, und einen Paß und Geld empfangen. Mit Freude vernahm man, daß die Regierung von Bern über diesen Fall eine genaue Untersuchung eingeleitet habe. Der Bericht der Tagsatzungskommission, welcher gleichzeitig in französischer Sprache in einer Auflage von 10,000 Exemplaren zu Paris verbreitet worden ist *), wird hier wörtlich dem schweizerischen und deutschen Publikum mitgetheilt, damit aus den Akten möge geurtheilt werden, was von dieser so viel Aufsehen erregenden Sache zu halten sei, und welche Mittel man sich gegen die Schweiz erlaubt, indem man sie vor Europa denunzirt und in ihrer Existenz bedroht wegen Umtrieben, die ihren Ursprung größtentheils in denjenigen Staaten selbst haben, von welchen jene Drohun-

*) Die entlarvten Diplomaten (Zürich Orell Füßli u. Komp.).

gen ausgehen. Ohne Zweifel ist der Herzog von Montebello selbst das Opfer jener geheimen Polizei, welche seit Mephistopheles-Fouché denjenigen, welchen sie zu dienen vorgiebt, schon so viele Tücke gespielt hat, und beständig Mißtrauen zwischen Regierung und Bürgern, so wie zwischen befreundeten Staaten aussäet."

Die unwürdige Behandlung der durch die Tagsatzung repräsentirten Eidgenossenschaft empörte alle vaterländisch gesinnten Herzen, und zwar in dem Grade, daß die verschiedenen Parteien selbst in Zürich auf dem Punkte standen, zu gemeinsamen kräftigen Demonstrationen sich die Hand zu bieten. Ueberall gab sich der Wunsch kund, es möchte die Tagsatzung die Würde der Eidgenossenschaft durch kräftiges Entgegentreten wahren. Bei diesen Zuständen fiel die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung stark in die Augen, und mit dem einen Wunsche, die unbegränzte Anmaßung der fremden Mächte zurückzuweisen, vereinigte sich ein anderer, daß man durch bessere Bundeseinrichtung einen kräftigen Schutz gegen solche Demüthigungen erreichen möchte.

Die Theilnahme, welche sich unter dem denkenden Theile des Schweizervolkes offenbarte, war jedenfalls ein erfreuliches Zeichen von patriotischem Ehrgefühl. Die vorwärtsstrebenden Volksführer glaubten in diesem Zeichen den Ruf zu thatkräftigem Handeln zu vernehmen, und Volksversammlungen wurden veranstaltet. In Flawyl, Kanton St. Gallen, wo sich St. Galler, Thurgauer und Appenzeller in großer Anzahl einfanden, brachte Dr. Henne, ein ausgezeichneter Volksredner, die Nothwendigkeit verbesserter Bundeseinrichtung zur Sprache. In einer energischen Adresse an die Tagsatzung wurde sowol die Erwartung, daß dem Uebermuthe der fremden Mächte gerechter Widerstand geleistet werde, als auch die Dringlichkeit

einer andern Bundesverfassung vorgestellt. In Reiden, Kanton Aargau, versammelten sich die Patrioten aus den Kantonen Luzern, Aargau, Solothurn und Baselandschaft. Das Resultat stimmte mit jenem von Flawyl überein. Auch im Kanton Zürich, namentlich unter Beistimmung und Anregung des Bürgermeisters Heß, sollte das Volk seine Wünsche gegen die Tagsatzung aussprechen. Am 14. August trat eine Versammlung der angesehensten Männer aus dem ganzen Kanton auf der Platte bei Zürich zusammen. Bürgermeister Heß eröffnete dieselbe mit einer Hinweisung auf die politischen Verhältnisse und auf das, was die Eidgenossen vom züricher Volke und seinen Führern in diesem Zeitpunkte erwarteten. Bürgermeister Hirzel warnte vor Volksaufregungen, und wünschte, daß eine Volksversammlung unterbleibe; in seinem Sinne sprach auch Regierungsrath Ed. Sulzer. Besonders zahlreich war Winterthur repräsentirt, und von dieser Seite wurde eine Demonstration des Volkes gegen die fremden Zumuthungen als Ehrensache dargestellt. Ich ergriff in dieser Absicht ebenfalls das Wort, und fand Beifall. Auch der alte Nägeli äußerte sich kräftig, und bald war Hirzel nur noch allein gegen die Versammlung; Ed. Sulzer hatte sich schnell der aufgeregten Mehrheit angeschlossen. Alle Anwesenden, mit Ausnahme Einer Stimme, kamen überein, auf Sonntag den 21. August eine möglichst zahlreiche Volksversammlung auf der Widikoner Allmend bei Zürich zu veranstalten. Unter das leitende Komite ward auch ich gewählt. Die Vorbereitungen geschahen in einer Weise, welche auch die äußere Erscheinung imposant vorführen sollte. Ein gedruckter Aufruf erging an alle freien Männer Zürichs und benachbarter Kantone. Die Sängervereine sollten mit patriotischen Gesängen aufziehen, und den Vorgang verherrlichen. Eine hohe Tribüne mit den Nationalfarben und alten Siegeszeichen

geschmückt, stand für das Komite und die Redner auf dem weiten Wiesenplan.

In den Mittagsstunden goß der Regen in Strömen nieder, aber von allen Seiten zogen endlose Reihen gegen den Versammlungsplatz, die Sänger- und Schützenvereine mit ihren Fahnen. Das Schwanken von viel tausend farbigen Regenschirmen brachte in den Zügen noch ein eigenes lebendiges Wogen. Das Komite, die Redner, die Hauptführer versammelten sich in dem großen Gasthofe zur Blume in Außersihl. Dort nahm mich Kantonsprokurator Schoch bei Seite, und warnte mich freundschaftlich, doch ja nicht auf die Tribüne zu gehen, noch viel weniger als Redner aufzutreten. Das Volk sei den Fremden nicht hold, und ich könnte leicht Unannehmlichkeiten erfahren. Ich lehnte seinen Rath ab, und erklärte, daß ich reden werde. Bald kam Oberrichter Dr. Geßner, und machte mir noch dringlichere Vorstellungen: ich werde gewiß heruntergerufen, es gebe Spektakel u. s. w. Ich blieb bei meiner Erklärung. Unterdessen kam ein schmächtiger Mann mit feurigem Blicke, in einen grünen Mantel gehüllt, in die Gaststube, und die Augen der züricher Volksführer sahen mit Unruhe auf ihn. Es war Dr. Henne von St. Gallen, und man flüsterte, er würde das Komite zu Schanden machen, und die Volksversammlung in eine Volksbewegung hinüber führen. Er werde sprechen, und die Bundesfrage anregen, obgleich für die züricher Versammlung nur die Frage wegen der Anmaßung der fremden Gesandten gebracht, und in diesem Sinne eine Adresse dem Volke vorgelegt werden sollte. Dr. Kellers Ansichten, die ich von Bern aus eingeholt hatte (Beilage Nro. 18), bestimmten mich auch zu der Meinung, es sei besser, jetzt die Bundesfrage aus der Sache zu lassen.

Dr. Henne drückte den Wunsch aus, daß er sich dem Ko-

mite anschließen, und als Redner auftreten dürfte. Begreiflich konnte dieß nicht gehindert werden. Die Unruhe der Führer stieg sichtbarlich. 22 Kanonenschüsse riefen zum Aufbruche. Klingende Kriegsmusik voraus, von allen Seiten Gesang, freudiger Zuruf und der Zudrang einer unermeßlichen Volksmenge. Ich schritt neben Statthalter Gujer mithin. Er, ein großer, kräftiger Mann, bekannt und anerkannt als Volksredner; ich, von kleiner hagrer Statur, mich reckend, um nur mit ihm reden zu können. Er blaß, unruhig, ängstlich, besorgt über den Ausgang; ich, von dem nie gesehenen Schauspiel und dem raschen, wogenden Treiben freudig aufgeregt. So erreichten wir die Tribüne. Der Himmel hatte sich aufgeheitert. Tausendstimmig erklang das herrliche Lied von den zunächst um die Tribüne stehenden Männerchören: „Wir fühlen uns zu jedem Thun entflammet, das frommen soll dem Vaterland." — Mir ging es, wie früher bei Landsgemeinden, als ich die große Volksmenge Mann an Mann vor mir sah, wie sich beim Beginn der Reden die Häupter entblößten, da kam mir's über das Herz, und Thränen zitterten mir in den Augen. Die Regierungsräthe Zehnder, Sulzer, Fierz hatten gesprochen, auch Gujer, und nun war die Reihe an mir. Als ich an den Rand der Bühne vortrat, riefen einige Stimmen: Abe mit em! Abe! *) Desto lauter aber tönte es von andern Seiten: Bravo! bravo! — Ich hatte mich auf die Rede vorbereitet, aber in diesem Augenblick Alles vergessen. Ich überschaute einige Sekunden die Menschenmenge, und dann fing ich mit möglichst starker Stimme an zu sprechen, was mir die Empfindungen des Augenblicks eingaben; unter lautem stürmischem Bravo ging ich erschöpft und ergriffen an meinen Platz zurück.

*) Herunter mit ihm! Herunter!

wo mir Henne die Hand drückte, und recht bewegt Glück wünschte *). Nach mir sprach Nägeli, und dann kam die Reihe an Henne. Er zeigte so recht klar, daß es uns Zürichern in der Volksrednerkunst weit überlegen sei. Wie ein gestachelter Löwe ging er die Bühne hin und wieder, sprach bald in Bildern, bald in Sarkasmen, bald in anklingenden Volkswitzen. Er kam seiner Idee, der Bundesfrage, so allmälig näher, aber es schien, als ob er selbst sich nicht recht traue, um rasch mit der Sache auszurücken. Da spann sich seine Rede in die Länge, und das Komite, das sich einmal nur Einen bestimmten Zweck vorgesetzt hatte, ließ ihn ersuchen, zu endigen. Henne sagte dieß dem Volke selbst, und trat zurück. Da rissen die erbitterten Glarner, die in großer Zahl gekommen waren, ihr Fähnlein von der Tribüne, und entfernten sich unter lautem Murren. Die vorgeschlagene Adresse wurde angenommen; das Volk ging auseinander; aber die Feier des Tages war getrübt; denn Viele sahen sich dadurch verletzt, daß man Henne nicht frei antragen ließ, was er wollte.

Die Volksversammlung unterlag dem bittersten Tadel, man nannte sie eine Komödie, einen Volksbetrug. Ich hielt dieß Urtheil für ungerecht, und halte es jetzt noch dafür. Wenigstens mir war es bei der Sache ein recht heiliger Ernst, und ich hatte die Ueberzeugung, wenn man den Volkswillen den fremden Mächten gegenüber zeigen wolle, so sei es besser, es geschehe dieß ohne Einmischung innerer politischer Fragen, sondern eben ganz und rein nur in dieser Richtung nach Außen. So viel dürfte man als sicher annehmen, daß ohne die Volksversammlungen die Tagsatzung damals kaum eine Majo-

*) Ich ließ nachher auf Zureden den Hauptinhalt meiner Rede drucken, könnte aber für den Wortlaut keineswegs garantiren.

rität für die kräftige Note, die an Frankreich erlassen wurde, erhalten hätte. Es wurde auch behauptet, wenn man Volksversammlungen veranstalten wollte, so müsse damit sogleich eine förmliche Volksbewegung vereinigt sein, man hätte frischweg auf Bern marschiren sollen, um den Gesandten die Volksmacht vor Augen zu führen. Ich gestehe, wenn diese Ansicht die richtige ist, so wäre es besser, man würde Volksversammlungen in kleinen Staaten, namentlich in kleinen Freistaaten, geradezu verbieten: denn sollten jedesmal gewaltsame Thaten mit Volksversammlungen verbunden werden müssen, so wäre Volksversammlung und Empörung einerlei, und letztere wird doch kein Staat durch Verfassung und Gesetze schützen wollen. Der Spott und Tadel, welcher selbst von der liberalen Partei über Diejenigen kam, die mit aufrichtiger Absicht an der Wiedikoner Versammlung Theil genommen hatten, trug nach meinen Ansichten viel zur Entfremdung bei, die zwischen das Volk und die Liberalen kam; denn von da an hörte die Verbindung zwischen Führern und Volk fast auf, und die politischen Vereine, von denen sich viele Höherstehende zurückzogen, zerfielen in völlige Bedeutungslosigkeit.

Ich lebte damals in dem Wahne, nachdem ich dreizehn Jahre im Kanton Zürich gelebt und gewirkt habe, nachdem ich bereits sechs Jahre mir das Bürgerrecht erworben, so stehe es mir frei, oder vielmehr es sei meine Pflicht, wie jeder andere freie Bürger innigen Antheil zu nehmen an Allem, was des Vaterlandes Wohl und Wehe beträfe. Das war freilich eine Täuschung; denn der Vorwurf anderer Abkunft wird in der Schweiz jeden neuen Bürger fort und fort treffen, und selbst auf seine Kinder übergehen.

Mein Auftreten in Wiedikon und der Beifall, den die meisten Blätter meiner Rede zollten — selbst der Konstitutionelle sprach günstig von ihr, und die Bürklizeitung spottete bloß über

den „Schwaben," — brachte mir ganz unverdient den Ruf politischer Bedeutung, und selbst fremde Spione hielten es der Mühe werth, sich um meine Person zu bekümmern. Fast jede Woche kam so ein verdächtiges Gesicht in meine Wohnung; bald stellten sie sich als reisende Schulfreunde, bald als Stellen suchende Lehramtskandidaten dar. Besonders zudringlich war ein gewisser Granier (Beilage Nro. 19), der einige Zeit die Liberalen in Zürich zum Besten hatte, plötzlich aber verschwand, und später als ein französischer Spion und Provokateur bekannt wurde.

Die Urtheile über die Wiedikoner Versammlung hatten meinen politischen Eifer sehr abgekühlt. Ich enthielt mich, wie seit 1832, wieder aller politischen Thätigkeit. Als zu Anfang des Jahres 1838 die Verfassungsänderung eintrat, daß der Große Rath ganz nach dem System der Kopfzahl gewählt werden sollte, und also eine Integralerneuerung Statt finden mußte, da war die Rede davon, daß auch ich in die gesetzgebende Behörde kommen möchte. In Küsnach ließen mich viele Mitglieder einer gemeinnützigen Gesellschaft, die ich gegründet hatte, einzeln ihre Absicht merken, daß sie mir, als ihrem Repräsentanten, die Stimme geben wollten. Es war aber den Wenigsten Ernst, denn ich erhielt kaum 20 Stimmen. Eine gleiche Anzahl fiel auch in mehrern andern Gemeinden auf mich, selbst bei einer spätern Wahl in Richterswyl. Der neue Große Rath hatte zwölf Ergänzungswahlen vorzunehmen, und mein Name stand auf der Liste der Liberalen ziemlich voran. Die Stadtrepräsentanten, an ihrer Spitze Dr. Bluntschli, und eine Anzahl Landdeputirter, an ihrer Spitze Bürgermeister Hirzel, setzten Alles daran, daß mir der Eintritt in die gesetzgebende Behörde verschlossen bleibe. Ich darf sagen, daß sich der ganze Wahlkampf fast nur um meine Ausschlie-

sung bewegte, und doch fehlten mir in einigen Skrutinien, bei fast 200 Votanten, nur einige Stimmen zur Majorität. Mehrere Deputirte der Landschaft entzogen mir ihre Stimmen keineswegs aus Abneigung, sondern weil sie sich hatten die Ansicht beibringen lassen, das Seminar würde darunter leiden. Hirzel hatte in diesem Wahlkampf gemeine Sache mit jener Partei gemacht, die ihn ein Jahr später mit Spott und Hohn darniederstürzte. Seine Thätigkeit sei bewunderungswürdig gewesen: Billete zu Dutzend links und rechts sandte er durch die Versammlung, und eine wahre Glorie habe ihn umfangen, als der Sieg errungen war. Der östliche Beobachter meldete meine Nichterwählung mit den Worten: der neue Große Rath habe sein Urtheil über den intriganten Fremdling gesprochen, und das Blatt der Jesuiten, die Schildwache, machte den Leuten weiß, ich sei früher im Großen Rathe gewesen, und nun ausgestoßen worden.

IV.

Geselliges Leben.

Als ich im Jahr 1837 in Küsnach ein Haus angekauft hatte, stand der Entschluß bei mir fest, in dieser Gemeinde mich bleibend niederzulassen. Dieser Gedanke führte mich auch auf die Zweckmäßigkeit einer genauern Verbindung mit den Einwohnern Küsnach's, und ich gründete eine Gesellschaft, an der bei fünfzig der angesehensten Einwohner, auch noch einige von Zollikon und Erlenbach, Theil nahmen, und die sich jeden Mittwoch versammelte. Es wurde ein Lesezirkel zu Stande gebracht, eine Ersparungskasse errichtet und eine Kleinkinderschule durch freiwillige Beiträge eröffnet.

Ich hatte schon öfters bemerkt, wie sehr auch dem Mittelstande auf der Landschaft die Gabe und Fertigkeit mangelte, bei Diskussionen sich angemessen auszudrücken, und ich stellte mir es zur Aufgabe, die Mitglieder der Gesellschaft anzuregen und in der einem Republikaner so wohl anstehenden und nützlichen Fertigkeit des Debattirens zu üben. Die Statuten zu den genannten drei wohlthätigen Instituten wurden in der Gesellschaft berathen; überdieß wurden manchmal Vorträge über gemeinnützige oder belehrende Gegenstände gehalten, und dann eine wechselseitige Unterhaltung in Form geordneter Berathung daran geknüpft. Bei diesen Versuchen zeigte sich besonders anfänglich, wie wenig politische Bildung, wie wenig Sinn fürs öffentliche Leben unter dem Volke vorhanden sei. Man mußte die Mitglieder gleichsam nöthigen, ihre Ansichten auszusprechen, und was nur einigermaßen aus ihrem Kreise lag, das hielten sie schon fast unpassend zur Besprechung und fanden die Sache langweilig. Doch mußte Jeder einsehen, daß solche Berührungen großen bildenden Einfluß haben; am Ende des ersten Winters waren die Besprechungen schon viel lebhafter, und Mancher nahm das Wort, der sich anfänglich im hohen Grad vor jeder selbsteignen Meinungsäußerung gefürchtet hätte. Mitunter wurden musikalische Unterhaltungen veranstaltet, und für die jüngern Mitglieder und die Frauen und Töchter eine artige Tanzfreude. So schien sich in Küsnach ein angenehmer geselliger Verkehr zu entfalten, und die Mitglieder drückten mir oft ihre Freude über die Gründung des Vereines aus. Wie es aber in allen größern Dörfern ist, so auch in Küsnach. Es gibt rivalisirende Familien, die einander den Vorrang im Einflusse streitig machen. Die Familieneifersucht trat besonders bei der Erneuerung des Großen Rathes stark hervor, und schadete der Gesellschaft sehr, ja brachte sie der

Auflösung nahe. Ebenso zerstörend wirkte ein neuer Straßenzug, wobei persönliche Interessen ins Spiel kamen.

Ich selbst hatte für die Kleinkinderschule weder Opfer noch Mühe gescheut, und es lag mir besonders daran, daß die Kinder der ärmern Familien diese Anstalt auch benutzen sollten, was ich jedoch nur in untergeordnetem Maße erreichte. Ueberhaupt erndtete ich für alle meine Bemühungen wenig Dank. Die Dorfschulen waren mit meiner Unterstützung und persönlichen Nachhülfe und Leitung auf einen recht schönen Grad emporgehoben worden; in allen Nöthen war ich stets mit Rath und That zur Hülfe bereit; aber nur die Lehrer und etwa die bessern Kinder schätzten meine Bestrebungen, die meisten Eltern waren mir eher gram als erkenntlich. Woher dieß kommen mochte, weiß ich nicht. Schaden hatte durch mich Niemand. Meine zahlreiche Familie gab den Bauern, Handwerkern und Handelsleuten jährlich etliche Tausend Gulden zu lösen. Bei der Umbauung meines Hauses erhielten Küsnacher Handwerker sehr bedeutenden Verdienst. Bei Sammlungen zu Schul- und Armenunterstützungen glaube ich mehr gethan zu haben, als fast jeder Andere. Das Seminar brachte jährlich im Durchschnitte wenigstens die Summe von 15,000 Gulden in den Ort. Mehrere Söhne hatten sich mit Erfolg und ohne bedeutende Kosten zu Lehrern gebildet. Häufig kamen einzelne Einwohner zu mir, und sprachen mich um Rath und Hülfe an; ich ließ keinen leer ausgehen. — Als ich mich selbst erkundigte, was denn die Leute gegen mich hätten, da hieß es: ich sei stolz, ich grüße die Leute nicht, wenn ich an ihnen vorbeikomme ꝛc. Daß ich gerne mit den Einwohnern freundlich verkehrte, beweist wol die Bemühung für die Gründung jener Gesellschaft am deutlichsten. Das ist aber wohl möglich, daß ich bei kurzem Gesichte da oder dort einen Vorübergehenden oder Feld-

arbeiter nicht wahrnahm, und vielleicht einen ungesehenen Gruß nicht erwiederte, und das war den Gehässigen Stoff genug, um alles Gute zu vergessen. Ich bin übrigens überzeugt, daß zwei böse Kräfte wirkten, um mich in Ungunst zu bringen; erstens die vielfache Berührung, in welche Küsnacher mit Städtern kamen, und die gewiß nicht ermangelten, den Neid aufzustacheln gegen einen sogenannten Fremden, und diese böse Gemüthsstimmung betrachte ich als die zweite und vorherrschende feindliche Kraft.

Doch darf ich nicht vergessen, eine Geschichte hier zu erzählen, die an und für sich unbedeutend scheint, aber nicht unwesentlich zum Revoluzions- und Glaubenseifer der Küsnacher beigetragen hat, welche wiederum ein bedeutendes Gewicht am Tage des gewaltigen Umsturzes in die Wagschale legten.

Durch den Ankauf meines Hauses wurde ich in eine große Brunnengenossenschaft gezogen, die gemeinsame reichliche Quellen aus ziemlicher Entfernung herleitete. Mein Brunnenstock war der unterste in der Reihe, und schon der vorherige Hausbesitzer klagte sich fortwährend über Beeinträchtigung, indem die obern Genossen sich Wasser im Ueberflusse aneigneten, während der unterste Brunnen ganz trocken stand. So floß auch mir im Frühjahr und Sommer kein Tropfen Wasser. Bei der nächsten Brunnengemeinde im Hause des Herrn Brunnenmeister Küfer Abegg stellte ich das Unrecht vor, und ließ, um die Genossen in Freundschaft zur Gewährung des Rechts zu bringen, Wein aus meinem Keller kommen. Man versprach mir alles Liebe und Gute, und legte mir den Brunnenbrief vor, der nach seinem Inhalte die Regierung verpflichtete, für die richtige Theilung des Wassers zu sorgen. Mit dieser Verpflichtung hatte aber die Regierung zugleich das Dispositionsrecht bekommen, und es stand in ihrer Macht, unbillige Brunnengenossen

auszuschließen. Das Wasser wurde nämlich durch die Teichel des Amtsbrunnens die größte Strecke geleitet, und für diese Zulassung hatte die Regierung sich entscheidende Einwirkung vorbehalten. Ich wandte mich an die Regierung, und gegen den Herbst 1837 kam Herr Regierungsrath Hüni mit Herr Sekretär Vogel auf Augenschein. Man fing beim untersten Brunnen an; Röhre und Trog standen längst vertrocknet. Regierungsrath Hüni faßte die trockene Röhre, und siehe, es lief einiges Wasser heraus. Alle Umstehenden mußten lachen, so seltsam kam ihnen dieß Wunder vor, das sich unter des Herrn Hüni's Händen kund gab, wie einst unter Mosi's Stabe. Doch versiegte der Quell sogleich wieder. Wir glauben, dieses Wunder, ohne den Vorwurf rationalisten Unglaubens natürlich erklären zu können. Einer der obern Brunnengenossen hatte gehört, der Augenschein sei unten, und um meine Klagen Lügen zu strafen, hatte er geschwinde von seinem Ueberflusse mir Etwas zukommen lassen wollen, was jedoch nicht ganz gelang. Man wanderte nun von Brunnen zu Brunnen; fand die ungerechteste und eigenmächtigste Vertheilung, und Niemand wollte daran Schuld sein; Jeder pries seine Gerechtigkeitsliebe. Herr Hüni versprach die nöthigen Anordnungen, und die Genossen Billigkeit und Gerechtigkeit. Wer aber wieder keinen Tropfen Wasser bekam, das war ich. Im Spätherbst erschien im Auftrag der Regierung Herr Brunnenmeister Widemann von Winterthur, untersuchte die Sache, und versprach, — — im Sommer des andern Jahres wolle er wieder kommen, und die Sache erst recht untersuchen. Mein Brunnen blieb trocken, ich wurde ausgelacht, und mußte am Neujahr mehr Brunnengeld bezahlen, als jeder Andere. Unter einem souverainen Volke muß man sich Etwas gefallen lassen, zumal Wer in die Kategorie der Fremden gehört. Aber die Miethsleute in meinem

Hause beklagten sich bitterlich. Ich schrieb an den Herrn Gemeindammann, er gab Befehle, Niemand achtete sie. Ich schrieb an den Regierungsrath, und dieser gab am 5. Januar 1838 dem Zimmermeister den Auftrag, die Wasservertheilung provisorisch zu reguliren. Der Zimmermeister ließ den Auftrag unerfüllt; denn er fürchtete die Stärke und Gewalt des Herrn Küfer Abegg. Im Sommer 1838 kam Herr Widemann wieder, und fand, die Vertheilung unterliege großen Schwierigkeiten, erstattete in dieser Hinsicht einen sehr gründlichen, umfassenden, tief in die Wasservertheilungskunst eingreifenden Bericht, darob die Regierung erstaunte und erschrack. Ich schrieb nun an Herrn Regierungsrath Bürgi, und bezeichnete ihm eine Methode der Vertheilung, nach der jeder Steinmetz oder Schlosser die Sache in etlichen Stunden in beste Ordnung bringen könne. Nochmalige Untersuchung, und endlich im Winter 1839 kommen ein Zimmermeister und ein Steinmetz, und richteten im Vorbeigehen, zwar nur provisorisch, die Leitung so gut, daß ich dann Wasser die Fülle bekam, wie jeder andere Genosse. Das Beste war noch, daß sie die Schlüssel zu den Brunnenstöcken mitnahmen, wodurch der Willkür einzelner Genossen Gränzen gesetzt wurde. — Wie ich höre, ist mein Brunnen jetzt wieder vertrocknet, denn der Glaubenssturm hat mir auch das Wasserrecht wieder geraubt.

Die werthen Leser dürfen nicht spotten darüber, daß ich eine so unbedeutende Sache gar ausführlich behandelt habe. Es kamen daraus wichtige Schlüsse, und noch wichtigere Folgen. Die Schlüsse sind: 1. Es ist hiedurch vollkommen erwiesen, daß es ungerecht ist, wenn man der am 6. September verjagten Regierung den Vorwurf macht, sie haben Alles überstürzt und übereilt; 2. wird es klar, daß in den Gemeinden des Kantons Zürich noch nicht überall die Behörden Macht haben,

das Eigenthum des Einzelnen gehörig zu schätzen, sondern Stärke und Gewalt noch bedeutend vor Recht gehen. Ueber die wichtigen politischen Folgen dieser Brunnengeschichte in der nächsten Abtheilung.

Mit Gesellschaften in der Stadt war ich mit einer einzigen Ausnahme gänzlich außer Berührung. Es konnten ganze Winter hingehen, ohne daß ich nur einmal Theater, Ball oder Konzert besuchte. Ich kam so zu sagen nie in die Stadt, außer wenn mich die Sitzungen des Erziehungsrathes dahin riefen. War etwa an einem Samstage keine Sitzung, so kam ich wochenlang nicht dorthin, und auch mit keinem Städter in Gesellschaft. Diese Abgeschlossenheit mag bei einem Theil von Städtern, mit denen ich früher öfters freundschaftlich zusammenkam, die Ansicht verbreitet haben, als ob ich einen Theil der Gesellschaft aus politischer Parteisucht gänzlich zu vermeiden trachte.

Nur eine Gesellschaft (der Rest einer größern akademischen, die 1831 im Sturm politischer Leidenschaften zertrümmert worden war), die sich gerade am Samstag Abends, also nach den Sitzungen des Erziehungsrathes, versammelte, besuchte ich regelmäßig.

Da diese Gesellschaft als ein gefährlicher, politisch einflußreicher Klubb verschrieen ward, so muß ich mir erlauben, über dieselben einige Aufschlüsse zu geben. Dieselbe bestand nur aus acht, in letzter Zeit aus zehn Mitgliedern. Der Zweck war: ganz unbefangene Mittheilung und freundschaftliche Erheiterung: Niemand konnte aufgenommen werden, gegen den auch nur Ein Mitglied einiges Bedenken trug, darum die geringe Anzahl; man wollte frei von Rückhalten und Besorgniß sein. Politisirt wurde nur selten; aber fast jeden Abend erfuhr man etwas Interessantes aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft,

der Medizin, dem Militärwesen, dem Schulwesen, obgleich man sich solche Mittheilungen keineswegs zum Zweck setzte, es gab sich dergleichen ohne besondere Anregung. Jugendliche Erinnerungen, spießbürgerliche Beschränktheit und komische Vorgänge im Staatswesen bildeten den Stoff zu froher Unterhaltung. Von politischen Projekten oder gar Verschwörungen war die Gesellschaft ferne; Wer etwa einmal mit Wichtigkeiten dieselbe behelligen wollte, wurde mit Witz und Scherz in das Gebiet harmloser Geselligkeit zurückgeführt. Mir waren diese Abendstunden ein rechter Genuß, eine eigentliche Wohlthat; denn nicht selten war ich von den Mühen der erziehungsräthlichen Geschäfte ganz erschöpft, oder gar durch die Unbill böser Erfahrungen ganz mißstimmt. Ich glaube, ohne diese Gesellschaft hätte ich es eine geraume Zeit im Erziehungsrathe gar nicht ausgehalten. Nur zweimal weiß ich, daß die Republik durch diese Gesellschaft ernstlich bedroht war. Obrist Sulzberger hatte uns erzählt, was für einen ausgezeichneten Virtuosen auf der Trommel er unter seinem Kommando habe. Er wußte unsere Neugier so zu steigern, daß wir endlich ein Trommelkonzert veranstalten ließen. Unser Gesellschaftszimmer war im Kasino. Die Thüre eines Nebenzimmers öffnete sich, und vor uns stand der Trommelmeister gerüstet. Er schlug einige Märsche, um zunächst seine Gewandtheit zu zeigen, und die war wirklich bewunderungswürdig: die Gelenkigkeit der Glieder, die Elastizität der Schlägel, das Durcheinanderwerfen derselben mit der unbegreiflichsten Taschenspielerfertigkeit, bald durch die Füße, hinter dem Rücken, über die Arme, und fort und fort der Rhythmus in strengster Folge, bis ein Wirbel alle Unterscheidung der einzelnen Schläge in ein Rollen und Tosen verschlang, als ob die Welt voll Trommelschläger wäre.

Er bildete das Feuer ganzer Bataillone nach, und kano-

nirte, daß die Wände bebten und die Fenster klirrten, und der Erdboden zitterte: Hören und Sehen war uns bereits vergangen, und jetzt zeigte er erst seine Stärke. Er schlug mit furchtbaren Hieben auf das Trommelfell, die Schlägel flogen drohend auf und nieder, und immer rasender und rasender rollte der Donner, ein Schlag heftiger als der andere, die Decke des Zimmers erdröhnte, der Boden hüpfte auf und nieder, Tische und Stühle tanzten, der Höllenlärm verschlang unser Angst- und Hülfsgeschrei, brüllte durchs Haus und tobte hinaus ins Freie über Stadt und Land. Endlich eine Pause. — Wir fingen an wieder zu athmen. Da öffnet sich rasch die Thüre, und herein tritt schnaubend vor Eifer Herr Stadtrath Gysi, rufend: „So, Sie sind es! Wissen Sie, daß die ganze Stadt in Allarm ist, Feuerlärm in allen Straßen!" — Wir waren ganz erstaunt über diesen Effekt unsers Konzertes: richtig! es schwebten Windlichter von verschiedenen Seiten gegen das Kasino, Löschmannschaft marschirte auf, Feuerwagen rollten dumpf in der Ferne. Das ließ sich wieder abstellen; aber ein anderes Unglück war unersetzlich. Die Herren Räthe hatten sich zu einem guten Mahle unweit der Stadt versammelt, und als eben die besten Schüsseln auf dem Tische dampften, drang der schreckliche Feuerlärm hinein, und rief die Erschrockenen herab zur Stadt.

Ein andermal kam sogar die Regierung in Gefahr. Im Zuchthause waren nämlich sieben durchtriebene Gauner, darunter der famöse Bertrand, in einem Zimmer logirt. Sie nahmen in einer Nacht gemeinsam und geordnet Reißaus. In unsrer Gesellschaft wurde ein ehemaliges Mitglied der Zuchthauskommission geneckt, und da wir auf morgen Mittags zu einem Mahle bei heitern Gästen geladen waren, so hieß es beim Abschied, ich müsse ein Gedicht über die Sieben von Zürich zum Besten geben. Ich kam spät heim, stand früh auf,

um das Gedicht zu fertigen; aber da kam eben so früh mein Herr Gevatter auf Besuch, und einige Lehrer hinter ihm drein. Ich bat nur um eine Stunde Zeit, und das Ding war gelungen. Es war eine Parodie auf das bekannte »Les adieux de Bertrand,« und wurde nach dem Essen dreimal unter großem Gaudium gesungen. Nun aber hatte ein Zeitungsschreiber das Lied erwischt, und am zweiten Tag ging der Scherz durchs ganze Land und drüber hinaus. Die Mitglieder der Zuchthauskommission fanden sich höchlich gekränkt, um so mehr, je größer der Beifall war. Selbst der Konstitutionelle sagte: „Das Lied vom Bertrand erfreut alle Welt." Im Theater wurde eine Anspielung des Komikers rauschend applaudirt, und die Gesellen sangen den Bertrand vorm Rathhaus auf und ab. Das war zu arg, und im Regierungsrathe fiel der ernste Antrag, daß dem Staatsanwald eine Kapitalanklage gegen mich aufgetragen werden sollte. Der Antrag blieb in der Minderheit; denn ein hochgeachter Herr Bürgermeister Heß hatte selbst mitgesungen und mitgelacht. Aber mir brachte die Sache eine tödtliche Feindschaft von einflußreichen Staatsmännern, die ich in böser Zeit hart genug fühlen mußte. Damit die Leser meine Schuld ebenfalls ermessen können, setze ich das Lied hier vollständig bei:

Les Adieux de Bertrand du 9 Mars 1835.

Leb wohl, du theures Haus, für uns erkoren;
Die Freiheit ruft, es muß geschieden sein.
Die Stunden, Brüder, waren nicht verloren,
Da wir gelebt im traulichen Verein.
An Hegetschweiler denket, ihr Gefährten!
Er winket uns mit milder Hand hinaus,
Ja, wir verkünden auf der weiten Erde:
Wie uns gepflegt dieß gastlich edle Haus.

Ob wir auch stehn auf jenen blauen Höhen,
Und frei gebieten über Thal und Wald;
Nie wird dir unser Herzensdank entgehen,
Du Menschenfreund, du frommer Staatsanwald.
Dem Landmann schirmen wir nun Herd und Keller;
Es lebe sicher, wer an Gütern reich;
Wie freundlich winkt uns nicht der Bürger Zeller,
Wer ist an Liebe wohl dem Huber gleich?

Auch wandern wir hinab ans Seegestade,
Wo jener Rittersmann von Kusen wohnt;
Daß unsre Kehle sich im Weine bade,
Wenn biedrer Gruß den treuen Hüter lohnt.
Wie könnten wir dein Angesicht vergessen,
O weiser Meiß! du altes Junkernblut!
Und deine Gunst, wer möchte sie ermessen!
Du sanfter Rüegg, vor Allen mild und gut.

Dem unsre Zunft den Namen schon gegeben,
Dem einen Escher noch den Abschiedskuß.
Sein hoher Geist mög' unsern Sinn beleben,
Daß Wahn und Zweifel immer weichen muß.
Der Andre saß im düstern Richtersaale,
Und schützte unsern schönen Bruderbund;
Auch ihm gießt aus des Dankes volle Schale,
Macht seine Ehre allem Volke kund.

Mit Wehmuth denken wir an jene Stunden,
Da wir, befreit von des Gewissens Joch,
Da wir dein tiefes Glaubenswort empfunden,
Du großer Redner, süßer Pfarrer Schoch!
Und dem Direktor lasset uns noch drücken
Die treue Hand, recht männiglich und warm;
Auch wollen wir noch freundlich still uns bücken
Vor unsrer Wacht, dem schlafenden Gendarme.

Der aber aufgerichtet diese Hallen,
Und sie gestellet undurchdringlich fest,
Dem soll ein feurig Lebehoch erschallen,
So oft wir feiern unsrer Freiheit Fest.
Hinaus, hinaus! ihr treuen Kameraden,
Nur kühnes Wagen führt zur Siegesbahn.
Bald künd' der Ruf von neuen Heldenthaten
Den treuen Wächtern unsern Auszug an.

Wenn uns dereinst im düstern Kerker wieder
Die schwere Last der Sklavenfessel drückt,
Dann fleh'n zu dir um Mitleid unsre Lieder,
O zweiter Penn, den Reue hoch beglückt!
Steh uns dann bei, du großer Gnadenspender;
Wenn Besserung dir unser Mund verspricht.
Des Werks der Liebe herrlicher Vollender,
O Hirzel, du bist unser Hoffnungslicht!

An der gemeinnützigen Kantonsgesellschaft nahm ich mit Eifer Antheil, und lieferte pädagogische Abhandlungen. Auf besonderes Andringen von Seite des Bürgermeisters Heß, damaligen Präsidenten der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, ließ ich mich auch in diese aufnehmen. Bei der Versammlung in Zürich 1836 war man bei der gemeinsamen Mahlzeit sehr vergnügt. Es wurde ein ziemlich einfaches Gedicht herumgeboten, das die Gesellschaft singen sollte. Ich saß bei einigen lustigen Herren, denen das Gedicht nicht sonderlich gefiel. Während nun die Musik die Melodie zwischenein spielte, schrieb ich mit Bleistift eine Parodie zu jeder Strophe. Wir sangen die Parodie, und unsere Heiterkeit steigerte sich zur fast ausgelassenen Lustigkeit. Die Gesellschaft wurde aufmerksam. Auf einer Fahrt nach Wädenswyl sangen wir die Parodie vor den Ohren eines der Festdichter, so

wenig war darin etwas Anstößiges oder Bösartiges, derselbe lachte herzlich mit. Aber man denke! — Im Glaubenssturme 1839 kam es in den öffentlichen Anklagen gegen mich gedruckt vor, ich hätte bei der gemeinnützigen Gesellschaft ein „Zotenlied" gemacht, während die edelsten Eidgenossen in heiliger Begeisterung gewesen.

Im Jahr 1838 besuchte ich diese Gesellschaft in Bern. Die freundliche und achtungsvolle Aufnahme, die ich in größern und kleinern Kreisen fand, gaben mir den Trost, daß die ununterbrochenen Verleumdungen, welche namentlich auch im Berner Volksfreund gegen mich verbreitet wurden, keinen großen Anklang gefunden hatten. Ich lernte Herrn Seminardirektor Rickli und Pfarrer Langhans kennen, die ich in Münchenbuchsee aufsuchte. Auf dem Rückweg kehrte ich in Lenzburg bei dem ehrwürdigen Pädagog Lippe ein, und freute mich innig über die Heiterkeit und Lebhaftigkeit dieses Veteranen. Als ich das Seminar in Lenzburg besuchte, kam ich in den Gesangsaal, und hörte den alten liebenswürdigen Pfyffer Gesangunterricht ertheilen. Die zarte Aufmerksamkeit, welche die Zöglinge dem milden Greisen widmeten, rührte mich recht innig. Mit Seminardirektor Keller schloß ich innigere Freundschaft, und es that meinem Herzen wohl, daß die Aussagen, nach welchen man ihn als meinen Gegner darstellen wollte, als böswillige Erfindungen sich erwiesen.

Bald nach meinem Eintritte in das schweizerische Bürgerrecht wurde ich in die helvetische Gesellschaft aufgenommen. Für das Jahr 1838 war Bürgermeister Heß Präsident und ich Berichterstatter. Bei diesen Zusammenkünften lernte ich den Landammann Sydler von Zug genauer kennen, dessen eigenthümliche Rednergabe wol ohne Gleichen ist. Er beginnt gewöhnlich in abgerissenen, hervorgestoßenen Sätzen. Sein gan-

zes Wesen wird wie von elektrischen Schlägen und Zuckungen aufgeregt, die Geberden und Mienen verkünden einen Sturm im Innern. Die Zuhörer stehen ergriffen, die Bewegung des Redners geht auf sie über: man fürchtet, er werde dem innern Drange unterliegen, aber mächtiger und brausender strömt mit Sturmesgewalt die Rede aus der Brust: Begeisterung sprüht aus dem Munde des begeisterten Redners, unwiderstehlich hat er Alle mit fortgerissen. Den bebenden Herzen entquillt ein brausendes Lebehoch, während der Redner sich niedersetzt, als Einer, über dem der Geist des Herrn die Gabe, mit feurigen Zungen zu reden, ausgegossen.

Bei der Versammlung in Baden 1838 ergriff mich vor dem Tage meiner Berichterstattung eine tiefe Schwermuth. Ich war mit Herrn Ott-Usteri und Herrn Ziegler vom Egli tief in die Nacht noch auf, und erzählte ihnen im Voraus alles Unglück, das über den Kanton Zürich herein zu brechen drohe. —

V.

Der pädagogische Beobachter.

Als eine größere Anzahl von Seminaristen bereits auf Schulen wirkte, als die meisten Lehrer einen Kurs im Seminar mitgemacht hatten, und sich allmälig mehr Uebereinstimmung in Ansichten und Verfahren zu gestalten anfing, hielt ich für zweckmäßig, daß zwischen dem Seminar und dem Lehrstande und zwischen den Mitgliedern des letztern eine Verbindung gestiftet würde, durch welche eine allgemeine, öffentliche Erörterung der wesentlichen Frage der Schulreform möglich würde. Hauptsächlich in dieser Absicht gründete ich den pädagogischen Beobachter, der wöchentlich in einem Bogen bei Orell, Füßli u. Komp. erschien.

Für jeden Jahrgang wählte ich mir einen Hauptgegenstand, wie er mir besonders im Bedürfnisse der Zeit zu liegen schien. Bei den mancherlei Vorwürfen, die mir des Blattes wegen gemacht wurden, ist es wol erlaubt, den Hauptinhalt der einzelnen Jahrgänge zu bezeichnen.

I. Jahrgang 1835. Hauptgegenstand: die sogenannte neue Lehre im Kanton Zürich. 9 ausführliche Artikel von Nro. 1 bis Nro. 24. — Die Stadtschulen in Zürich. — Das Schulwesen im Kanton Luzern. — Reorganisation der Stadtschulen in Luzern. — Entwurf eines allgemeinen Lehrplans für den Kanton Zürich. — Volksschulwesen im Kanton Thurgau. — Aargauisches Schulgesetz. — Schulhausweihen in Erlenbach, Männedorf, Wädenswyl, Glarus. — Schulreden von Ed. Billeter und Pfarr-Vikar Häseli.

II. Jahrgang 1836. Hauptgegenstand: Schulstatistik. Die elf Bezirke des Kantons Zürich in Tabellen. — Kantone Appenzell, Schwyz, Unterwalden, Bern. — St. Gallen: Organisation; Wurst's Antrittsrede. — Das Gymnasium in Zürich; Escher's Eröffnungsrede. — Gutachten über die Errichtung einer Blindenanstalt in Bern. — Streit über Amovibilität der Lehrer und ihre Besoldung vom Staate. — Körperliche Strafen. — Bluntschli's Synodalrede. — Geographie. — Französische Sprache. — Landwirthschaft der Lehrer. — Geschichte des züricher Seminars. — Ueber Fabrikarbeit der Schulkinder von Pfarr-Vikar Häseli. — Bildung zur republikanischen Gesinnung. — Arbeitsschulen im Kanton Solothurn. — Schulweihe in Fehraltdorf. — Belehrung an ungeduldige Schulgenossenschaften.

III. Jahrgang 1837. Hauptgegenstand: die obligatorischen Lehrmittel nach Plan, Inhalt und Zweck. Gemüthsbildung. — Geographie. — Geometrie. — Gränzen

und Fächer der Primarschule mit Rücksicht auf Stadt- und Landschulen. — Statuten einer Lehrerwittwen- und Waisenkasse. — Neues Gesetz für Sekundarschulen. — Volksbildung in Basellandschaft. — Naturgeschichte. — Schulgesetzgebung im Kanton Bern. — Synodalrede über die Fortführung der züricher Schulreform. — Pfarrer Gutmann's pädagogische Erörterung über Bluntschli's Streitschrift. — Aufenthalt der deutschen Töchter im Welschland. — Die Jesuiten in Freiburg.

IV. Jahrgang 1838. Hauptartikel: a. Entwurf einer Pädagogik. — b. Kulturgeschichtliches aus den Kantonen Waadt, Zug, Bünden, Schaffhausen, Unterwalden, Bern, Zürich, Schwyz, Basel. — Irrthümliche Ansichten über Schulwesen. — Inspektionsberichte. — Grammatisches. — Volksbildung in Island. — Stylübungen. — Ueber Politik und Volksschulen. — Neues Seminarreglement. — Fabrikwesen und Schulen. — Deutscher Sprachunterricht in den französischen Kantonen. — Pflanzenkunde. — Sprachunterricht in Repetirschulen. — Naturgeschichte für Mädchenschulen. — Schulgebet. — Poetische Uebungen. — Französische Sprache in Sekundarschulen. — Realistische Uebungen. — Synodalrede. — Allgemeine schweizerische Schulstatistik. — Sekundarunterricht. — Gesangunterricht. — Gesundheitspflege. — Deutscher Sprachunterricht in Paris. — Blindenanstalt in Bern. — Das große Uebel in Volksschulen. — Waisenanstalten. — Lankaster.

V. Jahrgang 1839. Hauptartikel: Kampf gegen den Umsturz der neuen Ordnung und der freien Schule, und zwar gehören hieher: der Seminarsturm, die Rechtfertigung des Direktors, die Stellung der Geistlichkeit, die religiösen Lehrmittel, Sendschreiben an die XXII., Züchtigung des 22sten, Kommentar zur Frühlingssitzung des Großen Rathes, Briefe

über die Schulreform, Beleuchtung der Beyel'schen Schrift, Fortführung der Schulreform, Kommentar zur Sommersitzung des Großen Rathes, der neue Erziehungsrath, Suspension des Seminardirektors und dessen Rekurs, drei merkwürdige Aeußerungen, der Lehrerverein, Petition gegen Wiedereinführung des Katechismus, Leidensgeschichte der züricher Schullehrer, die Schulreaktion. — Andere größere Aufsätze: Ueber Kalligraphie. — Religionsbildung. — Industrieschule. — Genfer, luzerner und solothurner Schulwesen. — Mineralogie. — Bär's Synodalrede. — Jugendfest im Surenthal. — Taubstummenbildung im Aargau und in Frankreich. — Neues Thurgauer Schulgesetz.

Dieß sind die Gegenstände, welche in ausführlichen Abhandlungen und Artikeln besprochen wurden, und welche fast alle Punkte des Schulwesens umfassen. Neben diesen Hauptartikeln stehen noch Anzeigen von Schul- uud Volksschriften; es wurden aber nur solche beurtheilt, die entweder empfohlen werden konnten, oder vor denen man warnen sollte. Dann waren eine Menge kleiner und größerer Artikel über Schulnachrichten aus den Kantonalorten, aus andern Kantonen und aus andern Ländern. Ferner enthielt der Beobachter ein gedrängtes Protokoll aller Verhandlungen des Erziehungsrathes, so daß jeder züricher Lehrer immer mit den neuesten Beschlüssen bekannt war; so wie auch die Gesetze und Verordnungen vollständig erschienen.

Um das Angenehme mit dem Nothwendigen und Nützlichen zu vereinen, wurden mitunter Auszüge aus Reisebeschreibungen gegeben, humoristische Korrespondenzen zwischen alten und jungen Lehrern und eine Blumenlese aus den neuesten

besten Dichtern, namentlich Platen, Rückert, Lenau u. A.; mitunter erschienen auch neue Gedichte von Peregrinus major und minor und von einzelnen Lehrern.

Der pädagogische Beobachter war hauptsächlich auf die züricher Volksschullehrer berechnet, und für die große Mehrheit derselben scheint er gerade den rechten Ton getroffen zu haben. Uebrigens gingen auch eine Anzahl Exemplare in andere Kantone und ins Ausland, und nicht selten hielten ihn einzelne Väter und Mütter, die am Erziehungswesen besonderes Interesse nahmen.

Es ging mir mit dem Blatte wie jedem Redaktor, ich konnte es nicht Allen recht machen, und erfuhr manchen Tadel. Einige glaubten, sie würden das Ding viel geistreicher machen; Andere meinten, es sollte Alles viel tiefer und wissenschaftlicher gegeben sein; wieder Andere fanden den Ton zu weltlich, und nicht Wenige blickten mit Verachtung auf ein Blatt, das sich fast ausschließlich mit den Volksschulen beschäftigte. Die Majorität des Erziehungsrathes mochte den Beobachter nicht leiden, weil sie darin ein neues Mittel für den Einfluß des Seminardirektors sah, und die Mehrzahl der Geistlichen war demselben ganz abhold, weil er gleichsam als Wächter und Schutzredner der Volksschullehrer bei jedem Eingriff und Uebergriff laut seine Stimme erhob. Mit den Gelehrten hatte er es ganz verdorben, und die regierenden Herren schnitten ihm mitunter ein schiefes Gesicht.

Wir möchten den pädagogischen Beobachter eben auch nicht ganz rein waschen, er hatte seine Mücken und Schwächen; aber darauf wollten wir es doch ankommen lassen, daß er bei einer unparteiischen Vergleichung mit andern Blättern gleicher Aufgabe gewiß in einem ziemlich günstigen Lichte erscheinen würde, und sich namentlich ein Schatz von Originalideen in demselben

finden dürfte, den man in andern Schulzeitungen oft vergeblich suchte. Uebrigens sollte man dem Redaktor wol auch darum Etwas nachsehen, weil er bei der Sache viel Mühe, Sorgen und Verdruß und wenig Wolle hatte. Die Anzahl der Abonnenten war etwa 350, die ganze Einnahme also 700 fl. jährlich. Davon mußte man dem Staat wöchentlich über 2 fl. Stempelgebühr bezahlen, also ungefähr 1/7 der ganzen Einnahme, und da läßt sich denken, wie wenig der Setzer, Drucker, Papierhändler und Expeditor dem Verleger und Redaktor übrig ließen.

Drei widrige Berührungspunkte, auf die mich der pädagogische Beobachter mehr oder minder hingeleitet, war der Bluntschlihandel, die Hochschuldebatte und die Feindschaft vieler Geistlicher. Ueber diese drei Punkte muß ich besondere Aufschlüsse gewähren.

a.

Der Bluntschli-Streit.

Dadurch, daß ich, dem Wunsche mehrerer Schullehrer entsprechend, in den Jahrgängen 1836 und 1837 auch Notizen über politische Neuigkeiten in den pädagogischen Beobachter aufnahm, gerieth ich in eine literarisch-politische Fehde mit Dr. Bluntschli, die wesentlich dazu beitrug, das Getümmel der politischen Streitigkeiten über meinem Haupte zusammen zu ziehen. Ich würde nicht einläßlich auf diesen veralteten Handel eintreten, wenn nicht einerseits mich der Vorwurf treffen könnte, als ob ich im Gefühle der Schuld und der Niederlage denselben verschweigen wollte, und anderseits nicht in der That dieser Handel, der meinen grimmigsten Feinden keineswegs zur Ehre ausgefochten wurde, zu dem Unglück, das im Jahr 1839 über mich losbrach, hauptsächlich mitwirkte, da

eben der nun mächtige Dr. Bluntschli der Rache den vollen Lauf lassen konnte.

Ich habe schon an einigen Stellen Belege dafür gegeben, daß ich zu Dr. Bluntschli nach seiner Rückkehr von deutschen Universitäten in ziemlich freundlichen Beziehungen gestanden bin. Wir sahen uns bei Staatsschreiber Ferd. Meyer und in Vereinen. Ich wurde sogar in Abendgesellschaften eingeladen, die in der Bluntschli'schen Verwandtschaft veranstaltet wurden. Bluntschli kam zu mir ins Institut; ich besuchte ihn in seiner Wohnung. Wöchentlich trafen wir uns einige Zeit in der Gesellschaft des Vaterlandsfreundes. Unsere politischen Ansichten wichen ab, aber wir konnten freundschaftlich darüber sprechen. Mein Sylvesterlied und später noch das Bertrandlied hatten Bluntschli's Beifall; wie rühmend er sich über meinen Vortrag in der Synode 1834 aussprach, ist S. 81 bemerkt, ebenso S. 90, wie er sich über die Leistungen des Seminars und über meine Methode aussprach, und S. 6, wie er gegen meine Entfernung aus dem Erziehungsrath sich äußerte.

Was allmälig eine steigende Erbitterung unter den Liberalen gegen Bluntschli hervorbrachte, das waren die mit † bezeichneten züricher Artikel in der allgemeinen Zeitung; doch äußerten sich hierüber die Blätter anderer Kantone heftiger, als die zürcherischen. Diese Erbitterung war verzeihlich, denn der Kampf ward auf ein Feld gezogen, auf dem sich die Liberalen nicht vertheidigen konnten, weil die allgemeine Zeitung ihnen nicht offen stand; so z. B. versuchte Ldw. Snell einigemal Gegenartikel in gemessener Sprache zur Aufnahme zu bringen, aber es ward ihm nicht gestattet.

Dr. Keller war früher Bluntschli's Lehrer. Ungeachtet der abweichenden politischen Ansichten suchte ersterer, Präsident des Obergerichtes, letztern beim Austritte des Ober-

richters Ulrich im Frühjahr 1837 in das Obergericht zu befördern. Man mag über die Schroffheit der sogenannten Radikalen sagen, was man will, sie ging nie so weit, tüchtige Männer bloß um politischer Ansichten wegen von einer Stelle auszuschließen. Wer dieß bestreitet, den weisen wir nur auf die beiden Junker Meiß, Finsler, Prof. Ldw. Hirzel, Ferd. Meyer, Prof. Escher und noch viele Andere; wurden ja sogar Männer wie Jk. Bürgermstr. Weiß, von Muralt, Spöndli, Rahn nicht ausgeschlossen, sondern sie schlossen sich selbst aus.

Genug, Keller betrieb Bluntschli's Erwählung zum Oberrichter aus allen Kräften, ja er setzte dessen Eintritt als Bedingung seines Bleibens in jener Behörde; aber der Große Rath war über die Bluntschli'schen Zeitungsartikel erbittert: Bluntschli wurde nicht gewählt, und Keller hielt Wort; er legte die Obergerichtspräsidentenstelle nieder, und trat aus der Behörde.

Ueber diesen Vorgang nun schrieb ich wörtlich Folgendes im pädagogischen Beobachter Nro. 14 vom 7. April 1827: „Dr. Bluntschli wird als Jurist geachtet; Wissen„schaft und Gewandtheit besitzt er in sehr bedeut„samem Grade. Aber es will uns scheinen, es sei „viel, fast zu viel vom Züricher Großen Rathe ge„fordert worden, eben diesen jungen Mann zu wäh„len, der sich selbst nicht nur in inländischen, son„dern auch in ausländischen Blättern oft und stark „gegen die jetzigen politischen Einrichtungen aus„gesprochen, ja dieselbe aufs bitter ste verhöhnt und „deren Beseitigung als so nothwendig bezeichnet „hatte, als ob selbst fremde Einwirkung nicht „zurückzuweisen wäre. So konnte man wenigstens „Bluntschli's politische Ansicht aus der allgemei-

„nen Zeitung auffaſſen; ſo bezeichneten ſie ſeit „Jahren alle Zeitungen der liberalen Partei. Und „nun ſollte auf einmal der Große Rath von Zürich „dieſem jungen Mann eine der höchſten Ehrenſtellen „anvertrauen! Iſt es nicht, man habe das beinahe „Unmögliche zum Ziele nehmen wollen? Es ſcheint „uns vor Allem klar: Von keiner Seite hätte man „Keller's Austritt an Bluntſchli's Eintritt ſetzen „ſollen." —

Dr. Bluntſchli ſchien auf den Gedanken gerathen zu ſein, als ob ich und meine Freunde weſentlich dazu mitgewirkt hätten, ihn bei vielen Mitgliedern des Großen Rathes in Ungunſt zu ſetzen. Hätte er mein Verhältniß zu Keller, Ulrich und Füßli nur einen Augenblick bedacht, er würde ſeine Täuſchung ſogleich berichtigt haben. Ueberhaupt darf ich öffentlich ſagen, daß ich während der Zeit der Großrathsverſammlung nur faſt gar nie nach Zürich ging, in der ganzen Reihe von Jahren kam ich ein einziges Mal auf die Rathsſaal-Tribüne. Daß Bluntſchli dieſe Anſicht hatte, darauf führt ſeine Hinweiſung in Nro. 29 des Konſtitutionellen vom 14. April 1837, wo er von Solchen ſpricht, die in Wirthshäuſern verleumden, und dann mich bei meiner Ehre auffordert „Stellen aus ſeinen Artikeln zu bezeichnen", durch welche ſich die Anſchuldigungen rechtfertigen ließen. Dieſer Aufforderung ſuchte ich zu genügen, und gab eine Reihenfolge ſolcher Stellen in Nro. 20, 21, 23 des pädagogiſchen Beobachters 1837.

Bluntſchli's Erbitterung ſtieg aufs höchſte; er hatte die vollſtändigſte Ueberzeugung, daß ich ſein heftigſter Feind ſei, und nach Kräften überall dazu beitrage, ihn in Mißkredit zu bringen. Er verfaßte eine „Streitſchrift", die zu Anfang Septembers 1837 bei Beyel in Frauenfeld erſchien, und die

ganz in dem Sinne abgefaßt war, es gelte einem Todtfeind, und somit sei auch ein tödtlicher Angriff gerechtfertigt. In der That war es auf nichts Geringeres abgesehen, als mich in moralischer, literarischer und pädagogischer Hinsicht todt zu schlagen. Die Streitschrift besteht aus drei Abtheilungen, die erste bezieht sich aufs Politische, und sollte den moralischen Todtschlag bereiten. In seiner heftigen Gemüthsaufregung fand Bluntschli in jedem unbestimmten Ausdruck eine versteckte Verleumdung, in jedem Versehen eine Lüge und in jeder ungünstigen Zufälligkeit eine böswillige Absicht. Ich wurde zum Jesuiten gestempelt, weil mein Taufvorname mit dem Loyola's gleichklinge, und weil ich Sätze schreibe, denen man gerichtlich nicht beikommen könne. Ich hatte die Beweisstellen in der allgemeinen Zeitung angemerkt; ein guter Freund*) schrieb sie heraus, klebte die Fetzchen zusammen, und beging die Unvorsichtigkeit, aus dem Jahrgang 1833 fünf Stellen unter den Jahrgang 1834 zu ordnen, und nun mußte ich absichtlich ein falsches Datum gesetzt haben. Der Umstand, daß ich nur einzelne Stellen gegeben, galt als Verstümmelung, obgleich nie eine solche Stelle verletzt worden war. Kurz das Resultat des I. Abschnittes sollte klar zeigen, daß ich aus lauter Unwahrheit und Bosheit zusammengesetzt sei, und Verdächtigung in religiöser Hinsicht sollte der Sache den letzten Druck geben.

Der II. Abschnitt betraf den pädagogischen Beobachter. Dem war nun ernstlich nicht viel anzuhaben. Doch wurde zunächst die Verdächtigung hingeworfen, als ob es sich um ökonomische Vortheile handle, und dann wurden als Haupt-

*) Dieser Freund war 1837 in einer Lage, die Schonung verdiente, darum erwähnte ich dieses Umstandes nicht. Jetzt wird er sich auf Verlangen selbst nennen.

bestandtheil des Blattes eine Reihenfolge von etlichen 20 reisebeschreibenden Briefen, die kaum den fünften Theil von soviel Nro. bilden, herausgenommen, und aus diesen einige Stellen als gemein. und schlecht herausgezogen, so wie einige politische Notizen.

Der III. Abschnitt führte die Ueberschrift „die Scherrischen Lehrmittel", und sollte von verschiedenen Fachmännern bearbeitet sein. Da waren aber gerade die wesentlichsten meiner Lehrmittel, Tabellenwerk und 1stes Lesebuch — gar nicht aufgenommen; hingegen „der Bildungsfreund", der haupsächlich als Lesebuch für den gebildeten häuslichen Kreis bestimmt war, und niemals als Lehrmittel dem Erziehungsrathe angeboten, noch von ihm als solches besonders anerkannt war. Ueberdieß zeigte sich eine solche Unkenntniß der Sache, daß mir Abtheilungen von Lehrmitteln zugeschrieben wurden, die ich gar nicht verfaßt hatte, und hingegen andere weggenommen waren, die mir offenbar zugehörten.

Die ersten Tage nach dem Erscheinen der Streitschrift herrschte ein großer Siegesjubel unter meinen Feinden. Bald indeß merkten sie, daß der Kampf keineswegs geendigt sei. Ich faßte Bluntschli zuerst da, wo er sich die größte Blöße gegeben. Er hatte alle Schriften, als deren Verfasser er mich glaubte, als elend und unbrauchbar herabgemacht, hingegen diejenigen Theile der Lehrmittel, die er von andern ihm befreundeten Männern verfaßt hielt, desto mehr gelobt. So rühmte er die Erzählungen aus der Weltgeschichte gar sehr, nannte sie das Werk einer „Meisterhand" u. s. f. Er glaubte nämlich, diese Abtheilung sei von Professor Hottinger bearbeitet, und dieser bestärkte ihn darin durch eine öffentliche Erklärung, weil er nicht wußte, daß ich sein Manuskript umgearbeitet und den größern Theil des Stoffes ganz

neu hinzugefügt hatte. — Ich forderte nun Herrn Professor Hottinger auf, mit zwei seiner Freunde zur Untersuchung der Sache zu kommen, mit dem Bemerken, ich werde ein Gleiches thun. Er kam mit Professor Orelli und Dr. Baiter, ich mit Pfarrer Bullinger und Pfarrer Gustav Schweizer. Die Untersuchung begann, und obgleich die Kommission bezeugte, daß ich mit der größten Loyalität bei der Ausscheidung des Stoffes verfahren, so zeigte sich eben, daß der größere Theil desselben mein Eigenthum sei. Eine öffentliche Erklärung der Kommission überwies Bluntschli seines Unrechts. Ein Aehnliches begegnete ihm mit den „Mittheilungen aus dem Gebiete der Erfindungen und des Gewerbswesens", als deren Verfasser er einen andern Professor wähnte, die aber gänzlich von mir herrührten; anderseits hatte mir Bluntschli die Fehler und Mängel schriftstellerischer Arbeiten aufgebürdet, die bekanntlich gar nicht von mir verfaßt waren, und wozu selbst die andern Bearbeiter mit Namensangabe standen.

Schon dieses Vorspiel meiner Vertheidigung machte Manchen seiner Freunde stutzig, als aber nach wenigen Tagen meine ausführliche „Beleuchtung" seiner Streitschrift erschien, die ganz das Gegentheil seiner heftigen, hochfahrenden Ausdrucksweise war, da änderte sich die Stimmung entschieden zu meinen Gunsten. Seine Donnerworte: „Ich will ihn so herunter schleudern, daß ihn das Aufstehen verdrießen soll" erschienen nachgerade als Ausdruck ohnmächtiger Leidenschaft, und wurden zum Gespötte. Seine Hauptanklage in politischer Rücksicht bestand darin, daß ich ihm Schuld gebe, er habe fremde Intervention herbeirufen wollen. Diese Intervention übersetzte dann Bluntschli selbst mit „fremder Einwirkung"; nun konnte ich seine Anklage schlagend mit folgender einfacher

Erklärung zurückweisen: „Dr. Bluntschli nimmt also Einwirkung und Intervention als gleichbedeutend. Gut, so hat er wirklich eine Intervention gewünscht. Er sagt in einem Artikel der allgemeinen Zeitung, den er als den seinigen anerkennt: „Unabhängige Schweizer müssen nur wünschen, daß auch die Gesandten anderer Mächte auf leitende Personen und Regierungen wirken möchten." 1834 Nro. 142.

Wo er mich in sittlicher Hinsicht verdächtigte, da durfte ich ihm zurufen: Ich fordere Sie zu Beweisen Ihrer Angaben auf, und wenn Sie diese nicht leisten, so müssen Sie Ihren Irrthum gestehen; denn ich möchte Sie nicht als einen Schurken vor dem Publikum stehen sehen."

So durchging ich seine Abschnitte, und zeigte von Schritt zu Schritt deren Falschheit. Er berief sich auf Nägeli's Urtheil; ich ließ einen Brief desselben abdrucken, der gerade das Gegentheil von Bluntschli's Urtheil aussagt. Er beschuldigte mich eines literarischen Diebstahls mit Bezug auf Becker's Sprachwerke, ich hielt ihm einen Brief von Becker selbst entgegen, der ihn Lügen strafte. Er bezeichnete die (mißlungenen) Lehrmittel als mein Werk (wofür ich dann auch verantwortlich wäre); ich wies ihn auf Preisaufgaben des Erziehungsrathes, auf die Prüfungskommission, auf die Berichte, auf die Genehmigungen. Er beschuldigte mich der eigennützigen Zudringlichkeit bei der Abfassung obligatorischer Lehrmittel; ich bewies ihm durch Beschlüsse des Erziehungsrathes, daß mir diese Arbeiten größtentheils abgenöthigt und aufgedrungen worden waren. So von Schritt zu Schritt zeigte ich die Böswilligkeit und Unhaltbarkeit der Bluntschli'schen Behauptungen, und der Siegesjubel verstummte. Staatsanwald Ulrich, den Niemand einer Schmeichelei fähig halten wird, schilderte mir die betrübte Stimmung der Bluntsch-

li'schen Partei in einem längern Briefe (Beilage 20); aber jetzt traten noch andere Kämpfer auf; denn nur zu deutlich merkte man, daß es nicht nur meiner Person, sondern dem neuen Schulwesen gelte. Ludwig Snell schrieb in Nro. 74 des Republikaners vom 15. September einen größern Aufsatz unter dem Titel: „Seminardirektor und Erziehungsrath J. Th. Scherr und seine Lehrmittel." Dieser Artikel erregte gewaltiges Aufsehen. Er ist aber auch ein Meisterstück eines erfahrnen journalistischen Kämpfers, Mark und Bein durchschneidend, und doch nirgend in Roheit oder Leidenschaftlichkeit übergehend. Dann folgte Pfarrer Gutmann von Greifensee mit einer Abhandlung: „Dreißig in der Bluntschli'schen Streitschrift niedergelegte Proben von Sachkenntniß, Ehrlichkeit und Achtung des Volkssinnes", in der viele offenbare Verdrehungen und Mißdeutungen Dr. Bluntschli's klar und unbestreitbar nachgewiesen waren. Bluntschli's Organ, der Konstitutionelle, setzte zwar seine Anklagen gegen mich fort; ganz regelmäßig fast von Woche zu Woche wurde ich irgendwie beschimpft und angeschwärzt. Nro. 38 vom 11. Mai 1838 dieses Blattes machte endlich die Sache zu toll; das Maß war voll, ich führte gerichtliche Klage. Dr. Schauberg, ein deutscher Advokat, stellte sich als Verfasser vor Gericht. Man zweifelte häufig daran, ob er wirklich der rechte sei, und der Staatsanwald sprach diesen Zweifel offen vor den Schranken des Gerichts aus. Am 15. November 1838 erfolgte der Spruch des Obergerichtes:

gefunden:

Herr Schauberg sei der Verletzung der Amtsehre durch Verleumdung und Beschimpfung schuldig.

Herr Scherr sei einer Beschimpfung nicht schuldig.

erkennt:

1) Seien die ehrverletzenden einzelnen Aeußerungen aufgehoben und als folgenlos erklärt;
2) Sei dem Herrn Schauberg eine Buße von 120 Franken aufgelegt.
3) Sei Herr Scherr freigesprochen.
4) Sei letzterm gestattet, vorliegendes Urtheil auf Kosten des Herrn Schauberg in ein hiesiges öffentliches Blatt einrücken zu lassen.
5) Habe Herr Schauberg die sämmtlichen erst- und zweitinstanzlichen Prozeßkosten und an Herrn Scherr eine Entschädigung von 32 Franken zu bezahlen.

Dr. Bluntschli rächte sich dadurch, daß er als Korrespondent der allgemeinen Zeitung mich in politischer, pädagogischer und literarischer Hinsicht in einen übeln Ruf im Ausland zu bringen suchte, und hier hatte er ein sicheres Feld, denn seine Gegner konnten ihn auf demselben nicht verfolgen. Herr Schauberg aber erhielt nach dem Glaubenssturme die einträgliche Stelle eines Gerichtsschreibers in Zürich.

b.

Die Hochschuldebatte.

Eine andere unangenehme Fehde zog mir der pädagogische Beobachter dadurch zu, daß er sich erlaubte, einen Artikel in Bezug auf die Hochschule zu schreiben. Ich erinnere mich der Veranlassung zu diesem Artikel ganz genau, und glaube dieselbe auch hier näher bezeichnen zu müssen.

Seit einigen Jahren hielt sich ein Engländer, Dr. Beddoes, in Zürich auf; ein junger Mann von sehr ausge-

breiteten wissenschaftlichen Kenntnissen, wohlhabend genug, um mehr ausgeben zu können, als in Zürich nöthig war, dabei aber der vollständigste Inbegriff aller Sonderbarkeiten, die uns an den Söhnen Albion's auch in weit minderm Maße schon so sehr auffallen. Er machte sich ein Vergnügen daraus, die friedlichen und geregelten Kaffeehausbesitzer durch die wunderlichsten Streiche zu necken, und selbst hochgestellte Personen durch ein Benehmen à la Falstaf unbarmherzig zu tribuliren. Dieser Dr. Beddoes bereitete nun den Zürchern ein eigenes Schauspiel. Als ein zweiter Wilhelm Meister wollte er auf der Bühne debütiren, und wählte Shakespear's Meisterstück, Heinrich IV. Ein deutscher Improvisator von ungemeiner Leibesfülle schien zur Rolle Falstaf's besonders geeignet. Beddoes hielt denselben mehrere Monat in trefflicher Kost, wahrscheinlich um an ihm die körperlichen Eigenschaften Falstaf's noch besser herauszutreiben, und endlich miethete er für einen Abend das ganze zürcherische Theater, honorirte und bewirthete die mitspielenden Akteurs aufs großmüthigste, trat selbst als Percy auf, und freute sich des vollen Hauses, das durch Ehrenbillete von seinen Freunden und ihren Bekannten besetzt war.

Ich hatte auch zwei Billete erhalten, und ermangelte nicht, mich auf dem Platze einzufinden. Einige Szenen waren recht befriedigend. Percy sprach zwar sein Deutsch mit ganz englischem Dialekt, aber für das erste Auftreten leistete er gar Annehmbares. Hingegen war der improvisirte Falstaf eine ganz verfehlte Person. Als er zum Beispiel in der Szene bei Ueberfall der Reisenden um seine Pferde jammerte und über die Last seines Leibes klagte, sprang er mit tänzerischer Behendigkeit auf den Brettern herum. Nicht einen Funken des Falstaf'schen Humors hatte er aufgefaßt. Ich ging etwas ver-

drießlich weg, ehe das Stück geendigt war, und traf in einem Gastzimmer einen meiner Freunde. Wir zwei saßen ziemlich lange beisammen, und unterhielten uns sehr ernsthaft über das niedere und höhere Schulwesen. Mein Freund drückte seine Verwunderung darüber aus, daß bei herrschender Preßfreiheit noch gar nie die Uebelstände zur Sprache gekommen, die der Hochschule wesentlich zum Nachtheil gereichten. Dieses Thema besprachen wir sehr einläßlich, und mein Freund billigte es, daß der Gegenstand etwa im pädagogischen Beobachter angeregt würde. Der Freund, mit dem ich mich so unterhielt, war von Anfang an einer der eifrigsten Beförderer der Hochschule, und erprobte sich als deren treueste Stütze selbst in der Zeit, als das Glaubenskomité seinen Schutzmantel über dieses Institut ausgebreitet, und dadurch dieselbe in wirkliche Gefahr gebracht hatte. Ich sage dieß darum ausdrücklich, weil daraus schon erhellet, in welcher Absicht ich von der Hochschule sprechen wollte. Kaum hatte ich aber im pädagogischen Beobachter angedeutet, daß die Verhältnisse der Hochschule zur Erörterung kommen sollten, so war es meinen Feinden genug, um überall zu verbreiten, ich wolle mich zum Sprecher und Führer gegen die Hochschule hergeben.

Der pädagogische Beobachter 1838 Nro. 6 brachte nun einen ausführlichen Artikel, in welchem er von der Thatsache ausging, daß einige günstige Annahmen, die bei Errichtung der Hochschule in Aussicht standen, sich nicht erfüllt hätten, und daß namentlich die Errichtung der Hochschule in Bern, die Erhaltung jener in Basel und das Verbot des deutschen Bundestages den Besuch der züricher Hochschule in einer Art beschränkt habe, die ernste Besorgnisse erregen müsse. Dann wurden einige Uebelstände in der philosophischen und staatswissenschaftlichen Fakultät mit größter Schonung und

mit Vermeidung aller Persönlichkeiten angedeutet, und endlich einige bescheidene Vorschläge gemacht, um die Hochschule desto wirksamer für den Kanton einzurichten, da ihr ein weiterer Kreis versperrt sei. Jeder unbefangene, redliche Leser mußte sich überzeugen, daß hier keine feindliche Absicht gegen die Hochschule vorwalte, sondern die Sache bloß im Interesse derselben besprochen werden wollte. Die Neue Züricher Zeitung (Nro. 19, 12. Februar 1838) faßte den Artikel ganz in diesem Sinne auf, und freute sich über die offen vorliegende Absicht; so noch mehrere Blätter, unter denen auch die Bundeszeitung. Meine bösen Feinde aber verkehrten mir jedes Unternehmen zum Schlechten und Argen. Der Konstitutionelle schob mir die Absicht unter, ich wollte mir dadurch den Weg in den Großen Rath bahnen, spottete, wie ich zum Besten gehalten worden sei und dergleichen. So war stets diese Partei. Jahrelang hatte sie über das Volksschulwesen, über das Seminar, über dessen Direktor, über die Lehrmittel und die jungen Lehrer Alles ausgegossen, was nur Irrthum und böser Wille auffinden konnten; jetzt da einmal ein bescheidenes Wort über die Hochschule ausgesprochen wurde, konnte man vor Aerger sich kaum mehr fassen, und es war eine ausgemachte Sache, daß der Verfasser eines solchen Artikels der größte Feind der Hochschule und der Wissenschaft sein müsse. Ich wies mit tiefster Entrüstung die mir böswillig unterschobenen Absichten zurück, und nun fiel man mit persönlichen Schmähungen und Beschimpfungen über mich her, die wol auch den Geduldigsten hätten aus der Fassung bringen können. Was meine Bitterkeit noch steigerte, war die Erinnerung, wie Bluntschli sich rühmen durfte, die wissenschaftlichen Fachmännner seien ihm mit größter Bereitwilligkeit in der Abfassung seiner Streitschrift beigestanden. In der heftigsten Aufregung ließ auch

ich mich zu persönlichen Angriffen hinreißen, die allerdings mehrere akademische Lehrer tief kränken mußten, und was nur dadurch in Bezug auf einige entschuldigt werden konnte, daß ich meine Gegner förmlich ersucht hatte, mich nicht zu solcher Wiedervergeltung zu treiben. Ich sah bald ein, daß auf dem Wege verletzender Persönlichkeiten nichts Gutes erreicht werde, und schrieb nun eine Reihe von Artikeln, in welchen ich mich rein an das Sächliche hielt, die Mängel und Fehler der Hochschule nachwies, und nach bester Ueberzeugung heilsame Vorschläge machte. Ein Gegenstück zu diesen Artikeln bildeten die Basler Briefe im Konstitutionellen, die sich im Tone der abgeschmacktesten Gelehrteneitelkeit bewegten, auf persönlichen Kränkungen sich forttrieben, und am Ende, wo es auf Rathschläge ankam, eine vollständige Rathlosigkeit, eine ärmliche Befangenheit in veralteten Formen und einen gänzlichen Mangel an organisatorischer Fähigkeit an den Tag legten. Von dieser Zeit an hatte ich bei dem größern Theil der Züricher Gelehrtenwelt alle Gunst verloren, mußte jedoch manchmal den lächerlichen Hochmuth von Solchen bemitleiden, die noch vor so kurzer Zeit gar demüthig sich zu benehmen pflegten. Die Hochschuldebatte brachte mir viel Verdruß, aber auch manche lehrreiche Erfahrung. So ist es mir zur vollendeten Ueberzeugung geworden, daß viele Gelehrte, festgebannt in eingelernten Formen und Ansichten, zu jeder reformatorischen Thätigkeit im Sinne der Zeit, des Volkes und seiner Bedürfnisse unfähig sind. Eine Hochschule nach dem deutschen Schnitte und mit solchen Doktoren würde es für die Wissenschaften immer noch ersprießlicher halten, gar keine Vorlesungen zu geben, als sich darin den Bedürfnissen und Umständen des Lebens anzuschließen.

Zu bemerken habe ich endlich noch, daß es mir ein

Leichtes gewesen wäre, die Unbill, welche ich in der Sache erlitten, größtentheils auf Andere hinzulenken; ich wollte sie aber vor Kränkungen bewahren, so wie ich aus gleichem Grunde auch keinen jener Briefe im Anhange gebe, die mir am Ende der Debatte den Beifall höchst achtbarer Männer ausdrückten.

c.

Das Verhältniß zur Geistlichkeit.

Das Verhältniß der neuen Volksschule und meine persönlichen Beziehungen zur Geistlichkeit muß ich um so eher einer besondern Betrachtung unterlegen, als hier wol die meisten Leser die Quelle aller Zerwürfnisse und des Unglücks, das über die Volksschule hereingebrochen ist, suchen dürften.

Man hört hier an der Spitze der Beschwerden die Klagen daß der Geistlichkeit zu wenig Einfluß auf die neue Volksschule eingeräumt worden sei.

Wir wollen auf gesetzliche Bestimmungen, auf Thatsachen und Personen hinweisen, und dann dem Publikum überlassen, in wiefern jene Klage gegründet sei.

Der §. 1 des Gesetzes über die Gemeindsschulpflege, bestimmt: daß der Pfarrer als solcher, ohne Wahl, der Präsident der Schulpflege sei.

Der §. 1 des Gesetzes über die Bezirksschulpflegen bestimmt, daß unter den 7 Mitgliedern dieser Behörde zwei Geistliche sein müssen.

Diese zwei Bestimmungen, welche dem geistlichen Stande als solchem ein gesetzliches Recht auf die Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens einräumen, findet man in den Schulgesetzen andrer Kantone nicht. Zu Präsidenten der Bezirksschulpflegen wurden in der Regel Geistliche gewählt, zum

Beispiel: Bezirk Zürich Pfarrer Waser, Bezirk Knonau Pfarrer Stahl, Bezirk Uster Dekan Finsler, Bezirk Hinwyl Pfarrer Schweizer, Bezirk Bülach Pfarrer Waser, Bezirk Winterthur Pfarrer Strauß, Bezirk Andelfingen Dekan Vögelin, Bezirk Regensberg Pfarrer Brunner.

Im Erziehungsrath ist zwar eine Anzahl geistlicher Mitglieder nicht gefordert, aber von den 15 Mitgliedern waren immer 5 — 6 geistliche. So saßen gleichzeitig in der Behörde: Pfarrer Weiß, Pfarrer Bleuler, Pfarrer Schoch, Professor Orell, Professor Escher. Neben ihnen saßen zwei Kirchenräthe, HH. Hüni und Meyer, und noch einige entschiedene Freunde der Kirche, z. B. Nägeli, so daß das kirchliche und geistliche Element die Majorität bilden konnte.

Die Kommission für die Purifikationsprüfungen bestand neben dem Seminardirektor aus vier Geistlichen: Kirchenrath Bullinger, Pfarrer Bleuler, Pfarrer Fries, Vikar Dändliker. In den Kommissionen für die öffentlichen Prüfungen am Seminar, für die Aufnahmsprüfungen, für die Konkursprüfungen waren immer mehrere Mitglieder der Geistlichkeit.

Die Lehrmittel wurden großen Theils von Geistlichen oder unter ihrer Aufsicht, Prüfung und Genehmigung herausgegeben, und zwar:

Das Sprüchbüchlein von Vikar Dändliker;
das Liederbüchlein von Kirchenrath Vögeli;
die biblische Geschichte von Kirchenrath Vögeli, Pfarrer Bleuler und Pfarrer Weiß;
das Rechenbüchlein von Vikar Dändliker;
die Landkarten, Schönschreib- und Zeichnungsvorlagen, in der Kommission waren Pfarrer Bleuler und Schoch;
zwei Abtheilungen des Realbuches von Pfarrer Schweizer und Gutmann.

Es ist nach diesem Allem keinem Zweifel unterworfen, daß der geistliche Stand einen überwiegenden Einfluß in allen Schulbehörden besaß; die Berichte der Gemeinds- und Bezirksschulpflegen konnten wesentlich als das Urtheil der Geistlichen angesehen werden.

Diese Stellung der Geistlichkeit wurde nicht geschmälert; ein unumstößlicher Beweis hiefür ist, daß, als zu Anfang des Jahres 1839 der Erziehungsrath eine Konferenz mit den Deputirten der Bezirksschulpflegen halten wollte, von 11 Bezirken 9 Geistliche zu dieser Konferenz abgeordnet wurden.

Wenn schon behauptet worden ist, es habe der Erziehungsrath in seinen amtlichen Zuschriften Geistliche gekränkt, so muß ich aufs bestimmteste bemerken, daß diese Behörde niemals den Ton amtlicher Würde verletzte, daß hingegen öfters von Geistlichen Zuschriften an den Erziehungsrath einliefen, die in hohem Grad den amtlichen Anstand gegen die Behörde oder deren Mitglieder mißachteten; ich bezeichne hier nur Zuschriften von Dekan Werdmüller, Dekan Vögeli, Pfarrer Schweizer, Pfarrer Hurter, Pfarrer Hahnhart und noch Andere, wie man sie im Archiv des Erziehungsrathes finden kann. So oft und schwer auch der Erziehungsrath in Hinsicht auf die Geistlichkeit angeklagt wurde, der Hauptvorwurf blieb doch der Seminardirektor. Es wird deswegen wol nöthig sein, daß ich hierüber einige Worte spreche. Wie wenig ich darauf ausging, den Rath der Geistlichen bei der Schulreform zu mißachten, zeigt sich schon darin, daß ich den Entwurf des neuen Schulgesetzes allererst Geistlichen zur Prüfung vorlegte (S. 22, II. Heft). Viele Geistliche haben das Seminar, meine Lehrstunden besucht; ich habe jeden freundlich aufgenommen, und es gerne gehört, wenn sie mir nachher ihre Ansichten eröffneten; ja, ich habe sie darum ersucht. Wenn ich Schulen

inſpizirte, lud ich die Herren Pfarrer ein, der Inſpektion beizuwohnen und freundſchaftwillig, wo ich nicht Mißdeutungen zu befürchten hatte, kehrte ich jedesmal in den Pfarrhäuſern ein, um noch mündlich und vertraulich Rückſprache zu nehmen. Hundert und hundert Zuſchriften erhielt ich von Pfarrern als Präſidenten der Schulpflegen um Rath und Hülfe, und ich ſetzte oft mich ſelbſt eher Verlegenheiten aus, als daß ich nicht, wo immer nur möglich, den Wünſchen entſprochen hätte. Ich könnte hiefür eine große Anzahl Briefe von Geiſtlichen vom letzten Vikar bis zum Antiſtes hinauf vorlegen, und jeden der Betreffenden öffentlich anfragen, wie ich gehandelt habe, ohne einen Vorwurf befürchten zu müſſen.

Man weist mich vielleicht auf den pädagogiſchen Beobachter, indem derſelbe Ausfälle und Angriffe auf Geiſtliche enthalte. Und in der That, wenn ich die Jahrgänge durchgehe, ſo finden ſich einzelne Aufſätze und Notizen dieſer Art vor. Aber es iſt wohl zu beachten, jeder Aufſatz dieſer Art war eine Antwort oder Rückweiſung betreffend einen Angriff, der von geiſtlicher Seite auf die Schule, auf das Seminar, auf mich ſelbſt oder Lehrer vorangegangen. Konnte ich z. B. ſchweigen, als Pfarrer Schweizer von Illau 1835 „ſeinen Traum“ in dem Schweizeriſchen Korreſpondenten zum Beſten gab, in welchem nicht nur niedrige Spöttereien, z. B. „Schär, Schärmus“ u. dgl. zum Vorſchein kamen, ſondern eigentliche Verleumdungen? Konnte ich ſchweigen, als Dekan Werdmüller mich aus purem Mißverſtändniß und in unüberlegter Hitze vor dem Erziehungsrathe der gewaltigen Willkür anklagte; als Pfarrer Hahnhart mich in einem Jahresberichte an die Behörden gröblich beſchimpfte? — Ich könnte jetzt noch eine Sammlung von Klagen drucken laſſen, die mir von einzelnen Lehrern über Geiſtliche zur Einrückung in den pädagogiſchen Beobachter

eingesandt wurden, und die ich nicht nur bei Seite legte, sondern oft verweisend und beruhigend beantwortete. Es mag hier von beiden Seiten gefehlt worden sein; aber die heftigern Angriffe und die tiefern Kränkungen gingen nicht von meiner Seite aus.

Die Ansicht, als ob gerade das von mir geleitete Seminar die Zöglinge zur Anmaßlichkeit gegen Geistliche geführt habe, wird aufs deutlichste durch die Geschichte aller Seminarien widerlegt. In Deutschland, wo diese Institute fast durchweg von Geistlichen geleitet werden, sind dieselben Klagen seit ihrer Gründung geführt worden, und erneuern sich immer in mehr oder minderm Grade. Ich glaube, daß die Schuld dort eben so wenig an den Seminardirektoren liege, als in der Schweiz, vielmehr geht sie aus einer oberflächlichen und unbilligen Beurtheilung der Verhältnisse hervor. Die Seminarzöglinge treten gewöhnlich in einem Alter aus, da jugendlicher Uebermuth sich am offensten äußert; sie sind noch unerfahren im amtlichen Leben und in der geeigneten Beachtung dießfälliger Beziehungen: daher manche Uebereilung von ihnen. Anderseits ist es aber auch ganz gewiß, daß mancher Geistliche vom Schulwesen wenig versteht, und doch regierend eingreifen will. Da verliert der junge Lehrer Vertrauen und Achtung, und wagt um so leichter einen Widerspruch, der sogleich als Anmaßung und Dünkel bezeichnet wird. Ich kenne allerdings auch züricherische Seminarzöglinge, deren Betragen gegen Geistliche unpassend genannt werden muß; wo fände man aber unter Hunderten nicht einige Fehlbare? Daß im Allgemeinen die Zöglinge die Vorwürfe nicht verdienen, das bezeugen ja die Geistlichen selbst. Fast alle mußten vor ihrem wirklichen Austritte Aushülfe leisten; jeder mußte sich bei seiner Rückkehr über sein Betragen durch ein Zeugniß des betreffenden Pfarrers rechtferti-

gen; diese Zeugnisse wurden bei den Konkursprüfungen den Kommissionen vorgelegt, und ich darf mich auf diese berufen, ob nicht die meisten, ja fast alle sehr befriedigende Zeugnisse vorlegen konnten. Wo aber irgend ein Seminarist einen Fehler beging, da mußte ich Schuld daran sein, und wenn er auch nur ein Jahr den Unterricht im Seminar besucht hatte, und der Fehlbarste ward immer als mein Liebling bezeichnet. Das war sehr ungerecht. Gibt es nicht Eltern, die das Verbrechen ihrer Söhne bejammern; gibt es nicht Kinder, deren Geschwister schlechte Thaten ausübten; gibt es nicht Seelenhirten, die von ihren Schafen auf dem Hochgerichte oder im Zuchthaus sahen? Welcher gerechte, menschlichfühlende Beurtheiler würde die Schuld zugleich auf Eltern, Brüder, Seelenhirten wälzen. Welch' furchtbares Unrecht man indessen dem jungen züricherischen Schulstand in der ungünstigen Beurtheilung seines sittlichen Betragens gethan habe, darüber im nächsten Hefte den Aktenbeweis.

Ich stand zu vielen Geistlichen in sehr freundschaftlichen Beziehungen; nennen möchte ich hier keinen, denn ich fürchte, sie könnten dadurch Kränkungen ausgesetzt werden. Es gab aber Leute, die sich ein Geschäft daraus machten, jedes meiner Worte, sogar jeden Scherz in bittere Schmähungen zu verkehren. Sie schrieben jeden den Geistlichen ungünstigen Aufsatz, der in den Blättern jener Partei erschien, zu deren politischen Grundsätzen ich mich offen bekenne, ohne weitere Sachkenntniß mir zu, und dieß fast immer mit vollem Unrecht, ja sogar Schriften, deren Verfasser mir fremd blieben, mußte ich geschrieben haben. Davon jedoch später spezielle Beispiele.

Uebrigens spreche ich offen die Ansicht aus, daß der Haß gegen mich und die neue Volksschule bei Vielen im höhern

Grade seinen Ursprung im Politischen hatte. Man sah, daß die Hauptpersonen in der neuen Ordnung der Dinge mit besonderm Stolze auf die Volksschule, als eines ihrer schönsten Werke, blickten. Man wußte, daß ich mit diesen Personen die politischen Ansichten theile; man glaubte, daß ich häufig in Gesellschaften mit ihnen verkehre (wozu ich, wie schon bemerkt, durchaus keine Zeit gefunden hätte), und hier müssen die tiefern Wurzeln des Hasses gesucht werden. Sage man, was man immer wolle: die Stadtburger Zürich's waren der neuen Ordnung der Dinge stets abhold, und so auch der neuen Volksschule; die Geistlichen des Kantons aber sind zu $^{11}/_{12}$ eben Stadtburger von Zürich, und nur wenige konnten sich über die stadtburgerliche politische Ansicht erheben.

Beilagen

zum

dritten Heft.

Nro. 1.

Ein dritter Beweggrund liegt darin, daß mir die Ueberzeugung innewohnt, es walten zwischen den Ansichten mehrerer Männer, die auf den Gang der Schulreform einwirken, und zwischen meinen diesfälligen Ansichten bedeutende Differenzen, sowol in Bezug auf die Fortführung der Schulreform im Allgemeinen, als rücksichtlich der Stellung des Seminars im Besondern. Ich will es nicht wagen, die Quellen dieser Differenzen hier andeuten zu wollen, auch ich mag zu ihrem Ursprunge beigetragen haben. Bei den vielen Schwierigkeiten aber, die sich der glücklichen Lösung der obschwebenden Kulturaufgabe entgegenstellen, ist vor Allem aus ein ungetrübtes gegenseitiges Vertrauen und ein übereinstimmendes Wirken nothwendig. Das Abhandensein eines solchen Verhältnisses müßte Störungen herbeiführen, deren Nachtheile weder durch den Willen noch durch die Kraft Einzelner ausgeglichen werden könnten.

(Aus meinem Entlassungsgesuche.) J. Th. Scherr.

Nro. 2. a.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich,

nach Anhörung einer Zuschrift des Herrn Seminardirektor Scherr vom 29. Hornung 1836, womit derselbe das motivirte Ansuchen um Entlassung von seiner Stelle als Seminardirektor stellt

hat

in Berücksichtigung der Verdienste des Herrn Scherr um die Verbesserung des Volksschulwesens im Kanton Zürich, und überzeugt von den bedeutenden Nachtheilen, welche gegenwärtig aus diesem Rücktritt für dasselbe entstehen müßten,

beschlossen:

Es sei Herr Scherr zu ersuchen, diesem Entlassungsbegehren keine Folge zu geben ꝛc.

Actum Zürich, den 12. März 1836.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
J. H. Egli.

Nro. 2. b.

Der Erziehungsrath, nach Anhörung einer Zuschrift des Herrn Seminardirektor Scherr vom 30. März 1836 ꝛc.

„Daß er dessen Verdienste anerkenne und angelegen wünsche, daß er seine Kräfte auch ferner der Bildung der Volksschullehrer und dem Erziehungswesen im Allgemeinen widme u. s. w.“

Zürich, den 2. April 1836.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
J. H. Egli.

Nro. 3.

Bei Anlaß der Behandlung des Anzuges des Herrn Alt-Regierungsraths Weiß, betreffend Erläuterung oder Abänderung des Gesetzes vom 28. September 1836 über das Schullehrerseminar, spricht der Große Rath die Erwartung aus, daß der bisherige Direktor desselben, wenigstens bis zur Erledigung des Gegenstandes durch den Großen Rath, seine Stelle beibehalte.

Beschlossen Zürich, den 27. September 1837.

Vor dem Großen Rathe,
Der erste Sekretär:
M. Rüscheler.

Nro. 4.

Mein Freund!

Ich verdanke sehr Ihre vorläufige Mittheilung, und muß ja gestehen, wenn ich erst Kunde von Ihrem Entschlusse nach der Vollziehung erhalten hätte, ich eine kleine Undankbarkeit darin gefunden haben würde. Aber abgesehen von dieser meiner Eitel-

keit! Was glauben Sie, daß die übrigen liberalen Mitglieder des Großen Rathes (und an diesen wird Ihnen doch mehr liegen, als an dem der Obskuranten und Obskurirten), dazu sagen werden?

Ich habe unmöglich Zeit, Ihnen Alles hier vorzuführen, was sich gegen Ihr Vorhaben sagen läßt. Nur Einiges. — Kämpfen Sie doch an Ihrer bisher hiefür so geeigneten Stelle gegen die egoistischen Bestrebungen fort. Was Sie thaten, blieb schon bis jetzt nicht ohne glücklichen Erfolg, und wenn auch die Aussichten in die Zukunft nicht gar günstig sein sollten, so wächst damit nur unsere Pflicht, jenen Bestrebungen die unserigen entgegen zu setzen. Oder sollten Sie müde sein, was werden Leute, wie ich und andere anfangen können! Denn, wenn Sie bloß als Lehrer am Seminar stehen, glauben Sie wohl, Ihre Verhältnisse werden angenehmer, günstiger! Ich glaube, nein und gewiß nicht. Doch nur einige Zeit Geduld! Ich könnte mir nichts Widrigeres denken, als die Leitung des Seminars künftig in andern, als Ihren Händen zu sehen, und ich erinnere Sie nochmals an ihre Verbindlichkeit gegen Die, die es mit der gleichen Sache so gut meinen, wie Sie.

Den 27. September 1838.

Herzlich grüßend
Ihr
Weiß, Regierungsrath.

Nro. 5.

Verehrtester Herr Direktor!

Vergessen Sie nicht, auf kommenden Samstag, gemäß der Schlußnahme des Erziehungsrathes, Ihre Erklärung für Beibehaltung der Direktorstelle, die, wie ich hoffe bejahend sein wird, der Behörde einzugeben. Doch bitte ich Sie, lassen Sie dieselbe möglichst einfach sein. Gehen Sie vielmehr mit neuem Muthe an die schöne Aufgabe, im Vereine mit Ihren Mitlehrern die Anlagen Ihrer Zöglinge zum Wohl unsers Volks allseitig in Herz und Verstand auszubilden.

Zürich, den 28. Weinmonat 1838.

Hochachtend bleibe
M. Hirzel.

Nro. 6.

Zürich, den 26. Juli 1836.

Hochgeachteter Herr!

Ihre Aeußerungen über Ihre Stellung zu der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft und zu gewissen Personen begreife ich persönlich gar wohl, aber eben weil ich dafür halte, das Recht liege vollständig auf Ihrer Seite, wünsche ich Ihren Beitritt und Ihre Erscheinung, und habe Sie als aufzunehmendes Mitglied sofort eingeschrieben, was durchaus nicht hindert, daß Sie von Anfang an allen Verhandlungen beiwohnen können, und ich füge hinzu: erweisen Sie mir die Ehre und kommen Sie ja schon zu der Eröffnung, und wenn Sie mir etwas über die gestellte Frage, besonders Volksbildung bemerken wollen, so werde ich es zu achten wissen. Doch ich schweige, ein Mann wie Sie, hat nicht Zeit, sich mit Winken für Laien in der Pädagogik zu beschäftigen, und besser ist es, Sie kommen und sprechen im Vereine über die Frage.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner freundschaftlichen Hochachtung

Dero ergebenster
Heß,
Bürgermeister.

Nro. 7. a.

Zürich, den 19. November 1837.

Hochgeachter Herr!

Herr Professor Bache (der Amerikaner, den ich als den Urenkel Franklin's Ihnen zu adressiren die Ehre hatte, der auch bei Ihnen gewesen ist, leider gerade zu der Zeit des Großen Rathes, wo ich denselben nicht selbst nach Küsnach begleiten konnte) schreibt mir, betreffend die Anstalten unsers Kantons von Amsterdam aus:

J'espère toujours de recevoir des nouvelles des progrès de votre école normale. Faites, je vous prie mes complimens à Mr. le directeur Scherr. Je n'ai pas vu d'école modèle (normale comme vous l'appelez) qui me semble sur un meilleur pied. Je me suis fait un tort en ne pas y restant pour l'étudier, mais c'était justement qu'on m'avait dit, que les affaires avec le conseil d'instruction publique avait fait, que Mr. Scherr avait demandé sa démission et sur cela je bornai mon séjour à Zuric.

Je conserve toujours des souvenirs très-agréables de mon séjour dans vos républiques dont j'admire la marche sur les véritables buts de la société humaine. J'espère d'utiliser sur une échelle plus ou moins étendue, selon les dispositions de mes compatriotes, ce que j'ai vu chez vous. Nous sommes bien fiers nous autres, et n'aimons pas toujours de recevoir des leçons.

Je trouve l'instruction primaire en Hollande sur un excellent pied, quoiqu'elle marche d'un trait particulier. On se plaint de ce que Mr. Cousin a dit sur l'instruction religieuse et je trouve qu'on a raison. Les dogmes de la religion ne s'enseignent pas, mais j'ai vu bien des épreuves, que les esprits des enfans sont pénétrés par les préceptes du Christianisme.

Es iſt doch Schade, daß wir nicht mit ſolchen Männern in noch näherer Verbindung ſtehen können. Immerhin denke ich, auch Sie werden gerne Etwas von dieſem Manne gehört haben; ich werde die Korreſpondenz, ſo gut ich kann, fortſetzen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ergebenſt
Heß,
Bürgermeiſter.

Nro. 7. b.

Hochverehrter Herr Seminardirektor!

Mein Wunſch, Ihren pädagogiſchen Beobachter, der mir früher durch einen Freund mitgetheilt ward, nunmehr vollſtändig und ungetheilt zu beſitzen, hat mich vermocht, mir ihn aus Zürich von der Buchhandlung der Herren Orell, Füßli und Comp. zu verſchreiben. Nun meldet mir aber dieſe Buchhandlung, daß der 2. Jahrgang (von 1836) nicht mehr bei ihnen zu haben ſei. Ich kann daher bei meinem lebhaften Wunſche zu demſelben zu gelangen, nicht wohl umhin, Sie zu fragen, ob Sie nicht die Güte haben könnten, mir zu einem Exemplar des mir fehlenden Jahrganges zu verhelfen? und mir mitzutheilen, welchen Betrag ich Ihnen dafür zu überſenden habe.

Der Sieg, den Sie in Zürich im Intereſſe Ihrer Beſtrebungen davon getragen haben, iſt ein höchſt merkwürdiger für die Annalen der Schweizeriſchen Volksbildung und ein ungemein wichtiger für die Gegenwart und ihre Zukunft.

Im Kanton Bern läßt ſich ſo was lange noch nicht erhalten; vielleicht liegt die Schuld auch daran, daß im Kanton Bern noch kein ſolcher Reformator aufgetreten iſt, wie in Zürich.

Den hier mitgehenden Blättern können Sie einigermaßen

entnehmen, wie es mit uns steht, es wird schwer halten, meine Anträge genehmigen zu machen. Hätte ich irgend ein anderes Mittel entdecken können, wodurch ein befriedigender Fortschritt zu erlangen wäre, ich würde es dem gewählten, wodurch ich meinen guten Willen wieder in starkem Maße gelten machen muß, vorgezogen haben, aber es ließe sich nicht thun, ohne die vorhandenen Hülfsmittel im höchsten Grade zu gefährden.

Hofwyl, den 21. I 1838.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung von
Ihrem Ergebensten
Emmanuel Fellenberg.

Nro. 7. c.

Verehrtester Herr und Freund!

Den Augenblick erst lese ich die Notiz in Ihrem Beobachter *), den wir in unserm Lesezirkel halten, und kann fast den Augen nicht trauen, ob es möglich sei, daß man so schamlos Zeugniß von Männern erdichten und in die Welt streuen kann, welches, unter ihren Augen ausgesprochen, sie zu scheinheiligen Lügnern und Verleumdern macht, um einen dritten zu verlügen und zu verleumden.

Ich weiß nicht, ob sich die Herren Wehrli und Monnard schon dießfalls erklärt haben. Ich wenigstens lasse das Ding nicht auf mir liegen; nur thut es mir Leid, daß Sie mir nicht gleich von der Sache schrieben, und auch bei der helvetischen Gesellschaft kein Wörtlein davon sagten. Ich hätte sogleich Laut gegeben. Ich bitte daher sehr um Verzeihung, wenn Sie die Lüge nur einen Augenblick, ich will nicht sagen geglaubt, sondern nur den leisesten Zweifel in meine Hochschätzung Ihrer Person haben sollten, und verbinde damit das Ansuchen, meine obige Erklärung, wenn Sie es für gut finden, nachträglich in Ihrem Beobachter erscheinen zu lassen.

Lenzburg, den 8. September 1838.

Mit freundschaftlichem Gruße
Ihr ergebener
A. Keller.

---

*) Diese Notiz bezog sich auf ein Votum im Großen Rathe, das gleichsam die Herren Seminardirektor Keller und Wehrli, sowie Professor Monnard als ungünstige Zeugen gegen mich anführte.
J. Th. Scherr.

Pflichtschuldige Erklärung.

Nach einer Notiz des pädagogischen Beobachters vom 6. April 1838, welche Nro. ich zufällig jetzt erst zu Gesichte bekam, soll der Unterzeichnete neben den Herren Wehrli und Monnard Briefe geschrieben haben, welche deutlich beweisen, „daß Scherr die Religion und Sittlichkeit in Gefahr bringt *).“ Der Unterzeichnete, welcher sich für seine so oft schon angefochtene Person noch nie vertheidigte, findet sich nun im Interesse seines hochgeschätzten Kollegen und Freundes, so wie unserer gemeinsamen Lebensaufgabe verpflichtet, obige im Beobachter berichtsweise angeführte Behauptung, so weit sie den Unterzeichneten berührt, für eine sehr frech und boshaft ausgedachte Lüge zu erklären.

Lenzburg, den 8. September 1838.

Seminardirektor: A. Keller.

Nro. 7. d.

Verehrtester Herr Direktor!

Ueberbringer dieß sind zwei mir sehr liebe Lehrer, der eine ein Unterlehrer, M. Steffen, der andere ein Sekundarlehrer auf dem Lande, L. Hellmüller. Letzterer wünscht gar sehr, einige Zeit Ihr Seminar in Küsnach zu seiner weitern Ausbildung benutzen zu können. Da Sie letztes Jahr mit so vieler Freundschaft drei unserer Lehrer aufzunehmen die Güte hatten, so bin ich so frei, Ihnen diesen Hellmüller gleichfalls für die Aufnahme bestens zu empfehlen. Waren Sie damals mit den Leuten zufrieden, so zweifle ich gar nicht, Sie werden es mit diesem jungen Menschen im höhern Maße werden, denn er hat sich in seinem Bildungskurse ausgezeichnet.

Herr Direktor! Mich soll es herzlich freuen, wenn ich je Ihnen oder einem Ihrer Freunde und Bekannten eine Gefälligkeit zu erweisen in Stand gesetzt werde. Geben Sie mir Gelegenheit hiezu. Es grüßt Sie recht freundschaftlich

Luzern, den 22. Juni 1837.

Ihr bereitwilligster

N. Rietschi, Oberlehrer.

*) Diese Behauptung wurde von meinen Gegnern im Großen Rathe ausgesprochen. J. Th. Scherr.

Nro. 7. e.

(Der schweizerische Republikaner enthielt einen Bericht über die Leistungen meiner Zöglinge im Glarnerlande, welchem folgende öffentliche Erklärung beigesetzt war.)

„Dem Auszug aus dem Berichte eines Mitgliedes der Deputation, welche aus Auftrag des löbl. Schulrathes und Schulvereins den Schulexamen in Matt und Enge beiwohnte, füge ich noch folgende nachträgliche Bemerkungen bei:

Die günstigen Resultate dieser Examen verdanken wir vorzugsweise der trefflichen Bildung, welche die Lehrer dieser Schulen im Seminar zu Küßnacht erhielten. Beide haben sich daselbst nicht nur ein sehr schönes Maß von theoretischen Kenntnissen, sondern auch eine solche Gewandtheit und Sicherheit in Behandlung des Lehrstoffes und einen so richtigen Takt in Führung der Kinder angeeignet, daß nicht bloß die Herren Deputirten, sondern auch die zahlreich anwesenden Vorsteher und Väter der Kinder dadurch völlig befriedigt und ungemein erfreut wurden. Eben so leisteten auch die Scherrischen Lehrmittel, die wir auch eingeführt haben, die trefflichsten Dienste. Ich fühle mich daher verpflichtet, zunächst dem löbl. Erziehungsrath des Kantons Zürich, der unserm Schulverein für seine Zöglinge den Zutritt zu ihrem Seminar freundlich-wohlwollend eröffnete; sodann auch dem würdigen und verdienten Direktor dieser Anstalt, der durch seinen trefflichen, nicht bloß Kenntnisse mittheilenden, sondern auch Geist anregenden Unterricht und durch sein eigenthümliches, ausgezeichnet glückliches Lehrtalent am meisten zur gedeihlichen Entwickelung jener beiden jungen Männer beitrug, den verbindlichsten Dank hiemit öffentlich zu bezeugen. Wohl darf sich der Kanton Zürich glücklich schätzen, eine Anstalt zu besitzen, die durch das von ihr ausgehende Licht binnen wenigen Jahren das bisherige tiefe Dunkel aus den Volksschulen verscheuchen und den wohlthätigsten Umschwung im Gange der Volksbildung herbeiführen wird. Möge der Werth dieser Anstalt und das Verdienst ihrer würdigen Lehrer immer allgemeiner anerkannt werden! Möge ihre Arbeit unter dem segnenden Einflusse von oben immer besser gedeihen, und immer reichere Früchte tragen!

Jakob Heer, Pfarrer in Matt,
Präsident des Glarnerischen Schulvereins."

Nro. 8. a.

Hochzuverehrender Herr Direktor!

Die Lehrerschaft der drei Kapitel Knonau, Horgen und Meilen hat mit Bedauern die Nachricht vernommen, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, sich von unserm Schulwesen zurückzuziehen, und zu diesem Ende hin schon mit Ihrem Entlassungsgesuche eingekommen sind. Wir freuten uns billig des schönen Aufschwungs, den unser Schulwesen durch Ihre unermüdliche Thätigkeit nahm. Wir freuten uns dessen; allein mehr als uns die Gegenwart zu bieten vermag, erwarteten wir hoffnungsvoll von der Zukunft, wenn das Schulsteuer forwährend von Ihrer kräftigen Hand geleitet würde; denn wir sind weit entfernt, unsere Schulreform für vollendet zu halten. Vieles ist zwar gethan, große Hindernisse sind glücklich gehoben, aber Bedeutendes bleibt der Zukunft noch zu thun übrig. Dieß ist ein wesentlicher Punkt, den die Lehrerschaft in ihrer heutigen Versammlung erwägen zu müssen glaubte; allein er ist nicht der einzige: mit eben so großer Besorgniß erfüllt uns Ihr Entschluß, wenn wir die Stellung der Lehrerschaft selbst ins Auge fassen. Seitdem Sie die Leitung unsers Schulwesens übernahmen, entrissen Sie den Schulstand einer unwürdigen Bevogtigung, unter welcher er seit Jahrzehenden schmachtete, und unter deren Joch er erliegen mußte. Der heutige Schulstand anerkennt es mit dankbarer Freude, daß er namentlich Ihrem kräftigen Handeln eine selbständigere, freiere und ehrenvollere Thätigkeit verdankt. Aber wer bürgt uns für den Fortbestand dieser erfreulichen Verhältnisse? Wer bürgt uns dafür, daß nicht unter einer minder wachsamen Beaufsichtigung, die keineswegs schlafende Vormünderinn wieder nach den Zügeln der Herrschaft hasche.

Aus diesen und noch andern Gründen halten wir die Lücke, die durch Ihren Rücktritt entstehen müßte, für unersetzlich. Wenn wir einerseits die bedeutenden Hindernisse ins Auge fassen, die Ihnen bis anhin Ihr Wirken erschwerten, und die nur durch eine Beharrlichkeit und Festigkeit, wie sie Ihrem Charakter eigen ist, beseitigt werden konnten, und dann unsere besorglichen Blicke in die Zukunft wenden, wo so manche düstere Wolke dem erst aufgegangenen Sterne der Schulreform mit Verschleierung droht, so müssen wir uns ernstlich berufen fühlen, unsere sämmtlichen Bitten an Sie zu vereinigen, und in Sie zu dringen, Sie möchten, unsere Wünsche berücksichtigend, Ihr Entlassungsgesuch wieder zurückziehen. Treten Sie jetzt schon aus Ihrem verdienstlichen Wirkungskreise, was wird die Folge davon sein? Wird das von Ihnen befolgte System beibehalten werden? Werden die eingeführten Lehrmittel bleiben? Was wird dieser

Schritt für Folgen auf die Stellung des Lehrstandes selbst haben? Wahrhaftig, dieser Gedanke muß uns mit tiefer Besorgniß erfüllen! Gutes zu schaffen, allgemein nützlich zu sein, ist Ihnen besonders gegeben; daher bitten wir Sie dringend, verlassen Sie den Kreis nicht, in welchem Sie schon so viel Schönes gewirkt haben, und wo Ihrer Wirksamkeit auch für die Zukunft ein so schönes Feld offen steht. Sie haben scheinbar unüberstehliche Schwierigkeiten bis dahin besiegt, sollten Sie den bevorstehenden unterliegen? Wenn Ihr Streben und Wirken auch hie und da mißkannt worden sein sollte, so bürge Ihnen unsere Bitte dafür, daß Sie von der Lehrerschaft, die Ihnen so Vieles verdankt, einen kräftigen Stützpunkt für Ihr Wirken finden werden. Anerkennung Ihrer vielfachen Verdienste findet schon bei dem bessern Theile des Volkes gegenwärtig Statt, volle Anerkennung und gerechte Würdigung derselben wird Ihnen von der gesammten Lehrerschaft in immer vollerem Maße werden. Wahrlich, wir erkennen es, Ihr Wirkungskreis, der Ihre ganze Hingebung und Ihre ganze Thätigkeit verlangt, ist ein beschwerlicher, höchst mühevoller; allein sollte der Gedanke, so viel Gutes noch für spätere Geschlechter schaffen, und die Hoffnung, bald auch die Früchte Ihrer bisherigen Bemühungen ernten zu können, nicht auch Ihrem Herzen tröstlich sein?

Wir wollen weiter keine Gründe aufsuchen, Sie zu der Zurücknahme Ihres gethanen Schrittes zu vermögen; allein dessen versichern wir Sie, daß heute in unserm Kreise nur ein Ausdruck des tiefen Bedauerns laut wurde, und daß nur die Hoffnung, Sie doch vielleicht noch nicht für unser Schulwesen verloren zu haben, die ganze Versammlung zu beruhigen vermochte.

Schließlich wiederholen wir unsere herzliche und dringende Bitte, hoffend, es werde der Erfolg derselben unserm angelegentlichen Wunsche entsprechen.

Genehmigen Sie, hochzuverehrender Herr Direktor, die Versicherung unserer innigen Hochachtung von Ihren Ergebensten:

Im Namen der Schulkapitel Knonau, Horgen, Meilen:

Stapfer, Honegger, Kägi.

(Folgen die weitern Unterschriften *).

*) Solche Adressen gingen von allen Landkapiteln ein (Eines ausgenommen).

Nro. 8. b.

Geehrtester Herr Direktor!

Wir haben aus öffentlichen Blättern entnommen, daß Sie dem Erziehungsrathe Ihre Demission als Seminardirektor eingegeben haben, und Ihren öffentlichen Wirkungskreis nun an einen geräuschloseren vertauschen wollen. Obschon wir keine Stellen im Kanton Zürich bekleiden, so hat uns dennoch Ihr Schritt tief ergriffen, und wir ergreifen daher den Anlaß, und nehmen uns die Freiheit, Ihnen unsere Gefühle über Ihren Entschluß auszudrücken.

Sie haben seit einer Reihe von Jahren schon für Jugend- und Volksbildung gewirkt, besonders aber seit dem Jahre 1830 mit unerschütterlicher Festigkeit, mit entschiedener Begeisterung und männlicher Kraft für Lehrerbildung, ihre Selbständigkeit, ihre ökonomische Sicherstellung gesprochen und gehandelt; Zürich's verbessertes Schulwesen, die Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts ist, wir sprechen es aus voller Ueberzeugung aus, Ihr Werk. Was hat nicht ferner sowol für Hebung des zürcherischen Schulwesens, als auch für das gesammte schweizerische Ihre literarische Thätigkeit geleistet! Nun wollen Sie auf einmal Ihre wichtige Stelle verlassen, Ihren hohen, freilich mit vielen Aufopferungen verbundenen Wirkungskreis niederlegen; Sie wollen sich trennen von dem, was Sie selbst ins Dasein gerufen haben. Nein, Sie werden es nicht thun, Sie werden diesen Schlag Ihren Freunden nicht versetzen wollen. Wir wissen zwar wol, daß es Finsterlinge gibt, die Ihnen Ihr edles Wirken zu verbittern streben, daß es Pfaffen gibt, die im Namen der Religion das Volk gegen Sie aufzuhetzen suchen; daß es Feinde der Menschenbildung gibt, die aller Erhebung des Volkes entgegen wirken, mit einem Worte, daß ein böser Geist herumschleicht, der das herrlich angefangene Werk der Volkserhebung durch Schulen untergraben möchte. Auch scheinbare Freunde der Wahrheit und Aufklärung sind es, welche Ihnen nicht wohl wollen; einzig deßhalb, weil Sie ihre Weisheit nicht als alleinige im Fache der Pädagogik ansehen. Wird allen diesen Feinden ihr Werk gelingen? Nein, so gewiß Wahrheit und Recht ewig dasselbe bleiben werden, so alle Bessern und Freunde der Bildung Hand in Hand für Volksbefreiung durch Unterricht zu wirken entschlossen sind. Mögen Sie, verehrtester Herr Direktor, Ihren Muth nicht sinken lassen, sondern neuerdings wieder Ihre Kraft, Ihre Kenntnisse dem Volksschulwesen und der Stelle weihen, an der Sie gegenwärtig noch wirken. Tausende von Bürgern wünschen es, alle Lehrer, welche die Zeit begriffen haben, hoffen es, und auch treue Freunde von Ihnen, Lehrer auf der Land-

schaft Basel, welche durch dieses Schreiben ihre innigen Wünsche Ihnen zu erkennen geben, erbitten es von Ihnen. Folgen Sie doch dem Rufe Ihrer Freunde, und ersparen Sie den Feinden der Freiheit den Triumph ihres Sieges über Licht und Aufklärung.

Basellandschaft, den 20. Juli 1836.

S. Zuberbühler, Lehrer in Waldenburg. Christoph Nolle, Lehrer in Liestal. Friedr. Ritter, Lehrer in Seltisberg. Chr. Stucki, Lehrer in Giebenach. Heinrich Schärer, Lehrer in Zunzgen. Friedrich Grimm, Lehrer in Laufen. Johannes Niederer, Lehrer in Eptingen. Hieronymus Pfaff, Lehrer in Liestal. Ulr. Baumgartner, Lehrer in Bubendorf. Emil Zschokke, Pfarrer. Urs Joseph Kieser, Lehrer von Oberwyl-Birseck. J. Konrad Hohl, Schullehrer in Benwyl. Friedrich Wilhelm Habegger, Schullehrer in Ramlinsburg.

Nro. 10.

Erklärung.

In Nro. 68 des Schw. Konstitutionellen heißt es: „Früher „seien die Lehrer des Seminars nicht sowol Mitarbeiter des „Direktors an jener Anstalt gewesen, als vielmehr bloße Werk„zeuge und Handlanger desselben."

Da dieß ein Gegenstand ist, über welchen die frühern Lehrer des Seminars wohl die beste Auskunft zu ertheilen im Stande sind, so halten sich dieselben, indem sie die weitere Würdigung jener durchaus ungerechten und einseitigen Darstellung in Beziehung auf Ihre Persönlichkeit dem von keiner Leidenschaft geblendeten Publikum anheimstellen, zu der bestimmten Erklärung verpflichtet, daß das Verhältniß, in welchem sie früher zu Herrn Direktor Scherr gestanden, keineswegs dasjenige einer sklavischen Unterordnung, sondern vielmehr einer freudschaftlich-kollegialischen Verbindung gewesen, was schon aus dem bisherigen Gedeihen des Seminars, das ohne ein solch freundliches Zusammenwirken kaum in dem Grade möglich gewesen wäre, dann aber auch aus dem gegenseitigen, wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisse, das seit ihrer Entfernung vom Seminar zwischen ihnen bestanden, genügend hervorgeht.

Indem die Unterzeichneten es sich zur Freude machen, dem in dieser Zeit viel gekränkten Manne öffentlich diesen Beweis

ihrer Achtung und Liebe zu geben, bitten sie zugleich den parteilosen Theil des Publikums, in dem vorliegenden Streite besonders auch auf diejenigen Stimmen zu hören, welche durch eine Jahre lange Verbindung mit Herrn Direktor Scherr sich für berechtigt halten, ein kompetentes Urtheil in der Sache abzugeben.

Den 3. September 1837.

Dändliker, V. D. M.
Kohler, Seminarlehrer.
Walter, Sekundarlehrer in Wädenswyl.
Wild, Pfarrvikar in Küsnach.
Wolfensberger, Reallehrer in Küsnach.

Nro. 11. a.

Zuschrift

An Herrn J. Th. Scherr, Erziehungsrath und Seminardirektor.

Tit.

Seit einiger Zeit besprechen öffentliche Blätter in vielen Artikeln die Verhältnisse, in welchen Herr Seminardirektor und Erziehungsrath Scherr zu der Reform des Zürcherischen Schulwesens, und insbesondere zu den Mitgliedern des Volksschullehrerstandes bis jetzt gestanden hat. Mehrere dieser Artikel sind in der Absicht geschrieben, die Verdienste des Herrn Scherr herabzusetzen, und Manche scheinen sogar im Publikum die Ansicht verbreiten zu wollen, daß die Entfernung des Herrn Scherr aus seinem bisherigen Wirkungskreise selbst von den Mitgliedern des Volksschullehrerstandes nicht ungern gesehen werden dürfte. So zum Beispiel sagt der schweizerische Konstitutionelle vom 15. September, Nro. 74, in einem hierauf bezüglichen Artikel:

„Auf diese Weise schwang Scherr in dem Kanton Zürich sich zum Schulpapste empor, und er führte, von dem Kollegium seiner Kardinäle berathen und unterstützt, das eiserne Scepter, bis die durch den Druck erzeugte Reformation es ihm im Laufe dieses Jahres entwand. Der Kampf, der jetzt gekämpft wird, ist ein Kampf des Gesetzes und der Freiheit gegen die persönliche Uebermacht und Beknechtung; mögen das Land und seine Vertreter durch heuchlerisches Geschrei und leere Phrasen sich nicht täuschen lassen, und mit männlichem Muthe für das schwer errungene,

freie und gleiche Recht in die Schranken treten. Ist die Freiheit einmal auf einer Seite gefallen, dann wird und muß sie bald untergehen."

Bei solchen Aeußerungen können die Volksschullehrer nicht mehr stille schweigen, sie haben sich daher in ihren Kapiteln versammelt, und sind übereingekommen, nachstehende Erklärung öffentlich bekannt zu machen:

„Wir die Mitglieder des Volksschullehrerstandes in den Kapiteln Horgen, Meilen, Hinweil, Uster, Pfäffikon, Andelfingen, Bülach und Regensberg erklären hiermit, daß wir in Herrn Scherr einen der thätigsten Beförderer des Volksschulwesens ehren, daß er bei jedem Anlasse unsere amtlichen Rechte und unsere Freiheit geachtet und nach Sinn und Geist des vom Großen Rathe erlassenen Schulgesetzes geschützt und befördert hat; daß wir ihn als unsern Lehrer oder als unsern Freund hoch achten; daß wir mit seinen Grundsätzen über Volkserziehung einverstanden sind; und daß wir durch Erfahrung die von ihm bearbeiteten Lehrmittel als sehr brauchbar und zweckmäßig gefunden haben: weßhalb es auch unser Wunsch ist, daß Herr Scherr in seinem bisherigen Wirkungskreise bleibe und eine für das Gute schädliche Aenderung nicht eintrete."

„Indem wir es für unsere Pflicht halten, diese unsere Erklärung jedem Mitgliede des Großen Rathes, des Regierungsrathes und des Erziehungsrathes ehrerbietig zur Kenntnißnahme vorzulegen, verbinden wir mit dem Ausdrucke wahrer Hochachtung die Versicherung, daß wir immer bemüht sein werden, unsere Pflicht nach Willen und Ausspruch der höchsten Landesbehörde zu erfüllen.

Kanton Zürich, im September 1837.

Im Namen der oben genannten Kapitel:

Rudolf Stapfer, Präsident des Kapitels Horgen. Rudolf Weber, Aktuar. Jakob Dändliker, Präsident des Kapitels Meilen. J. J. Walder, Aktuar. Meier, Präsident des Kapitels Hinweil. H. Rüegg, Aktuar. Heinrich Jucker, Präsident des Kapitels Uster. Joh. Aeppli, für den Aktuar. R. Walder, Präsident des Kapitels Pfäffikon. Schreiber, Aktuar. J. Meier, Präsident des Kapitels Andelfingen. K. Wieland, Aktuar. H. Gut, Präsident des Kapitels Bülach. Chr. Spinner, Aktuar. Jakob Wirth, Präsident des Kapitels Regensberg. Meier, Vize-Präsident.

Nro. 11. b.

Verehrtester Herr Direktor!

Bei meiner Abreise fand ich keine Gelegenheit, das auszudrücken, was ich gegen Sie fühlte; doch Sie lieben ja nicht viele Worte. Ich spreche daher die Bitte einzig aus, daß Sie mir auch für die Zukunft Ihre mir so theure Freundschaft sichern möchten. Ich werde immer dankbar anerkennen, was ich in den letzten vier Jahren in Ihnen gefunden. Ich habe meine eigenen Geisteskräfte nie überschätzt, aber bin mir doch immer eines redlichen Herzens bewußt; durch die äußere Trennung möge ich daher auch Ihnen nicht ganz entfremdet werden u. s. f. Herzliche Grüße

Zürich, den 3. Mai 1836.

von Ihrem

Ed. Dändliker *).

Nro. 11. c.

In Folge einer im pädagogischen Beobachter vom 1. März 1839 enthaltenen Aufforderung von Seite Herrn Seminardirektor Scherr finde ich mich zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß Herr Scherr in den fünf Vierteljahren, die ich als Religionslehrer am Seminar zubrachte, die freie Selbstständigkeit meiner christlichen Ueberzeugung in vollem Maße anerkannt, und daher nie die leiseste Forderung für Ertheilung eines mit derselben im Widerspruche stehenden Religionsunterrichtes an mich gestellt hat.

Nyon, den 3. März 1839.

Heinrich Wild, Vikar.

Nro. 12.

Die Großrathsverhandlungen sollten doch, dächte ich, einen andern Eindruck bei Ihnen zurücklassen können. Ist nicht von Ihren Freunden die entschiedenste Anerkennung Ihrer Ver-

*) Nunmehr Pfarrer in Rorbas.

dienste laut ausgesprochen worden, und wo hat sich nur eine irgendwie bedeutende Aeußerung gegen Sie vernehmen lassen? und das Resultat der Abstimmung, war es nicht ein fast unerwartet günstiges? Kampf freilich gibt's fort; aber den fürchten Sie nicht, und so gebe ich mich der sichern Hoffnung hin, Sie entziehen sich nicht dem Rufe, das verdienstliche Werk der züricher Schulreform auch zum Ende zu führen. Daß ich Ihrer baldigen Rückkehr mit herzlicher Theilnahme und den entgegenkommensten Wünschen entgegen sehe, diese Versicherung halten Sie für keine Phrase. Unsere Zöglinge sollen Ihnen doch eine frohe Stunde bringen. Sie kommen am Samstag Abends. Es ist freilich widrig, daß sich keiner der Herren Kollegen anschloß; Herr Kohler, der zu gleicher Zeit einen Besuch bei Ihnen beabsichtigte, und Herr Fischer hatte ich besonders ersucht.

Mögen Ihnen die übrigen Tage möglichst ungetrübt entfließen. Ich reise Samstag frühe ab.

(Küsnach, den 18. Juli 1839.)

Ihr
Hochachtungsvoll und herzlich ergebener
Dr. Haupt.

Nro. 13.

Verehrtester Herr Direktor!

Von Herrn Erziehungsrath N. N. angefragt (durch Seminarlehrer Meyer), ob und wann der Unterricht in der Physik in letzter Zeit eingestellt worden sei, wende ich mich an Sie mit dem Ersuchen, mir hierüber gefälligst Auskunft ertheilen zu wollen.

Mit Hochschätzung

Küsnach, den 13. April 1837.

Ihr Zögling
Flaigg, von Zürich, Seminarist.

Nro. 14.

Protokoll.

a. (Verhör mit Boßhart.)

Frage. Wann haben Sie Stunden bei Herrn Meyer?
Antwort. Abends um halb sieben bis halb acht Uhr, in letzter Woche jeden Tag.
Fr. Wann war das, als er Euch aus der Schrift vorlas?
Ant. Ich weiß nicht bestimmt, Dinstag oder Mittwoch.
Fr. Wie lange las er vor?
Ant. Etwa eine Viertelstunde.
Fr. Aus welchen Abtheilungen las er Euch vor?
Ant. Aus dem ersten Abschnitte.
Fr. Ist Nichts von früheren konfessionellen Verhältnissen vorgekommen; vom katholisch sein?
Ant. Ich glaube, es sei Etwas der Art berührt worden. Dann ferner über die Naturgeschichte, den Bildungsfreund, die Schulgrammatik. Herr M. nahm immer nur ganz kurze Sätze heraus.
Fr. Ist nachher über die Sache noch gesprochen worden?
Ant. Keine weitere Aeußerungen gingen über den Gegenstand.
Fr. Hat Herr M. Etwas gesagt, bevor er anfing zu lesen?
Ant. Hellmüller erhielt das Buch vom Boten.

b. (mit Hellmüller.)

Fr. Was wurde gelesen?
Ant. Ueber den Beobachter und die andern Lehrmittel und über Scherrs konfessionelle Verhältnisse.
Fr. Sprach man nach dem Lesen noch mehr davon?
Ant. Nur während des Unterrichts, Herr M's Aeußerung: Die Sache sei zu kraß, zu grell, Bluntschli werde so seinen Zweck nicht erreichen.

c. (mit Würgler.)

Fr. Wie lange dauerte die Vorlesung?
Ant. Eine halbe Viertelstunde.
Fr. Wurde vor dem Lesen von Herrn M. noch Etwas bemerkt?
Ant. Nein.
Fr. Worüber wurde vorgelesen?
Ant. Ueber Bildungsfreund, Beobachter und das Realbuch.
Fr. Erinnerst du dich an Stellen, wo über meine sittlichen und religiösen Gesinnungen die Rede ist?
Ant. Ja, vom Katholizismus war irgendwo die Rede.
Fr. Wurde später über die Sache noch gesprochen?
Ant. Nichts, Herr M. warf das Buch bei Seite auf den Sopha, sagend, die Schrift sei zu grell.

Fr. Wurde während der Unterrichtsstunde noch weiter Etwas über den Gegenstand bemerkt?
Ant. Nein.
Fr. Aber nach der Stunde?
Ant. Nein, Herr M. wurde zum Nachtessen gerufen.
H. Boßhart, von Selmatten.
B. Hellmüller, von Trängen, Kant. Luzern.
H. Würgler, von Kyberg.

Daß obige Fragen so gestellt und so beantwortet worden sind, bezeugen der Wahrheit gemäß:

Küsnach, den 11. September 1837.

J. N. Kohler.
J. Wild, Vikar.
J. Zollinger.

Nro. 15.

Lieber Freund!

Der Vorfall mit dem Seminarlehrer Herrn Meyer hat hier vielfach Stoff zu bittern Bemerkungen gegeben. Ich kann dir nun auch Zeugniß über die Gesinnung dieses Mannes zustellen. Bei der Prüfung der Aspiranten für das Lehrerseminar (den 17. Oktober) kam mir durch Zufall ein Billet in die Hände, das Herr Meyer an Rektor Federer schrieb, und welches folgende Stelle enthält: „Mir geht es hier ordentlich. Wenn Scherr nicht Direktor bleibt, so bricht für unser gesammtes Volksschulwesen ein schöner Tag an.“

Rektor Federer steht mit Meyer in keiner nähern Verbindung, am allerwenigsten in einer Korrespondenz über solche Schulangelegenheiten. Um so mehr halte ich es für Freundespflicht, dich auf den Karakter deiner Umgebungen aufmerksam zu machen. Was ich Dir schreibe, kann und werde ich Dir immer verbürgen. Doch das brauche ich Dir nicht zu versichern, Du weißt ja, daß ich mich immer zeigte als Deinen

St. Georgen, bei St. Gallen,
den 5. November 1837.

treuen Freund
N. J. Wurst.

Nro. 16.

Obgleich ich schon seit siebenzehn Jahren im Schulstand thätig bin, ist es mir doch erst seit einem Jahre vergönnt, als Lehrer in meinem heimatlichen Kanton zu wirken. Wie noch mancher Auswärtswohnende die Lage der zürcherischen Schulverhältnisse nicht genau kennt, so war es auch bei mir, und aus einer irrthümlichen Ansicht entstehen leicht irrthümliche Urtheile. In dieser Hinsicht scheint es mir Pflicht, daß Jeder, der durch Aeußerungen solcher Art über einen Andern ungünstige Urtheile verbreiten konnte, nach besserer Belehrung offen seinen Irrthum berichtige. Ich erkläre also hiemit unumwunden, daß meine Aeußerungen und Urtheile, welche über die Wirksamkeit und die Gesinnungen des züricherischen Seminardirektors sich als ungünstig herausstellen möchten, als solche anzusehen sind, die, auf vorgefaßten Meinungen und Irrthum beruhend, der Ehre und dem guten Namen des genannten Direktors keinerlei Nachtheile bringen sollen.

Dieser Erklärung füge ich ausdrücklich den Wunsch bei, daß mir Nichts so sehr am Herzen liegt, als ein freundliches und zutrauenvolles Zusammenwirken der Lehrer am züricherischen Seminar.

Nro. 17.

Hochverehrter Herr Direktor!

Wahrscheinlich haben Sie Schauberg's jüngstes Inserat in dem Konstitutionellen, worinn er des bewußten Entwurfes ausdrücklich erwähnt, schon gelesen. Ich denke Etwas werde geschehen müssen und würde Sie gerne besuchen; allein wegen Unpäßlichkeit ist es mir nicht möglich. Dürfte ich Sie nun heute für ein Viertelstündchen bei mir erwarten, so wäre es sehr erwünscht

Sonntag Morgens 10 Uhr, 25. 9. 38.

Ihrem aufrichtigen
Meyer.

Nro. 18.

Bern, den 17. August 1836.

Lieber Freund!

Ich freue mich, daß du an der Leitung der Versammlung Theil nimmst. Nach meiner Ansicht hat die Tagsatzung in der

Flüchtlingssache durchaus recht gehandelt, d. h., das gethan, was man auch ohne fremde Zumuthung hätte thun sollen, und nach Zürich's Instruktion gethan haben würde. Volksversammlungen können daher nur den Nutzen haben, der Tagsatzung den Halt und die Unterstützung des Volkes zu zeigen, und sie zu bestärken in den positiven Schritten, die sie gethan, und für die negativen (d. h., den Widerstand gegen ungerechte Zumuthungen des Auslandes), die ihr noch zu thun übrig sind, oder weiterhin bevorstehen können. Uebrigens ist auch in dieser Beziehung die Stimmung der großen Mehrheit der Gesandten durchaus nicht beunruhigend. Die Aeußerung einer züricherischen Volksversammlung darf daher nach meiner Ueberzeugung nichts Anderes sein, als was wir schon seit 1834 proklamirten. Man thue was recht ist, frank und kräftig, und widerstehe allem Weitern, geschehe was da wolle. Die Adresse sollte daher in ersterer Beziehung unbedingt billigend, in letztrer ermunternd und kräftigend, und ohne Mißtrauen sein. Das ist auch der einzig wahre Ausdruck unsrer Volksgesinnung. Wer will auch glauben, daß unser Volk, wenn's an den Püntriemen ginge, für die schuldigen Flüchtlinge auch nur das Mindeste thun oder leiden wollte? Ein Glück, wenn wir es zum Schutze der unschuldigen und für ähnliche ideale Interessen begeistern können. Lebe wohl, operirt gut.

Dein

Dr. F. L. Keller.

Nro. 19.

Zuric, le 22.

Monsieur!

J'ai cru faire une chose utile et prouver une reconnaissance au Canton de Zuric pour sa généreuse hospitalité qu'il m'a accordée, en m'occupant d'un traité de Prononciation française.

J'ai l'honneur de vous soumettre le commencement de mon travail. Si vous pensez comme moi, que ce traité puisse être utile aux écoles, je m'empresserai de le terminer. Mr. Dendlicher a bien voulu se charger de le traduire.

Désirant avoir un entretien avec vous, et ne sachant où je pourrai avoir le plaisir de vous rencontrer, je vous prie de

vouloir bien, par un mot, me faire connaître l'heure et le lieu, où il me sera permis, de causer un instant avec vous.

Agréez Monsieur, l'expression
de ma considération distinguée
A. Granier.
Chez M. Gessner, Steingasse.

Verehrtester Herr und Freund!

Vor Allem muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß Ihr früheres Briefchen ohne Antwort geblieben ist: ich hatte den Republikaner gerade nicht bei der Hand und später habe ich die ganze Sache vergessen, um so mehr, da dann Schlag auf Schlag alle die Geschichten u. s. w. kamen, die Einen in fortwährender Spannung erhielten. Nehmen Sie meine aufrichtigen Glückswünsche für Ihre so sehr gelungene Gegenschrift, die ich nun schon öfters und mit immer neuem Vergnügen gelesen habe. Anfänglich war ich etwas stutzig, daß diesem F..... nicht auf gleiche Weise, wie der Angriff geschah, geantwortet worden war: allein immer mehr überzeugte ich mich, daß Sie gerade den rechten Ton getroffen haben, und daß man am Ende für das Publikum schreibe, nicht für einen einzelnen vom unglaublichsten Dünkel befangenen Menschen. Der Beifall war auch ein ganz allgemeiner, und über alle seitdem gefallenen Schläge sind Ihre Gegner ganz kleinlaut geworden; die Klugen schlagen chamade, die andern können ihren Verdruß nicht verbergen: sie bedauern, daß die Sache zu einer „politischen" gemacht worden sei — Ja wohl eine politische! und eben gar keine unwichtige! Daß die Sache im Großen Rathe gut gehen werde, bezweifle ich so zu sagen nicht, und dazu hat dieser Bluntschli, der eben das Unglück hat, mit allem seinem Verstande immer Dummheiten zu machen, das Seinige redlich beigetragen. Aus diesem Grunde dürfen wir ihm auch Manches zu gute halten, um so mehr, da wir ihm ja doch zu keinem Danke verpflichtet sind. Possirlich nimmt sich der letzte Artikel im Konstitutionellen aus, gerade so, wie wenn Einer während des Weinens Witze machen will.

Nun zu Ihrer gestern eingereichten Klage. In dieser Beziehung wünschte ich sehr, daß Sie sich entschließen möchten, dieselbe zurückzuziehen. Ihre beste Rechtfertigung wird hoffentlich im Beschlusse des Großen Rathes liegen. Ich fürchte eben, wenn Sie dieselbe wirklich erheben, daß wir einen Scherr-Snell-Weiß-Füßli-Bluntschli-Gyßschen Preßprozeß mit Klagen und Widerklagen erhalten, aus dem am Ende kein Mensch

klug werden kann, und der nur den Indifferenten Spaß macht und vielleicht dem Fiskus Etwas einträgt. Jedenfalls bitte ich Sie, noch zuvor mit Keller zu sprechen, und auch seine Ansicht zu vernehmen. Ich behalte daher die Klage einstweilen noch bei mir, zumal eine Zögerung von einigen Tagen nicht den mindesten Nachtheil haben kann.

Zürich, den 29. September 1837.

Ihr

achtungsvoll ergebenster

Ulrich, Staatsanwald.

Meine

Beobachtungen, Bestrebungen

und

Schicksale

während meines

Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahr 1825 bis 1839.

Von

J. Th. Scherr.

Viertes Heft.

Das Jahr 1839 und seine nächsten Folgen.

St. Gallen,
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1840.

I.

Politische Gestaltungen von 1831—39.

Der gewaltsame und blutige Umsturz verfassungsmäßiger und gesetzlicher Ordnung, wie er im Jahr 1839 im Kanton Zürich Statt gefunden, veranlaßt mich zu einer gedrängten Darstellung der Verhältnisse des Staatswesens und der politischen Parteien.

Die Republik Zürich hatte seit 1831 in allen Richtungen riesenhafte Fortschritte gemacht, was selbst die heftigsten Gegner nicht zu bestreiten wagen, und gerade diese unbestreitbaren Fortschritte waren es, welche die vom Regiment entfernte aristokratisch-städtische Partei am allermeisten schmerzten. Jede neue Frucht dieser schönen politischen Gestaltung war dieser Partei eine brennende Wunde, und besonders denjenigen Männern, die selbst auch den löblichen Ehrgeiz hegten, durch schöpferische Thätigkeit sich auszuzeichnen. Als im Jahr 1831 die neue Verfassung aufgerichtet war, da gaben die Städtischen (so nennen wir die bezeichnete Partei) sich der Hoffnung hin, diese Verfassung werde bald wieder zusammenstürzen; als 1832 auf einmal acht angesehene Mitglieder aus der Regierung austraten, hielten sie dieselbe für gebrochen und unhaltbar; als ein neuer Krieg der Alliirten gegen Frankreich auszubrechen drohte, da erwarteten sie von höhern Mächten eine Rückwirkung auf die Schweiz; als 1834 der kleine Schulsturm im Wehnthal brauste, blickten sie schon einer Erhebung der Landbezirke entgegen: aber alle Gefahren gingen vorüber, alle Hoffnungen verschwanden als

eitle Träume, und immer weiter und kräftiger entwickelten sich die Keime der neuen Verfassung, und mit Bewunderung schauten Einheimische und Fremde auf die großartigen und mannigfaltigen Werke, welche aus derselben hervorgingen. Der Staatshaushalt, den Augen der Bürger offen, war geregelt und geordnet, und zeigte Wohlstand und große Hülfsquellen; eine einzige jährliche Vermögens-, Erwerbs- und Einkommenssteuer reichte aus, um zusammen mit den Zinsen der Staatskapitalien und einigen ältern Regalien und Gebühren die Staatsausgaben zu bestreiten. Im Jahr 1831 betrug die Staatseinnahme 873,639 Fr., die Ausgabe 1,007,984 Fr.; im Jahr 1837 die Einnahme 1,925,848 Fr., die Ausgabe 1,690,483 Fr. Um die Einnahmen auf diesen Grad zu heben, war außer andern schon früher bestandenen Regalien und Gebühren hauptsächlich jene jährliche Vermögenssteuer hinreichend, die nicht mehr als 1 vom 1000 reinen Vermögens, nach eigener Taxation der Bürger, forderte; eine Auflage, die doch wahrlich nicht drückend genannt werden kann, um so weniger, da einige andere Staatseinnahmen, z. B. der Salzaufschlag, sehr herabgesetzt worden waren. Eine wesentliche Erhöhung der Einnahmen und des Staatsvermögens erhielt man aus dem Verkauf der Domänen. Hinsichtlich der vermehrten Ausgaben ist zu bemerken, daß diese fast gänzlich dem Volke selbst zu gute kamen; so z. B. zahlte jetzt der Staat an das Volksschulwesen jährlich bei 132,000 Fr., während er früher fast gar Nichts hiezu beigetragen hatte. Das unmittelbare Staatsvermögen des Kantons belief sich im Jahr 1830 auf 13,198,706 Fr.; im Jahr 1835 war es bereits auf 14,000,072 Fr. angestiegen, und war andauernd im Zunehmen. Doch wir müssen hier auf einzelne Hauptpunkte eintreten.

a) Straßen. Eine unerhörte, ja unglaubliche Versäumniß für einen industriellen Staat hatte hierin bis 1832 angedauert. Nach einem allgemeinen Straßennetze der neuen Regierung waren erforderlich 118 Stunden *), 2950′ Straßenlänge im ganzen Kanton, davon 26 St., 1360′ Straßen I. Kl., die übrigen II. Kl. Im Jahr 1832 waren hieran bloß 25 St., 15996′ angelegt, und diese meistens sehr ungeeignet und mangelhaft; von 1832 bis 1838 wurden nicht nur die alten Straßen ausgebessert, sondern 23 St. und 15736′ neu gebaut, worauf allein vom Staate die Summe von 1,692,241 Fr. verwendet wurde. Sodann wurde der Beschluß gefaßt, noch 4,000,000 Fr. auf Vollendung des ganzen Netzes zu verwenden, ohne das Land mit neuen Auflagen zu beschweren.

b) Oeffentliche Gebäude und Anlagen. Der Kantonshospital, ein grandioses Werk, das nicht nur dem Kanton Zürich und der Schweiz, sondern der ganzen Menschheit zur Ehre gereicht; das Postgebäude, das Hochschullokal, die Kantonsschule, das Zuchthaus, das Zeughaus, die Kornhalle, die Münsterbrücke, das Regierungs- und Gerichtslokal, der Salzhausquai, der botanische Garten, Thierarzneischule, Anatomie, der Hafen u. n. A., wozu aus öffentlichen Geldern bis nahe an 2,000,000 Fr. beigetragen wurden; an die 100 neue Schulhäuser auf der Landschaft, die nahe zu 1,000,000 Fr. kosteten, steuerte die Staatskasse ebenfalls über 100,000 Fr.

c) Kirchenwesen und Geistlichkeit. Die meisten Pfarr-

*) Eine Stunde zu 16,000 Fuß.

häuser wurden reparirt, mehrere neugebaut. Die Besoldung der Pfarrer wurde überall in einen fixen Gehalt umgewandelt; in den ersten sechs Dienstjahren erhält Einer neben den Akzedenzien vom Staate 1100 Fr., in den zweiten sechs 1300 Fr., und dann vom 13. Dienstjahre an 1500 Fr. jährlich und dabei immer noch freie Wohnung und Garten und im Alter ansehnliche Gehülfen-Addittamente. Das Staatsbudget von 1837 führt die Summe von 194,128 Fr. für das Kirchenwesen auf. Daß die Geistlichen, was früher nicht der Fall war, nun auch in die gesetzgebende Behörde gewählt werden konnten, daß sie die privilegirten Vorsteher der Volksschulen waren, beweist, daß der Staat den Kirchendienern in jeder Hinsicht eine achtbare Stellung verschaffen wollte.

d) Schulwesen. Reform und Erweiterung der Volksschule, Gründung der Kantonsschule, der Hochschule, des Seminars, der Thierarzneischule. Budget von 1837 232,444 Fr., Staatsbeitrag von 100 Fr. an die Besoldung jedes Primarlehrers und 720 an die eines Sekundarlehrers; Anstellung von mehr als 300 neuen Lehrern u. s. f. Wir verweisen hier auf die verschiedenen Abtheilungen dieser Schrift.

e) Armenwesen. An die ärmern Gemeinden und Bezirke außerordentliche Beiträge, ebenso an die Lehrerbesoldung Lehrmittel, Schulbauten, Kleidung der Armen u. s. f. Treffliche Organisation und Aufsicht in dieser Hinsicht. Die jährliche Ausgabe des Kantonalarmenfonds 26,215 Fr. (1837).

f) Militärwesen. Abschaffung des Wachtkamaschendienstes. Herstellung der Disziplin und einer sehr be-

friedigenden Gewandtheit im Waffendienste, durch die ausgezeichneten Instruktoren Sulzberger und Uebel. Verbesserungen in Montur und Armatur, Erleichterung der Einzelnen.

g) Gewerbswesen. Abschaffung einer Menge von Mißbräuchen und Beschränkungen, allmäliger Uebergang zur Gewerbsfreiheit.

h) Forstwesen. Neues Forstgesetz, um den allgemein drohenden Holzmangel von den kommenden Generationen zu wenden; bessere Aufsicht und Administration.

i) Medizinalwesen. Bessere Organisation des Gesundheitrathes, fortschreitende Gesetze.

k) Rechtspflege. Vollständige neue Organisation: Zunft- und Bezirksgerichte, Kriminalgericht, Obergericht (Kantonalverhöramt, Staatsanwalt, Advokatenordnung). Abschaffung des peinlichen Verfahrens, des Prangers, der Brandmarkung, des Galgens. Humanere Behandlung im Strafverfahren überhaupt. Begnadigungsrecht des Großen Rathes bei Todesurtheilen. Verbot des sogenannten Berichtens bei den Richtern. Strenge Prozeßordnung.

l) Polizei- und Strafanstalten. Gänzliche Beseitigung nächtlicher Unfuge, Befestigung der öffentlichen Sicherheit, Reform und Erweiterung der Zuchtanstalten in verbessernder Richtung.

Diese treffliche Gestaltung und glückliche Entwickelung des neuen allgemeinen Staatswesens durchdrang eben so die einzelnen Bezirke und Gemeinden. Die Bezirksbeamten, früher alles Stadtbürger, waren die angesehensten und einsichtsvollsten Landbürger; die neuen Geschäftsformen machten es nöthig, daß auch zu Gemeindsbeamten die tüch-

hängend. Was die Stadt und die nächste Umgebung an Sittlichkeit verlor, das gewannnen die etwas ferner umliegenden Ortschaften, welche nunmehr von den Besuchen und Versuchen städtischer Verführer mehr verschont blieben. So z. B. würde sich keine ordentliche Tochter dieser Dörfer mehr zu Tanzpartien mit lockern Städtern hergegeben haben, was früher allgemein und häufig Statt gefunden.

Das religiöse Leben schien einer nothwendigen Erneuerung im Kirchenwesen zu harren. In vielen Bezirken separirten sich die Neugläubigen und der Pietismus machte gewaltige Fortschritte. Die sehr zahlreiche Klasse der Mittelbildung hingegen wurde weder durch den Kultus noch durch den Inhalt der Predigten befriedigt. Deßwegen besuchten sehr Viele aus dieser Klasse den Gottesdienst nur selten. Manche Kirche stand an Sonntagen fast leer; die Klagen über schwache Prediger wurden immer häufiger, und namentlich forderten wohlmeinende und gebildete Väter, daß auch der kirchliche Jugendunterricht sich der veralteten, herzlosen, mechanischen Form entwinde, und mehr in Uebereinstimmung mit dem gesteigerten Schulunterrichte gebracht werde. Einen wesentlichen Schritt zur Verbesserung bezeichnete Pfarrvikar Häfeli in der Einrichtung eines besondern Jugendgottesdienstes und in einer zweckmäßigen Umgestaltung der Kinderlehre. Unter harten, abstoßenden Urtheilen von Seite einflußreicher Geistlicher verstummte diese Stimme der Zeit. Zwar offenbarte sich auch in der Kirchensynode eine Partei, die zu fortschreitenden Verbesserungen bereit war, aber sie konnte gegen die stagnirende Masse und gegen den blinden Eifer nicht aufkommen: so blieb dann das Kirchenwesen, dessen Unzulänglichkeit sich schon vor 1831 in der Verödung vieler Kirchen zeigte, auch während dieser Periode all-

gemeiner Entwickelung ganz auf dem alten Standpunkte; selbst die vom Erziehungsrathe angeregten Verbesserungen in dem religiösen Jugendunterrichte blieben von vielen Geistlichen unbeachtet, und nur durch besondere Ereignisse wurde die Einführung eines neuen, vom Dekan Finsler bearbeiteten Katechismus im Jahr 1839, jedoch ohne eigentliche Verbindlichkeit, angeordnet.

Wie schon bemerkt, $^{11}/_{12}$ der Geistlichen waren Stadtburger; und von diesen die überaus große Mehrheit städtisch gesinnt. Wenn daher die Geistlichkeit im Kirchlichen fest auf dem Alten beharrete, so traf sie mit der sogenannten Aristokratie zusammen, welche im Politischen wenigstens das Alte festzuhalten suchte, und wo dieß nicht möglich gewesen, dasselbe eifrig zurückwünschte. So hatte die städtische Partei ihre wichtigsten Anhaltspunkte auf der Landschaft in der Geistlichkeit, die sich wiederum im Allgemeinen nach der alten Ordnung sehnte, unter der sie zwar weniger verfassungsmäßige Rechte besaß, aber auf dem Wege des schriftlichen und mündlichen Berichtens großen Einfluß auf Räthe und Gerichte übte. Häufig waren es die Pfarrer, welche den Referenten im Administrativen und Richterlichen besondere Mittheilungen zukommen ließen, und diese Meinungsäußerungen waren immer von Einfluß, oft sogar entscheidend. Das gab begreiflich den Pfarrern eine sehr gewichtige Stellung, und ihr Ansehen und ihre Macht auch in weltlichen Dingen mußte in den Gemeinden sehr groß sein. Wie schmerzhaft mochten sie nun fühlen, daß in dieser Hinsicht ihre Einwirkung auf die obersten Behörden sehr gelähmt, fast gänzlich aufgehoben war.

Im Armenwesen hatten sie früher ganz freie Hand in Vertheilung der Kantonalspenden; die Gaben wurden manch-

mal so empfangen, als kämen sie unmittelbar aus den Händen der Frau Pfarrerinn oder des Herrn Pfarrers. Jetzt mußten sie Rechenschaft ablegen, wurden kontrolirt. Sie waren wohl privilegirte Schulvorsteher, aber die Schule und der Lehrer hatten eigene Gesetze und Reglements und letzterer war nicht mehr der persönliche Hausdiener und Handlanger. Zudem wiederhalleten die Klagen der städtischen Verwandten und Freunde fast täglich in den Pfarrhäusern. Und wirklich läßt sich nicht läugnen, daß viele altburgerliche Familien große Nachtheile in der neuen politischen Ordnung empfanden, wie sehr auch im Allgemeinen die Stadt gehoben wurde. Man denke nur: Fast alle Oberbeamte der Bezirke waren Städter, als da waren Oberamtleute, Amtleute, Verwalter, Landschreiber u. s. f. Alle höhern Staatsbeamte, mit sehr wenigen Ausnahmen waren Städter, fast alle Pfarrer waren Städter, ebenso die meisten Offiziere und dann ferner die Schar der Weibel, Wächter, Zöllner u. s. f. Wie viele Familien hatten da ihre Genüsse und Bezüge!! Das war nun anders geworden; schon jetzt waren viele der Beamten aus der Zahl der Landbürger, und die Zeit schien zu nahen, daß auch auf Pfarreien der Bauernsohn dem Pfarrerssohn den Rang ablaufe. *)

Die Städtischen waren zur Einsicht gekommen, daß der gebildetere Mittelstand im ganzen Lande zum politischen Be-

*) Doch war die Anzahl der städtischen Staatsdiener noch so ungeheuer groß, wie man sich in einem andern Staate kaum denken kann. Der ganze Kanton zählt etwa 45000 stimmfähige Bürger, die Stadt Zürich nicht mehr als 1146, und von diesen 1146 waren von $18^{31}/_{39}$ nicht weniger als 312 im besoldeten Staatsdienste und bezogen jährlich 481,050 Fr.; so berichtet ein abgetretener Staatsdiener.

wußtsein und sogar zu einem politischen Ehrgefühle sich erhoben hatte, und damit war für immer der städtische Einfluß bei dieser Klasse verloren. Hingegen schien die alte Ordnung der Dinge noch in besserm Angedenken bei der ungebildeten, für politische Freiheit erstorbenen Masse. Auf diese nun wandten sich die Augen der städtischen Partei und zwar mit desto mehr Hoffnung, als auf diesem Gebiete der hülfreiche Arm der Geistlichkeit mit mehr Kraft arbeiten konnte. Wie nun früher die Führer der Städtischen, dem wahren aristokratischen Prinzip getreu, Beschränkungen in der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit, z. B. Wahlkollegien, Census, das Wort redeten, so drangen sie nunmehr in oligarchischer Hoffnung auf gänzliche Aufhebung aller Beschränkungen, auf eine Repräsentantenwahl nach der Kopfzahl. Die Republikaner blieben ihren Grundsätzen getreu, und nach diesen konnten sie den Antrag auf volle Rechtsgleichheit nicht bestreiten; derselbe wurde darum 1837, zur Zeit der Verfassungsänderung wirklich angenommen und ins Werk gesetzt. Dr. Keller namentlich aber durchschaute den Plan der Städtischen vollständig, darum auch seine ernste Warnung vor „Pöbelherrschaft". Die vollständige Großrathserneuerung erfolgte; aber die Masse, auf welche die Städtischen gerechnet hatten, war politisch zu indolent, sie trug die Last früherer absichtlicher Vernachlässigung zu schwer auf sich, als daß sie die erwünschte Theilnahme an den Wahlen genommen hätte, und diese, nochmal ein Werk des gebildeten Mittelstandes, fielen so aus, daß die Republikaner einer entscheidenden Mehrheit im Großen Rathe sicher waren, und derselbe wählte schon in seiner ersten Sitzung auf die erledigten Stellen in den obern Behörden feste Stützen der republikanischen Partei. Indessen

war es unbestreitbar, daß die Städtischen ihren Einfluß bereits in den zwei größten Landgemeinden, in Stäfa und Wädenswyl, wirksam hervortreten sahen. Dieß ermunterte sie, und bald kamen auch in Richterswyl, Männedorf, Pfäffikon die Früchte ihrer Bestrebungen zum Vorschein. Alle Anlässe zur Verbreitung von Unzufriedenheit, wurden aufs thätigste ausgebeutet. Den Zinsträgern, wenn sie zu den Städtern kamen, gab man Trinkgelder und gute Worte; sprach mit ihnen über die schweren Abgaben der neuen Zeit, über die Strenge des Rechtstriebes, über die zunehmende Sittenlosigkeit und Irreligiosität, und erinnerte sie an die guten alten Zeiten. Den Fabrikherrn gegenüber bedauerte man, arme Kinder den Arbeiten entzogen zu sehen wegen der Schule, und so wurde den Fabrikarbeitern das Schulgesetz als eine Tyrannei geschildert. Wer einen Prozeß verloren hatte, den erbitterte man durch Hinweisung auf die verderblichen Gerichtsformen. Eltern, die wegen verabsäumtem Schulbesuch ihrer Kinder vorgefordert wurden, hörten da und dort ein Bedauern über diese Strenge. Dem Landmann, der Wein zu verkaufen hatte, gab man zu verstehen, daß bei der neuen Ordnung der Dinge das Bierbrauen besonders erleichtert, und der Weinbau herabgedrückt werde. Den Vater, dessen Sohn eine Stelle suchte, wies man auf die „vielen Fremden", welche den Landeskindern das Brod vorm Munde wegnähmen. Die ältern Handwerksleute bestärkte man in ihrem Widerwillen gegen die Gewerbsfreiheit, und wenn man höhere Zinse forderte, gab man die Unternehmungen der Regierung als Ursache hievon an.

Während man so die untern Klassen bearbeitete, suchte man mit großer Sorgfalt und Zuvorkommenheit die Unzu-

friedenen aus dem Mittelstande zur Partei zu ziehen. Solche gab es natürlich auch in jedem Orte: Der Eine war bei einer Beamtenwahl durchgefallen, ein Anderer kam durch den veränderten Straßenzug in Nachtheil, ein Dritter verwünschte die nunmehrige Konkurrenz in einem einträglichen Geschäfte, das er bis jetzt allein geführt, ein Vierter bezog die nöthige Summe zur Betreibung seines Handels aus der Stadt, und war abhängig, ein Fünfter ließ sich durch Schmeichelei und Versprechungen bethören: kurz auch im Mittelstande erlangten die Städtischen einflußreiche Wortführer.

Aber auch in den höchsten Behörden fanden sie Anhaltpunkte. Hirzel's, des anerkannten Schulfreundes, heftige Aeußerungen gegen die Richtung des Schulwesens war eine der günstigsten Demonstrationen für ihre Partei. Dieselbe unterstützte darum seine Ansichten aufs tapferste, und schmeichelte Hirzel, der nahe daran war, ihnen zuzufallen. Hegetschwyler und einige andere Regierungsräthe neigten sich auf ihre Seite. Im Erziehungsrathe hatten sie bereits eine Majorität, und der Kirchenrath stand ihnen zu besten Diensten bereit. Im Obergerichte waren seit Dr. Kellers Austritt die beiden Präsidenten rein städtisch gesinnt, wie noch einige Mitglieder. Neben allen diesen Bestrebungen wurde mündlich und schriftlich so viel Schlechtes, Gemeines, Unsittliches und Lasterhaftes über die Republikaner verbreitet, daß ihr Ruf endlich befleckt werden mußte. Einer der wichtigsten Fortschritte war, daß sich die jüngern städtischen Geistlichen der sogenannten Bürklizeitung bemächtigten, die als allgemeines Volksblatt weitaus die meisten Leser zählte. Von Woche zu Woche streute dieses Blatt den Samen des Mißtrauens aus vollen Händen unter das Volk, wie anderseits eine Korrespondenz der allgemeinen Augsburger Zeitung die

Züricher Zustände mit großer Parteisucht vor aller Welt herabwürdigte. Die beiden Kirchenzeitungen, obgleich verschieden in ihren Richtungen, waren in Hinsicht auf die neue Ordnung gleich feindlich; die ekelhaftesten, absurdesten Verläumdungen aber wurden einstweilen in der Stille auf mündlichem Wege fortgepflanzt.

Den Republikanern blieb diese Thätigkeit ihrer Gegner nicht verborgen, aber der entschiedene Wahlsieg hatte sie ganz sicher gemacht. Das Schwanken und die Uneinigkeit einiger Häupter verhinderte jede zentrale Gegenwirkung. Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten war ihnen seit einer Reihe von Jahren so leicht zugefallen, daß sie wähnten, es könne nun einmal im Kanton Zürich nimmer anders gehen. Auf die untersten Volksmassen hatten sie sich nie stützen wollen; sie waren zu stolz und zu edel, um sich mit einem noch so unlautern Elemente zu vermengen, und das Heiligthum des Staatswesens den Launen einer politisch ungebildeten und bewußtlosen Menge anzuvertrauen. Die im Jahr 1832 organisirten politischen Schutzvereine für die Zünfte, Bezirke und den Kanton stiegen nie unter die gebildete Mittelklasse hinab, berührten niemals die niedern Volksschichten. Aber auch diese aus den edlern Kräften gebildeten Vereine wurden gänzlich vernachlässigt, und lösten sich in allgemeiner Unthätigkeit auf. Vergeblich drangen einzelne Männer auf die Gründung eines wohlfeilsten Volksblattes im liberalen Sinne; sie fanden keine Unterstützung. Vergebens warnte man davor, den Gegnern keine schwachen Seiten zu bieten, man setzte sich über diese Warnungen weg. Vergeblich erinnerte man an die Gegenwirkung der Geistlichkeit; Mancher ließ sich von ihnen zum zerstörenden Werkzeug verleiten. So verschwand der Zeitpunkt, in welchem eine kräftige Anregung

der liberalen Elemente, eine neue Stärkung ihrer Kraft alle Bestrebungen der Gegner vereitelt hätte. Viele waren schwach genug, denjenigen Vertrauen zu schenken, die mit der größten Spannung nur einem günstigen Vorgang entgegensahen, um dann mit aller Macht langverhaltenen Hasses hervorzubrechen, um die neue politische Ordnung in ihren Grundfesten zu erschüttern und Alle, die es ernst und aufrichtig mit derselben gemeint, mit einem Stoße nieder zu stürzen.

So standen die Sachen gegen das Ende des Jahres 1838. Acht Jahre hatte die neue politische Ordnung gedauert, und ebenso lange hatten die Republikaner das Uebergewicht in der Staatsleitung. In vielen Hinsichten hatten sie mehr geleistet, als die kühnste Erwartung fordern konnte, manche Hoffnungen blieben auch unbefriedigt. Das Volk hatte in seiner neuern Geschichte keine Beharrlichkeit gelernt. Vier politische Umgestaltungen sah es in 32 Jahren; daher auch bei vielen die Empfänglichkeit für den Wechsel, die Wandelbarkeit in Gesinnungen und im Zutrauen. Leichthin wurde schon 1838 von Verjagung der Regierung gesprochen, absichtlich wurde diese Idee immer mehr im Volke verbreitet. Doch schwerlich wäre dieselbe schon im Jahr 1839 vollständig ausgeführt worden, hätte nicht ein Vorgang, der vor Allem geeignet war, die Masse aufzuregen, dem Unternehmen der Städtischen Bahn gebrochen.

II.

Die Berufung des Dr. Strauß.

Die starre Beharrlichkeit der Kirche bei dem Herkömmlichen und das Zurückbleiben derselben namentlich im Religionsunterrichte und im öffentlichen Kultus erregte vielfach

Besorgniß und Mißstimmung unter den Freunden einer fortschreitenden Entwickelung, zu welchen auch ich in jeder Hinsicht mich ohne Vorwurf zählen darf. Der Abstand zwischen Kirche und Schule mußte um so größer und auffallender werden, je mehr die Schule fortschritt, und da diese sich immer erweiternde Kluft hauptsächlich der Kirche selbst zum Nachtheil gereichen mußte, so war vorauszusehen, daß entweder die Schule einer Reaktion ausgesetzt werde, oder ein mächtiger Impuls die Kirche zum Fortschreiten drängen müßte. Mit der aufrichtigsten Freude und Theilnahme begrüßte ich Hrn. Vikar Häfeli's Vorschläge für Jugendgottesdienst und Reform der Kinderlehre, wie ich dann auch mit Bedauern sah, daß er in dem angeregten Kampfe so wenig Energie zeigte, und sich so leicht von seinem Bestreben abbringen ließ. Hirzel, der in aufgeregtem Gemüthszustande sich bis zur religiösen Schwärmerei fortreißen ließ, und dem wol nur Irrthum und Böswilligkeit eine aufrichtige und warme religiöse Gesinnung absprechen möchte, beschäftigte sich sehr oft mit den Ideen über kirchliche Verbesserung, und es war ihm hiemit ein reiner, heiliger Ernst. Mehrmals handelte es sich im Erziehungsrathe um Maßregeln, die Pietisten betreffend; Hirzel sprach jederzeit mit Nachdruck gegen Intoleranz und Glaubenszwang.

Bei dieser Aufmerksamkeit auf das Kirchliche konnte eine so bedeutende Erscheinung im Gebiete der Theologie, wie das „Leben Jesu von Strauß" ist, der Betrachtung und Besprechung um so weniger entgehen, als man sich in Zürich nicht weniger frei dachte, als in Berlin, wo Neander's öffentliches Urtheil sich entschieden gegen Verketzerung aussprach. Ich selbst hörte zuerst Orelli und dann Professor Hitzig in Privatunterhaltungen ausführlicher über jenes Werk sprechen, war aber zu sehr mit pädagogischen und administrativen Ge-

schäften überhäuft, als daß ich dasselbe hätte studieren können. Erst ziemliche Zeit später entlehnte ich dasselbe bei Pfarrvikar Wild in Küsnach, konnte aber auch jetzt nur einen Theil des Inhaltes in Betracht ziehen, da Regierungsrath Ed. Sulzer mich um die Mittheilung ersuchte (Beilage I.) und dann das Werk so lange behielt, daß ich es sogleich nach der Rücksendung an Hrn. Wild abgeben mußte.

Als nun im Jahr 1836 der Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Dogmatik erledigt war, so dachten mehrere Mitglieder der I. Sektion des Erziehungsrathes (ich gehörte zur II.) an die Berufung von Dr. Strauß. Bei meinem freundschaftlichen Verhältnisse zu diesen Mitgliedern blieb mir ihre Ansicht nicht verborgen; doch schon die Vorberathung in der I. Sektion und die bereits bekannte abweichende Meinung Hirzel's ließen von dem Vorschlage abkommen, und im Berichte der I. Sektion an den ganzen Erziehungsrath war bloß von der Berufung Dr. Strauß's noch als von einem aufgegebenen Antrage die Rede. Bei der Umfrage verweilte ich noch bei diesem Punkte, indem ich mich auf die Aeußerungen ausgezeichneter Philologen und Theologen berief; an einen Erfolg aber durch Abstimmung konnte gar nicht gedacht werden. Diese meine Hinweisung erhielt große Bedeutung; denn ein Mitglied des Erziehungsrathes, das einen bittern Groll gegen mich im Herzen trug, theilte sie dem Kapitel der Geistlichkeit mit, und alsbald erschien ein höchst giftiger Artikel in der Bürklizeitung Nr. 15 Beil. 1837, und diese boshafte Angeberei bildete fortan einen Hauptpunkt, meine religiöse Gesinnung zu verdächtigen. Dr. Elwert wurde berufen, und seine Leistungen erfreuten alle Parteien; nach kaum zwei Jahren aber nahm er seinen Abschied, und unterdessen hatte Hirzel auf einer Reise nach Deutschland genauere Bekanntschaft mit Dr. Strauß gemacht.

Er ward ganz begeistert von dem jungen Theologen, und erblickte in ihm den Mann, der von der Vorsehung dazu bestimmt sei, eine zweite Reform im Kirchwesen zu bewirken, und das reine Christenthum in seiner ursprünglichen Erhabenheit wieder herzustellen. Von diesem, an sich edeln, Gedanken erfüllt, war es für Hirzel eine Gewissenssache, bei der abermaligen Erledigung eines theologischen Lehrstuhles aus aller Kraft für die Berufung von Dr. Strauß zu arbeiten, und dieß that er auch in voller Ueberzeugung einer erfüllten Pflicht. Mir aber theilte er seine Absicht erst später und nur in wenigen Worten mit, denn in der Zeit beginnender Unterhandlung waren wir noch ziemlich ungünstig gegen einander gestimmt. Es ist darum eine große und unverdiente Kränkung gegen Hirzel, daß man ihm vorwarf, er habe sich durch mich für Dr. Strauß bestimmen lassen. Diejenigen, welche ihm dieß vorwarfen, kannten seine scharfe Individualität und seinen eisernen Willen bei einmal gereifter Ueberzeugung gewiß ganz gut; sie hatten aber die doppelte Absicht, ihn herabzuwürdigen und mich um so mehr verhaßt zu machen.

Indessen hatte die I. Sektion ihre Vorberathung geschlossen; die Majorität trug auf die Berufung des Dr. Landerer an, in Uebereinstimmung mit dem Gutachten der theologischen Fakultät; die Minorität beantragte die Berufung des Dr. Strauß, und stützte sich zugleich auf ein besonderes Gutachten des Professors Hitzig an der theologischen Fakultät. Auf den 26. Januar war Plenarsitzung zur Entscheidung angesagt. Unterdessen arbeiteten die Wortführer beider Ansichten mit großer Thätigkeit, und schon zeigte sich die Verketzerungssucht in der Bürklizeitung in aller Heftigkeit. Meine Parteinahme ging aus dem Vertrauen hervor, das ich in dieser wissenschaftlichen Sache, denn als eine solche betrachtete ich sie, haupt-

sächlich in Orelli's und Hitzig's Urtheil setzte, und ich muß hier noch ein Verhältniß der republikanischen erziehungsräthlichen Mitglieder besonders bezeichnen. Der Erziehungsrath, diese außerordentlich beschäftigte Behörde, bestehend aus unbesoldeten Mitgliedern, die sonst durch Geschäfte sehr in Anspruch genommen waren, konnte seine Aufgabe nur dann lösen, wenn jenes Häckeln und Mißtrauen, das die Arbeiten zahlreicher Kollegien so sehr hemmt, beseitigt blieb. Es war daher im Allgemeinen die Regel angenommen, daß man den Anträgen derjenigen Mitglieder, die das Vertrauen in gewissen Fächern vollständig verdienten, rasch und ohne Grübeleien beistimmte. So hatte ich es, wenn ein Orelli oder Keller einen Antrag über die höhern Anstalten brachte, Escher über Geschäftsführung, Sulzer über Finanzielles; so durfte ich auch meinerseits in meinen Anträgen über das Volksschulwesen einer Mehrzahl von Stimmen fast im Voraus sicher sein; Geschäftstakt führte zu diesem einfachen Verfahren und Geschäftserfahrung zu dem hiezu nöthigen Vertrauen. Orelli's Eifer in der Sache wäre schon für mich entscheidend gewesen; zwei Rücksichten aber walteten noch vor: einerseits hielt ich einen ausgezeichneten Mann für eine weitere Stütze der schwachen Hochschule, anderseits hoffte ich allerdings Anregung eines neuen kirchlichen Lebens, keineswegs aber eine Störung desselben oder gar eine Beseitigung des Christenthums.

Der Wahltag nahte. Hirzel hatte die freisinnigen Mitglieder eines Abends zu sich eingeladen. Ich lehnte den Besuch ab, und erklärte einfach, meine Ueberzeugung stehe fest.

Eine Plenarsitzung wurde diesem Wahlgeschäft ausschließlich anberaumt; das Kollegium war vollzählig, die tiefste Aufregung lag auf allen Gesichtern. Vizepräsident Ferd. Meyer ward in Anfrage gesetzt; er trug auf Dr. Landerer an,

und führte die gedoppelte Behauptung aus, es sei weder recht noch gut, daß Strauß berufen werde, und bezog sich dabei auf die Landeskirche, die Entsittlichung des Volkes und den drohenden Ultramontanismus; der Schluß, daß sich die „Schlechten" über die Berufung von Strauß freuen, die Guten aber trauern würden, reizte zum Unwillen.

Fünf Stunden dauerte die Debatte. Orelli's Votum, in der innigsten Gemüthsbewegung gesprochen, nehme ich wörtlich hier auf:

„Zürich soll nach der Gründung unserer Hochschule, wie im sechszehnten Jahrhundert, so auch jetzt, der freien Wissenschaft und ausgezeichneten Talenten ein Asyl darbieten, von welchem aus sie für Wahrheit und Recht ungestört wirken können.

Dem Geist der Reformatoren danken wir es, daß die Theologie bei uns wirklich eine freie Wissenschaft ist. Ihre Lehrer werden auf keine symbolischen Bücher verpflichtet; sie stehen ausschließlich im Dienste des Staates, unter dem Gesetze, nicht unter dem Richterstuhle irgend einer unwissenschaftlichen Korporation. Handeln sie gesetzwidrig, so werden sie die Gerichte bestrafen; hingegen in allem Wissenschaftlichen gilt gegen sie nur eine ebenfalls wissenschaftliche Polemik.

Aus dem gedoppelten Umstande nun, daß bei uns keine Verpflichtung auf symbolische Bücher Statt findet, daß völlige Lehrfreiheit durch das Gesetz gewährleistet ist, ergibt es sich, daß alle Lehre der an der Hochschule angestellten Theologen das reine Produkt ihrer Subjektivität sein und bleiben muß. Es wäre eine unbegreifliche Inkonsequenz, auf der einen Seite Lehrfreiheit zu gewähren, auf der andern, einen höchst ausgezeichneten Theologen, den unsere Anstalt für sich gewinnen könnte, aus bloßen vorgefaßten Meinungen zu verwerfen und gleichsam in den Bann zu thun. Es wäre dieß auch ein

offenbarer Rückschritt. Vor wenigen Jahren noch fiel es keiner Behörde ein, den ungemein freisinnigen Dr. Schultheß irgendwie zu beengen, geschweige ihn vom Lehrstuhle zu entfernen.

Unter den Jetztlebenden hat sich Dr. Strauß um die Theologie des Christianismus im höchsten Grade verdient gemacht; indem er wissenschaftlicher als irgend ein Anderer das mythische Element desselben von den, in seinem Wesen liegenden, ethischen und religiösen Ideen geschieden, und dadurch bewirkt hat, daß diese ewigen Ideen nunmehr unverhüllter und klarer hervortreten, folglich auch allgemeinere Anerkennung von Seite der gebildeten Menschheit finden können.

Ausgezeichneten Scharfsinn und Forschungsgeist, ausgebreitete, höchst gründliche Kenntnisse, verbunden mit einer seltenen Lehrgabe, können ihm selbst seine Gegner nicht absprechen. Ihr Grundirrthum liegt nur darin, daß sie wähnen, wenn er als Lehrer auftrete, so werde ein Umsturz des kirchlich Bestehenden erfolgen, das Sektenwesen sich mehren, alle seine Zuhörer unbedingt zu den Worten des Meisters schwören. Die beiden ersten Besorgnisse sind allzu nichtig, als daß ich sie widerlegen möchte. Was das letzte betrifft, so seien Sie überzeugt, daß gerade ein Selbstdenker, wie er, am besten geeignet ist, in den jugendlichen Geistern den Trieb eigener Forschung, ja bei Manchen sogar eine lebhafte Opposition gegen sein System anzuregen.

Alle Einwürfe gegen Strauß, welche in Ihrer Mitte bis anhin ausgesprochen wurden, scheinen mir lediglich aus äußern Bedenklichkeiten hervorzugehen, die ich nicht zu theilen vermag. Weit lieber, um es ganz offen zu gestehen, würde ich irgend eine Stimme wissenschaftlicher oder religiöser Ueberzeugung vernehmen, gleichviel, wäre es diejenige der Ortho-

dorie oder des Mystizismus. Hinlänglich aber, dächte ich, sollten uns die von zwei ausgezeichneten Theologen, dem ehrwürdigen Schultheß früher, jetzt von Dr. Hitzig, für Straußen's Berufung aufgestellten Ansichten beruhigen können. In Uebereinstimmung mit diesen halte ich dafür, daß ein solcher Erweiterer der Wissenschaft vollständig befähigt ist, künftige Theologen heranzubilden. Weit entfernt also, daß das auf eine etwas künstliche Weise angerufene Gesetz gegen seine Anstellung sein könnte. Wer es gegen Strauß deutet, der müßte, um folgerecht zu handeln, auch gegen die Berufung jedes Mannes stimmen, der Muth und Geist genug besitzt, um im Sinne Zwingli's, Luther's, Calvin's für Wissenschaft und Glaubensfreiheit zu wirken.

Nicht selten sind die Beispiele, wie Männer, welche der theologische Haß (nach Melanchthon's Ausdruck der gräßlichste) verdächtigte und verlästerte, nachher eben den Anstalten, welchen man sie entreißen wollte, zum Segen und dauernden Ruhme werden. Ich erinnere nur an Thomasius, Christian Wolf, Fichte, Paulus.

Von dem Manne, welchen man dem Dr. Strauß gegenüberstellt, kann ich nichts Anderes sagen, als „ich kenne ihn nicht."

Wenn sich nun die günstige Gelegenheit darbietet, einen Mann von europäischem Rufe für unsere Anstalt zu gewinnen, so habe ich nicht den Muth der Verzweiflung, ihm einen Unbekannten vorzuziehen. Deßhalb gebe ich heute, wie vor drei Jahren, meine Stimme dem hervorragenden Talente, dem tiefen und gewissenhaften Erforscher der Wahrheit, dem geistreichen und begeisternden Lehrer, Doktor Strauß." So sprach Kaspar Orelli, der edelste und berühmteste Gelehrte Zürich's.

Sieben Mitglieder: Meyer, Sulzer, Weiß, Bleuler, Hüni, Eßlinger, Escher sprachen in der ersten Um-

frage für Dr. Landerer; sechs: Orelli, Keller, Ulrich, Furrer, Zehnder, Scherr für Strauß. In der zweiten Berathung erklärte sich Rüegg noch zur Meinung der sechse, indem er aussprach, daß die Diskussion ihn vollständig von der Zweckmäßigkeit der Berufung überzeugt habe, und nun standen sieben und sieben einander gegenüber. Nochmal entspann sich die Debatte, heftiger und rücksichtloser, bis nach der Schlußerkennung der Präsident, Bürgermeister Hirzel, für Strauß entschied. Hiemit war die förmliche Spaltung des Erziehungsrathes entschieden. Die ersten sieben Mitglieder blieben nach aufgehobener Sitzung auf ihren Plätzen, um über das vorläufig entworfene Minoritätsgutachten sich zu vereinigen, das sie an den Regierungsrath abgehen lassen wollten. Dieß war der Anfang eines Widerstandes, der mit dem blutigen Umsturze der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Ordnung endigte.

Beim Herausgehn aus dem Sitzungslokale sagte Hirzel: Es wird noch einen Kampf kosten, und wir müssen unsere Kräfte wohl anwenden; Regierungsrath Dr. Zehnder machte mich insbesondere auf den pädagogischen Beobachter und den „Schweizerjüngling" aufmerksam, die in der öffentlichen Diskussion mitwirken sollten.

Weibel und Boten waren ab- und zugegangen, wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Beschluß durch die Stadt, und so schnell wurden besondere Boten nach den verschiedenen Landesgegenden gesandt, daß schon am folgenden Tage Vormittags, Sonntag den 27., in dem bei sechs Stunden entfernten Glattfelden der Pfarrer eine Stillstandssitzung, um der Berufung von Strauß entgegenzuwirken, ankündigen konnte. Die Kapitel der Geistlichkeit versammelten sich eiligst, und der Kirchenrath erließ schon am 28. eine Zuschrift an

den Regierungsrath, worin derselbe ersucht wird, die Wahl des Dr. Strauß nicht zu bestätigen. Dieses Schreiben ließ bereits Drohungen durchblicken, so heißt es: „Glaubt man „endlich, nachdem erst kaum die politischen Kämpfe bei uns „sich gelegt haben, nun die religiösen hervorrufen zu müssen? „Wohl! sie werden auf diesem Wege nicht ausbleiben, diese „wichtigsten und gefährlichsten aller Kämpfe. Aber sie wer„den in ihren nächsten und entfernten Folgen Resultate herbei„führen, welche ihre Urheber weder erwarten, noch anstreben, „und welche durch Gefährdung der innern und äußern Ruhe, „so wie der fortschreitenden geistigen und sittlichen Bildung „des Volkes,*) eine schwere Verantwortung über dieselben „bringen dürften."

Der Regierungsrath, dem, wie bemerkt, die Bestätigung der Wahl zustand, eilte nicht mit seinem Beschlusse, und in der ersten Woche Februar's trat der Große Rath zusammen. Die Gegner von Strauß hofften, von dieser Behörde einen Ausspruch zu erlangen, der den Regierungsrath bestimmen sollte, die Bestätigung zu verweigern. In dieser Absicht stellte Antistes Füßli als Mitglied des Großen Rathes den 31. Januar die Motion: „es sollte durch ein Gesetz dem Kirchenrathe Einfluß auf die Wahl der theologischen Professoren gegeben werden." Der Große Rath kann in derselben Sitzung, in welcher die Motion gestellt, auf den Inhalt selbst nicht eintreten, sondern nur erkennen, ob die Motion erheblich oder nicht erheblich sei. Der Zweck der Motion war: „Spricht der Große Rath die Erheblichkeit aus, so wird der Regierungsrath entweder sogleich die Bestätigung von Dr. Strauß

*) Diese Fortschritte anerkannte also noch 1839 der Kirchenrath.

versagen, oder so lange warten, bis eine allgemeine Aufregung unter dem Volke zu Stande gebracht und eine Masse von Vorstellungen die Bestätigung hintertreibt."

Zehn Stunden dauerte die Diskussion; sie bildet den Höhepunkt im parlamentarischen Leben des Kantons Zürich, man hörte, mit Luther zu reden, „die Geister auf einander platzen." Wie im Erziehungsrathe die Kraft und Macht der Wahrheit und der tiefsten Ueberzeugung gesiegt hatte, so auch im Großen Rathe. Oberrichter Ammann, in Anfrage gesetzt, trug mit einfacher, klarer Hinweisung auf Verfassung und die organischen Gesetze, mit denen die Motion unvereinbar sei, auf Nichterheblichkeit an. Diesen Antrag vertheidigten und begründeten mit großer Beredsamkeit die Erziehungsräthe: Hirzel, Keller, Ulrich, Furrer; Regierungsrath Weiß, Zehnder und Fierz, Oberrichter Füßli, Fürsprech Surber, wie dann die Räthe Thomann, Streuli, Hofmann u. A. mit einfacher biedrer Hinweisung. Für die Motion sprachen mit aller Kraft: Professor Schweizer, Dr. Bluntschli, v. Muralt, Erziehungsrath Ferd. Meyer, Dekan Vögeli, Pfarrer Brunner und Schweizer, Oberrichter Ulrich. So heftig der Kampf, so blieben doch eigentliche Anzüglichkeiten ausgeschlossen, und merkwürdig war insbesondere die Aeußerung des Professor Schweizer, der offen sagte: „Das Judenthum, das noch im Christenthum ist, muß heraus" — und am Ende gab der Redner zu: „Hat der Große Rath die Ansicht, es sei ein Bedürfniß, Hrn. Dr. Strauß zu berufen, so hoffe ich, die Zeit sei gekommen, wo manches Bessere durchdringe."

Mit der sichtbarsten Begeisterung sprach Hirzel, und sein Votum, das die Nothwendigkeit kirchlicher Fortschritte entwickelte, wirkte mächtig. — Keller führte mit schlagender

Folgerichtigkeit den Satz aus: „Die Grundidee des Protestantismus ist freie Forschung nach Wahrheit.“ — Staatsanwalt Ulrich sprach mit gewohnter Ruhe und Klarheit, doch lagen in seinen Worten harte Vorwürfe, indem er aussprach, „die Sache erscheine ihm als ein bloßer Demagogenkniff.“ Am längsten sprach Dekan Vögeli, und zwar in sehr wohlgeordneter Rede, die jedoch, wie überhaupt der Predigtton in freier Diskussion, nicht den rechten Eindruck machte.

In später Nacht erfolgte die Abstimmung; der Sieg der Berufenden war schon im Verlauf der Diskussion unzweifelhaft. Mit 93 gegen 49 Stimmen wurde die Motion als nicht erheblich erklärt, und so hatten die verfassungsmäßigen Vertreter des Volkes gleichsam die Berufung des Dr. Strauß gebilligt. Nach dieser Entscheidung konnte im Regierungsrath in Bezug auf die Bestätigung wol kein Zweifel mehr walten. Dieselbe erfolgte am 2. Februar mit 15 gegen 3 Stimmen von den Regierungsräthen Hegetschweiler, Melchior Sulzer und Hüni; Ed. Sulzer, das 19. Mitglied, war abwesend. Hiemit war die Sache in gesetzlicher Form erledigt; die Gegner hatten alle Mittel erschöpft, welche gegen die Berufung auf dem Wege der Verfassung und der Gesetze zu finden waren. Die Majorität des Erziehungsrathes, des Regierungsrathes, des Großen Rathes hatte verfassungsmäßig entschieden. Die weitern Schritte waren revolutionär, und mußten, wenn die gesetzliche Autorität sie nicht hemmen konnte, zur Revolution führen.

III.

Der Hornungssturm und die Vertreibung des Dr. Strauß.

Die Art, in der sich der Große Rath in dieser Sache ausgesprochen hatte, übertraf die Erwartung der Republikaner

ebenso sehr, als die Städtischen sich getäuscht sahen. Darum überließen sich die erstern einer fast übergroßen Freude, und einige Zeitungsartikel von ihrer Seite sprachen nun sehr unüberlegt von einer bevorstehenden neuen kirchlichen Reformation; die letztern schienen Anfangs gute Miene zum bösen Spiel machen zu wollen, und selbst der bekannte Kreuzkorrespondent der allgemeinen Zeitung, Dr. Bluntschli, der mit Recht für das kräftigste Haupt dieser Partei gehalten wurde, sprach sich in einem Artikel jenes Blattes (Nr. 38 vom 7. Februar) befriedigend aus, indem er unumwunden einen Fortschritt im Kirchlichen für nothwendig und heilsam erklärte. *) Ob die Partei etwas betroffen war, oder ob sie absichtlich zunächst die weitern Plane verdecken wollte, möchte ich nicht entscheiden; daß aber unmittelbar nach der Sitzung des Großen Rathes auf eine Volksbewegung hingearbeitet wurde, erhellt unbestreitbar aus den Vorgängen selbst. Der Anfang geschah in der vorstädtischen Gemeinde Neumünster, dem pfarramtlichen Sitze des Antistes Füßli. Der Gemeindspräsident Baumann brachte eine Petition an den Regierungsrath gegen Dr. Strauß zu Stande, und man sagt, auf ein Sendschreiben des Antistes sei der nämliche Weg auch in andern Gemeinden betreten worden. Die Bürklizeitung vom 1. Februar verbreitete durch einige Artikel, in welchen Dr. Strauß als ein Gotteslängner bezeichnet wird, der den Christus „als

*) Der Artikel schließt mit folgendem Satze: „Die daherige „Aufregung kann indessen besonders dann eine wohlthätige „Richtung nehmen, wenn die Geistlichkeit sich ermannt, und „auf der einen Seite dem Kultus mehr Wärme einhaucht „und das Gemüth mehr als bisher religiös befruchtet, und „auf der andern Seite die Bedürfnisse der Verständigen „mehr berücksichtigt."

eine fromme Lüge" erkläre, um so mehr Aufregung unter dem Volke, da demselben sowol in dergleichen Artikeln als in mündlichen Berichten angegeben wurde, „man wolle ihm den Glauben an Christus, an Gott und die Unsterblichkeit rauben, die Vielweiberei einführen u. dgl." Am nächsten Sonntage strömte das Volk erwartungsvoll in die Kirchen, und von den meisten Kanzeln wurde zum Festhalten am Christenthum, zum Widerstande gegen den hereinbrechenden Unglauben und die Verfolgung der Kirche ermahnt. Die Kirchenzeitungen brachten furchtbare Anklagen gegen die höchsten Behörden, die „den Frevel am Heiligthum sanktionirt hätten," und zu tausenden von Exemplaren wurden diese Blätter; so wie gedruckte aufregende Predigten unentgeltlich durch besondere Umträger unter allem Volke verbreitet. Ueberall Bangigkeit, Schrecken und Entrüstung in den untern Klassen, stets genährt und gesteigert durch die abenteuerlichsten und böswilligsten Gerüchte. Kaum 10 Tage nach der Großrathssitzung waren verflossen, und schon hatten die Städtischen die Sicherheit, daß jetzt endlich die günstige Zeit zum Sturme gegen die Republikaner gekommen; darum ergriffen sie in ihren Blättern, im östlichen Beobachter, in der Schildwache (ein Jesuitenblatt), im schweizerischen Korrespondenten und namentlich auch in der allgemeinen Augsburger Zeitung, die heftigste Opposition. Es fehlte nur noch eine Zentralisirung der vereinzelt gährenden Kräfte, und auch diese fand sich bald. Ein Fabrikant von Vermögen und Einfluß, Herr Hürlimann-Landis in Richterswyl wurde zum Haupt der Bewegung ausersehen. Derselbe stand schon länger mit Dr. Bluntschli, dem er bei einem frühern Anlasse öffentlich Lobsprüche gespendet hatte, so wie mit der Familie Escher in genauer Verbindung; seine

Frau und Tochter aber huldigten der pietistischen Ansicht, und übten in dieser Richtung ihren Einfluß auf ihn aus. Herr Hürlimann ist von mittlerm Alter, er besitzt die für die Leitung eines großen industriellen Etablissements nöthige Bildung, hat praktische Fertigkeit in einigen neuern Sprachen, ohne jedoch so weit vorgerückt zu sein, um seine Muttersprache rein zu schreiben. Als Mitglied der Bezirksschulpflege sprach er öfters in amtlichen Berichten seine Freude und Zufriedenheit mit dem Gang der neuen Volksschule aus. Es wird auch versichert, daß er in den ersten Tagen nach der Berufung von Strauß sich ziemlich milde geäußert habe, und ohne einen Gedanken zu jenen Gewaltsmaßregeln zu offenbaren, zu denen er im Verlaufe fortgerissen wurde; erst nach einem Besuche in der Stadt sei er zum ernsten Widerstande getrieben worden, und die Vermuthung ist wol nicht ungegründet, daß er den Plan zum Kampfe dort erhalten habe. Am 8. Februar traten in Richterswyl etwa 80 Männer aus den Gemeinden Bubikon, Hombrechtikon, Stäfa, Männedorf und Meilen mit Bewohnern des linken Ufers zusammen, und in viele Gemeinden ergingen nun Einladungen zu einer Versammlung auf den 12. Februar nach Wädenswyl. Aus 29 Gemeinden erschienen etwa 200 Männer; Hürlimann wurde zum Präsidenten gerufen; Dr. Schmid von Richterswyl, von früher als Demagog bekannt, war ihm als Aktuar zur Seite. Schon hier zeigte sich in der Menge jener wilde, fanatische Geist und jene starre Einseitigkeit des Präsidenten, wie man beides nachher bei den meisten kleinern und größern Versammlungen wahrnahm. Zwei edelgesinnte Männer, Pfarrer Sprüngli von Thalwyl, der Stifter der Jugendfeste, in Deutschland vom Frankfurter Sängerfeste her in freundlichem Andenken, und der ehrenwerthe Handelsmann Benjamin Ryffel von Stäfa hatten sich

ebenfalls eingefunden. Sie sprachen mit aller Ehrfurcht von der christlichen Religion, baten aber auch um Mäßigung und Ueberlegung; sie wollten neben andern Anträgen zur Abstimmung bringen lassen, daß ein zweiter Professor der Dogmatik, und zwar von streng orthodoxer Richtung, neben Dr. Strauß angestellt werde. Der Präsident weigerte sich, diesen Antrag zur Abstimmung zu bringen, und wilder Tumult, mit Drohungen verbunden, nöthigten die beiden Herren, die Versammlung zu verlassen. So ward schon in der ersten Versammlung das freie Wort unterdrückt, und die Andersdenkenden wurden der Gewalt Preis gegeben. Es versichert auch H. Ryffel in seiner öffentlichen Darlegung (S. 2), daß viele Anwesende schon damals nicht mehr von Petitionen, sondern nur von Schärferem wissen wollten. Die Versammlung beschloß dann: Die Einberufung von Dr. Strauß sei auf verfassungsmäßigem, gesetzlichem Wege zu behindern durch Konstituirung von Kirch-, Bezirks- und Zentralvereinen und durch das Mittel des Petitionsrechtes.

Es muß sogleich Jedem klar werden, daß schon die Form dieses Punktes eine revolutionäre ist; denn offenbar konnte auf verfassungsmäßigem, gesetzlichem Wege nur von Versuchen zu Behinderung, nicht aber von wirklicher Behinderung die Rede sein.

Noch folgten aber 10 andere Schlußnahmen, welche eine förmliche revolutionäre Gewalt im Gegensatz zur bestehenden Regierung begründeten. Nicht aus dem freien Zusammentritte der Bürger sollte sich ein Verein bilden, wie es allerdings die Verfassung garantirt, sondern auf einen Beschluß, der ganz die Form eines Befehles trägt, und der nicht etwa an einzelne Bürger, sondern an ein Staatsinstitut, an die Kirch-

gemeinden gerichtet war. Die Kirchgemeinde wurde aufgefordert, sie „**soll**“ einen Verein von 12 Mitgliedern wählen, diese 12 Mitglieder „**haben**“ zwei Mitglieder in den Bezirksverein zu senden, und diesen „**liegt ob,**“ zwei Mitglieder an den Zentralverein abzuordnen. Auch dem Zentralkomite wurden seine Funktionen genau vorgezeichnet, woraus man eben ziemlich sicher darauf schließen kann, daß die ganze Organisation von der Stadt aus vorgeschrieben worden sei. Das Präsidium des Vereines setzte sich nun sogleich auch in Verkehr mit den Stillständen (Kirchenvorsteherschaften). Die Aufforderungen zur Versammlung der Kirchgemeinden fanden an den meisten Orten so willigen Gehorsam, als ob bereits in Wädenswyl die höchste Landesgewalt gesprochen hätte. Wo etwa ein Gemeindspräsident zögerte, kam mit Hülfe des Pfarrers schnell die nöthige Anzahl begehrender Bürger zusammen, und nach wenigen Tagen hatten weit aus die meisten Kirchgemeinden sich versammelt, und ebenso schnell konstituirten sich die Bezirkskomites und das Zentralkomite, so daß dieses schon am 28. Februar in Zürich zusammentreten konnte. — Bei der allmäligen Entwickelung dieses Zustandes offenbarten sich nun desto deutlicher die politischen Bestrebungen der Städtischen. Die Bürkligzeitung verdoppelte ihre Nummern, und jedes Exemplar entflammte mit steigender Heftigkeit den Fanatismus der untern Volksklassen. Abgerissene, zum Theil unverständliche, zum Theil entstellte Sätze aus der ersten Auflage von Dr. Strauß „Leben Jesu“ mußten Irrthum und Verwirrung verbreiten. Die obersten Behörden wurden mit Verleumdungen und Verwünschungen bedeckt und beladen, einzelne hochgestellte Beamte als die nichtswürdigsten Menschen geschildert. Ein sonst milder und ehrwürdiger Geistlicher sagt in seiner Schrift: Die wahre Reformation S. 39, „Ja, spre-

„chet Ihr, die Obrigkeit ist zu bös und unleidlich;
„denn sie das Evangelium uns nicht lassen wollen,
„und drücken uns allzu hart in der Güterbeschwe-
„rung und verderben uns also an Leib und Seele.
„Ist die Obrigkeit böse, wohlan, so ist Gott da,
„der hat Feuer, Wasser, Stein und Eisen und
„unzählige Weise zu tödten. Wie bald hat er ei-
„nen Tyrannen erwürget . . . Denn er spricht im
„Hiob: Er läßt einen Buben regieren um des
„Volkes Sünde willen. Gar fein können wir se-
„hen, daß ein Bube regieret" u. dgl.

Pfarrer Schweizer in Illau sagte in einer gedruckten Zuschrift seinen Pfarrkindern, S. 6: „Sie verfolgen uns,
„d. h. Volk und Geistlichkeit, um des Glaubens
„willen; denn sie wollen, daß wir nicht mehr an
„Christus den Gottessohn und seine göttliche
„Lehre glauben . . . Und noch dazu hätten sie
„dann die Verfassung faktisch verletzt."

Im Bezirk Winterthur predigte Einer ganz offen Aufruhr gegen die gottlose Regierung.

In einer durch besondere Boten verbreiteten Druckschrift, zugleich unterzeichnet von Baron Sulzer Wart im Tiger zu Winterthur werden einige Strophen aus dem Kirchengesangbuche gegeben, z. B. folgende aus dem 67. Liede: Ich kann der Sonne Wunder nicht, noch ihren Lauf und Bau ergründen u. s. w., und dann versichert: „Freunde, dieses und ähnliche christliche Lieder werden nach der Lehre des Dr. Strauß zur Lüge."

Während so der größere Theil der Geistlichkeit den Fanatismus immer mehr in der Masse schürte, verfolgten die Städtischen unter dem Vorwand von Religionsgefahr ebenso

eifrig ihre politischen Zwecke. Herumziehende Krämer, Gesellen, Metzgerknechte und besondere Emissäre mußten in den Privatwohnungen und in den Wirthshäusern die Gemüther beängstigen und verwirren. Ein spezieller Auftrag lag darin, daß aufs bestimmteste versichert wurde, Dr. Strauß sei in Deutschland gebrandmarkt worden, und trage Galgen und Rad auf dem Buckel. Eine Karikatur (ganz in der Manier, wie die Heft I. S. 83 bezeichnete) stellt Hirzel dar, wie er vor einem Vogel Strauß, auf dem der Teufel in Gestalt des Göthe'schen Mephisto sitzt, anbetend niederkniet; aus seinem Hute dringt Weihrauch, und zugleich weist er auf einen Geldsack mit der Ueberschrift „Vogelspeise." Der Strauß tritt auf eine Bibel, welche zugleich eine Maus benagt. Einige Schwein- und Eselsköpfe, um eine Fahne mit einer „Scheere" gruppirt, rufen Amen.

Betrachtet man den Bildungsstand des züricherischen Volkes in den untern Klassen, und vergleicht damit die Mittel, welche zu dessen Aufregung gebraucht worden, namentlich auch die Vorspiegelungen von Bedrückungen durch die Regierung und von materiellen Erleichterungen, z. B. Aufhebung der Vermögens-, Erwerbs- und Einkommenssteuer, Herabsetzung des Zinsfußes, Auflegung einer Viertare zu Gunsten der Weinbauern u. dgl., so muß man gewiß die Ausbrüche der Rohheit entschuldigen; selbst die gutmüthigsten Leute mußten bei einer solchen Stachelung endlich in Eifer, die heftigern in Wuth versetzt werden, und es wäre in der That unbillig, der eigentlichen Volksmasse darüber bittere Vorwürfe zu machen. Der Zustand des Landes war ein schrecklicher: alle Kraft der Regierung gebrochen, jede von der Meinung des Volkes abweichende Aeußerung ein Verbrechen. Wer nicht miteiferte, schimpfte, tobte, erhielt den Namen „Struß", und

wenn der Vater einmal mit diesem gezeichnet war, so wurden selbst seine kleinen Kinder von ihren Gespielen als Strußen verfolgt und geplagt. In sehr vielen Orten wurden die Tempel während der Kirchgemeinde aufs schmählichste entweiht; ein Theil der Freisinnigen wagte es, zu Hause zu bleiben, die furchtsamern oder abhängigern zogen mit in die Kirche, und stimmten schweigend zu den Anträgen. Mißhandlungen, Lebensgefahr drohte Denen, die eine Vorstellung gegen das Verfahren wägten. Das Recht der freien Rede war gänzlich unterdrückt. In Winterthur und Zürich ward noch am meisten die gesetzliche Form einer Berathung beachtet; dort erlangten die Freisinnigen einmal vorübergehend die Mehrheit, hier mußte ihr kleines Häuflein mit Hohn und Schande abziehen. Das Zentralkomite hielt seine erste Sitzung in Zürich, und überreichte am 1. März eine Adresse an die Regierung. Die Sprache dieser Adresse war vollständig revolutionär. Es wurde streng und bestimmt mit diesen Worten **gefordert**: „Strauß darf und soll nicht kommen." (S. 4.) Ebenso gedroht: „Dem Volkswillen in dieser Hinsicht sein Recht versagen, ist gefährlich", und dann der Regierung folgende Ueberzeugung wörtlich zu bekennen vorgesprochen: „Wir **müssen nachgeben**, und wir wären für die Folgen verantwortlich, die aus einem längern Widerstand hervorgehen würden."

„Wir wagen es, Ihnen, Tit., das einfache Mittel dazu vorzuschlagen,

1) daß die Berufung des Dr. Strauß von Ludwigsburg zurückgenommen, und daß derselbe niemals an irgend einer Anstalt unsers Kantons angestellt werde;
2) daß dagegen ein wissenschaftlich ausgezeichneter Pro-

fessor der Dogmatik von entschiedenen evangelisch-christlichen Grundsätzen berufen werde."

Neben dieser Adresse verfaßte das Zentralkomite einen Petitionsentwurf, der dann den Kirchgemeinden zur Annahme und Beförderung an den Großen Rath zugesandt werden sollte. Diese Petition bezeichnete noch als nothwendig:

3) eine gemischte öffentliche Kirchensynode.
4) Prüfung und Bestätigung der an die theologische Fakultät zu wählenden Professoren durch den Kirchenrath.
5) Ein Drittheil des Erziehungsrathes soll durch die kirchliche Synode gewählt werden.
6) Zwiefacher Vorschlag durch den Kirchenrath auf die Religionslehrerstelle am Seminar, Vermehrung der Religionsstunden in der Volksschule, das neue Testament und ein Katechismusauszug in die Alltagsschule, Bestätigung aller religiösen Lehrmittel durch den Kirchenrath.
7) Totalrevision des Seminargesetzes in religiöser Richtung, Ausschließung des Direktors aus dem Erziehungsrathe.

Ein besonderes Sendschreiben empfahl den Petitionsentwurf den Kirchgemeinden.

Bald läuteten wiederum die Glocken in die Kirchgemeinden, und stürmisch eilte das Volk zur Abstimmung über den vom Zentralkomite vorgelegten Petitionsentwurf. Zwar hatten sich an mehreren Orten die Freisinnigen etwas erholt, in Winterthur sogar die Trennung vom Zentralkomite durchgesetzt, was auf einige andere größere Orte, z. B. Uster, Elgg, Eglisau und überhaupt einen stärkenden Eindruck machte, und bei einer kräftigen Regierung wol der Sache eine andere Wendung gegeben hätte; aber bald mußten sie dafür halten,

sie seien von der Regierung selbst verlassen und Preis gegeben. So vielfach und tief in die ganze Landesverfassung eingreifend jene Petitionspunkte waren, ohne Diskussion, ohne Erörterung, ja selbst ohne Erklärung der einzelnen Begehren wurde der ganze Entwurf in Bausch und Bogen angenommen. Die Führer hatten die größte Eile befohlen, und eine Gemeinde ging so weit, dem Entwurf beizustimmen, ehe sie denselben noch erhalten hatte. In 156 Kirchgemeinden und Gemeindsvereinen, so meldet der Bericht des Zentralkomite's, sprachen sich 39,225 Bürger für die Petition aus. Auf dieses Resultat, die Stimme der oft erwähnten 40,000, stützten die Städtischen ihren Triumph und alle ihre weitern Forderungen. Und gerade dieses Resultat, wie erscheint es so ganz ungenügend und unehrenhaft, so ganz als ein Resultat der Täuschung und Ueberstürmung! Wie viele unter den 40,000 konnten auch wol ermessen, was der Inhalt jener Petition sei? Wie viele der Einsichtigern schwiegen aus Furcht? Wie Viele folgten der Gewalt ohne innere Ueberzeugung? Und wenn man erst weiß, wie diese Versammlungen an vielen Orten gehalten wurden, wie die Zählung vorging, und all diesen Unfug und die Unterdrückung: so wird man wahrlich vor jenen 40,000 Stimmen keine gar zu große Ehrfurcht hegen können.

Betrachten wir nun auch die Thätigkeit der Republikaner im Widerstande gegen die Städtischen. Hirzel, der sich den erstern wieder mit ungetheiltem Herzen angeschlossen hatte, erließ zuerst einen Aufruf mit der Ueberschrift: „an meine Mitmenschen.“ Es war dieß ein sehr wohlgemeintes, aber nicht gut gewähltes und darum sehr ungünstig aufgenommenes Wort, das wirklich viel mehr schadete, als nützte. Lächerlich war es freilich, daß man den Ausdruck „Mitmenschen“ als unchristlich zurückwies; hingegen stand

es einem Bürgermeister auch übel, zu bitten: seid nicht mehr böse, seid wieder gut, — und ebenso mußte die Hinweisung auf den „schönen Fremdling“ geradezu Spöttereien hervorrufen. Weit geeigneter war der Druck seiner Großrathsrede, und es wird diese in spätern Zeiten noch als ein Denkmal kräftiger Beredsamkeit Anerkennung finden, wie jene persönlich ekelhafte Schmähschrift, die ein Geistlicher aus der östlichen Schweiz (man nannte Pfarrer H .... im Th ..... deßwegen gegen Hirzel richtete, stets den Unwillen jedes redlichen Mannes erregen wird. Dr. Henne von St. Gallen, der große und beliebte Volksredner, erließ ebenfalls ein Sendschreiben an die Freisinnigen, voll trefflicher und edler Gedanken; ihm entgegen trat in würdiger Sprache Pfarrer Bernet, ebenfalls von St. Gallen. Orelli's Anrede an die Studierenden, ein herrliches Wort aus edler Brust, machte bei allen Gebildeten tiefen Eindruck. „Alles zwar (so rief er in seinem Herzensjammer) ist möglich geworden: denn Wer vermag es, der scheußlichsten aller Erinyen, der Wuth des Fanatismus, Zaum und Gebiß anzulegen? Nicht einmal der, welcher sie unbesonnen und ruchlos aus den düstern Tiefen des Tartarus empor beschworen, und auf unsere früher so glückliche Heimat losgelassen hat.“ — Dr. Paulus in Heidelberg sprach in einer Zuschrift einläßlich und überzeugend von dem Werth der theologischen Lehrfreiheit. Von Dr. Strauß selbst erschien ein gedrucktes Sendschreiben, in welchem seine Glaubensansicht im milden und klaren Lichte dem Volke dargestellt wurde. Ein Ungenannter verfaßte „eine wahrhaftige Geschichte, wie es einem Bauersmann im Kanton Zürich mit dem Doktor Strauß ergangen“ mit besonderer Einfachheit geschrieben. In einer andern Volksschrift, in dramatischer

Form, erschien Zwingli vor dem Großen Rathe, um die Zeloten zu meistern. Regierungsrath Dr. Zehnder, dem man große Popularität zuschrieb, sprach auch „ein Wort“ an das Volk. Endlich wurde noch die Geißel des Spottes und Witzes geschwungen in einem „Kreisschreiben Sr. Heiligkeit Gregorius des XVI. an die Bürger von Zürich“ voll bitterer Ironie und stechender Persiflage. Eine sehr gelungene Karikatur stellte einen schönen Strauß dar, der eine strahlende Leuchte im Schnabel trug. Zu seiner Abwehr war eine Feuerspritze aufgefahren; Geistliche, Küster, Pfarrersfrauen und Töchter trugen Wasser, wozu sie ein Eiferer mit heftiger Gestikulation von der Kanzel herab anfeuerte. Dicke, plumpe Gestalten hingen an den Zugbalken; ein Büttenmann mit dem Zeichen D. B. (Dr. Bluntschli oder David Bürkli?) in der Tracht eines philistrosen Zopfbürgers, war besonders thätig. Oben auf dem Spritzenwagen stand der Papst, und schrie mit weit geöffnetem Munde: Wasser! Wasser! Den Schlauch leitete ein dicker Mann im Predigerornate, mit der Hand die Augen vor dem Lichtstrahl deckend und sprechend: Es schmerzt mich unsäglich! *) dabei aber den Wasserstrahl fehl leitend. — Der Engländer Beddoes fertigt ein wunderliches Gedicht (in der zweiten Auflage noch mehr durch Anmerkungen verderbt) das mit folgenden Versen beginnt:

Ueberall die liberalen wiederhallend knallend fallen;
Und die orthodoxen Ochsen, Schauer—Auer—Ochsen grochsend bochsen:

*) Anspielung auf Pastor Fäß, der mit diesen Worten öffentlich gegen die Aufnahme Schönlein's ins Bürgerrecht sprach. Fäß war früher reformirter Prediger in Wien, und soll dort auch von Katholiken viel Freundschaft genossen haben.

Darum ist es, Herr Antistes, ... wüsten Zwistes
Bald ein Ende: Und ich sende drum behände, ohn' Umstände
in die Hände
Der geehrten, lieb und werthen, längst bekehrten Schrift-
Gelehrten
. . . . . .
. . . . . dieſe ungefeilten Eilen—zeilen.
u. ſ. f.

Der Schluß:

Blindes Simſonvolk! den Stempel
Drückt das Schickſal auf dein Leben;
Warſt gerufen in den Tempel
Voll des Safts von geiſt'gen Reben.
Wie der rieſig' Judenheld,
Deine Stärke ſollſt du zeigen.
Zieh! die Säulen torkeln, weichen,
Des Geſetzes Tafel ſchwankt,
Kracht das Dach, der Boden wankt:
Wiſſenſchaft und Freiheit fällt.
Hier liegt Zürich! liest die Welt.

Hirzel, der Anfangs in den unter meiner Leitung ſtehenden pädagogiſchen Beobachter und Schweizerjüngling ſchreiben wollte (Beilage II.) wurde durch den Spott, daß er nach einer Karikatur der „Scheeren-Fahne" folge, etwas ſtutzig gemacht, und gründete ein eignes Blatt, den Volksfreund, um ſeine Anſichten zu verfechten; ein neuer Verein für Volksaufklärung wurde geſtiftet; der Republikaner, von Ludw. Snell wieder unterſtützt, kämpfte mit wahrer Meiſterſchaft; die N. Z. Zeitung, der Landbote, der Schweizerjüngling, der Volksbote und ſonſt die meiſten Schweizerblätter ſchloſſen ſich der Reformſache an;

Zirkulare ergingen zur Sammlung von Unterschriften für die bestehende Regierung, sogar die Organisation eines Schützenkorps wurde versucht: All diese Thätigkeit war fruchtlos. Die aufgeregte Masse folgte der Warnung, die Druckschriften nicht zu lesen; die Zeitungen waren nur in den Händen der eigenen Partei, und überdieß kamen diese Maßregeln zu spät; das Feuer war schon zu mächtig und zu weit verbreitet. Die Bürklizeitung fand allein fast dreimal mehr Leser, als die übrigen Blätter zusammen, und sie hatte beim Volk weitaus am meisten Geltung; eine Predigt wirkte mehr, als zehn jener Broschüren. Die Republikaner sahen jetzt mit Schrecken, daß sie durch Erlähmung der politischen Vereine, durch Verabsäumung eines wohlfeilen Volksblattes und durch allzu lange und große Nachsicht gegen die Städtischen — der Sache der Freiheit unheilbaren Schaden gebracht hatten. Zwar schien ihnen einige Hoffnung aufzugehen, als Winterthur sich am 4. März vom Zentralkomite lossagte, und hierin einige angesehene Gemeinden nach sich zog; zwar zeugten die Adressen von 36 Bürgern in Eglisau und von 60 in Neumünster, an deren letzter Spitze der alte ehrwürdige Hr. Zeller im Balgrist stand, so wie andere Zuschriften an die Regierung von einem überall noch vorhandenen Geiste der Freisinnigkeit: aber Alles mußte scheitern an der Unmacht einer in sich zerfallenen Regierung. Betrachten wir kurz das Benehmen derselben.

Kaum war die Nachricht von den Bewegungen im Volke zur Kenntniß des Regierungsrathes gelangt, als schon eine Minorität dieser Behörde nicht ohne Satisfaktion die Ansicht durchblicken ließ, man werde dem Volkswillen wol entsprechen und die Berufung des Dr. Strauß zurücknehmen müssen. Es unterliegt auch keinem Zweifel mehr, daß Mitglieder des

Regierungsrathes mit den Häuptern der Bewegung andauernd in nicht unfreundlichem Verkehr gestanden sind. Der Regierungsrath kannte doch wol den politischen Bildungsgrad der Gemeindspräsidenten, und konnte somit leicht ermessen, daß die Beschlüsse und Aufträge des Wädenswyler Vereins, ganz in Form amtlicher Befehle gegeben, eine gänzliche Verwirrung im Staatsorganismus herbeiführen mußten; es durfte also darüber kein Zweifel obwalten, daß man gegen diesen Befehl eines Vereines an eine Staatskorporation einschreiten könne und einschreiten müsse. Allein der Regierungsrath ließ sich gar ordentlich das Regiment aus den Händen nehmen, und erließ am 20. Februar endlich eine Proklamation, worin er unter Anderm erklärte, er halte die Volksbewegung nicht für staatsgefährlich, und erwarte die Wünsche der Bürger.

Die Proklamation sollte am Sonntag den 24. durch die Pfarrer von der Kanzel verlesen werden, die Publikation geschah an vielen Orten in anderer Form; das Volk verließ unter Hohn und Spott über die Regierung die Kirche vor oder während der Ablesung, und der letzte Funken von Achtung schien verloren zu gehen. Am 23. Februar erhielt der Erziehungsrath die Anzeige von Dr. Strauß, daß er die Berufung annehme; es beschloß aber derselbe, in Beachtung einer höhern Mittheilung, die Entscheidung über den Zeitpunkt der Einberufung einstweilen zu verschieben.

Die Adresse, welche das Zentralkomite an die Regierung übergeben hatte, wurde gleichzeitig gedruckt in viel tausend Exemplaren verbreitet. Der Eindruck, den sie hervorbrachte, bewies, daß das Gefühl der Bürgerpflicht noch nicht ganz erstorben war; es erwachte plötzlich, und viele der Getäuschten sahen nun ebenfalls ein, was die Republikaner

längst gesagt, die Bewegung sei eine politisch-revolutionäre. Unwillen und Entrüstung sprach sich vielseits über die anstandslosen, frechen Aeußerungen und Forderungen gegenüber der gesetzlichen Regierung aus. Der Muth aller Bessergesinnten wuchs, als die Nachricht eintraf, der Regierungsrath habe die Adresse zurückgewiesen; rasch folgte an manchen Orten die Lossagung vom Komite und die Bildung freisinniger Vereine.

Jetzt war der günstigste Moment für die Regierung gekommen, und ein schnelles, kräftiges Auftreten hätte den Städtischen den Sieg entrissen. Aber was geschah? — Am 5. März erließ der Regierungsrath abermals eine Proklamation, worin er zu verstehen gibt, das Volk möchte die Zurückweisung der Adresse nicht mißverstehn, und zugleich anzeigt, das Begehren der Adresse sei ja gleichwohl erfüllt, indem der Regierungsrath dem Erziehungsrath das Ansinnen gestellt, den Dr. Strauß in den Ruhestand zu versetzen, und bereits eine Kommission ernannt sei, um die Petitionen zu prüfen, wobei man auch die Ansicht des Kirchenrathes vernehmen werde.

Wie ein Donnerschlag traf diese Proklamation alle Muthigern: „die Regierung hat sich selbst aufgegeben, und verläßt uns im Kampfe," klagten sie erbittert. Die Städtischen ergossen sich in spöttischem Jubel.

Dem Regierungsrath Ed. Sulzer gebührt der Ruhm, die Bahn zu jenem Theil des Beschlusses, nach welchem Dr. Strauß von der Hochschule ferne gehalten und die erste Forderung des Zentralkomites erfüllt werden sollte, gebrochen zu haben. Er wies nämlich auf §. 185 des Schulgesetzes, welcher so lautet: der Erziehungsrath ist befugt, unter Vor-

behalt der Genehmigung des Regierungsrathes, einen Lehrer, welcher durch Alter oder andere unverschuldete Ursachen außer Stand gesetzt wird, seine Stelle zu versehen, in Ruhestand zu versetzen, in welchem Falle demselben nicht mehr als die Hälfte seines fixen Einkommens entzogen werden kann," und trug darauf an, der Regierungsrath möchte den Erziehungsrath darauf hinweisen, diesen §. auf Dr. Strauß anzuwenden. Mit 10 gegen 8 Stimmen wurde dieser Antrag angenommen, und der Erziehungsrath hielt am 9. März darüber Sitzung. In der dießfälligen Debatte wurde nachgewiesen, wie der Erziehungsrath, als er vor 7 Jahren diesen Gesetzesparagraph berathen, nur auch nicht im entferntesten an eine solche Anwendung, die eigentlich lächerlich sei, gedacht habe, und ebenso wenig der Große Rath; es wurde ferner warnend darauf hingewiesen, wie es eine bloße Täuschung sei, wenn man glaubte, durch Nachgiebigkeit in diesem Punkte die revolutionäre Faktion beruhigen zu können; im Gegentheil würde sie dadurch nur zu immer neuen und größern Forderungen ermuntert; es handle sich gar nicht mehr um Dr. Strauß, sondern darum, ob die bestehende Staatsordnung aufrecht erhalten, oder eine andere aus den Händen des Zentralkomite's angenommen werden wolle. — Um jeden Schein einer der Kirche feindlichen Absicht zu entfernen, um den Vorwurf der Einseitigkeit aufs kräftigste zu widerlegen, wurde ferner vorgeschlagen, dem Großen Rathe die Errichtung einer zweiten Professur zu beantragen, die durch einen anerkannt orthodoxen Theologen besetzt werden sollte. Nach heftigem Kampfe wurde wiederum durch Stichentscheid mit 8 gegen 7 Stimmen beschlossen: 1) der §. 185 finde auf Dr. Strauß jetzt keine Anwendung, 2) es möchte eine weitere Professur in der oben bezeichneten Hinsicht errichtet werden

Nach der Abstimmung versuchte Hirzel durch herzliche Zusprache die Minorität zu bewegen, nicht wiederum ein eigenes Gutachten, entgegen dem Beschluß des Erziehungsrathes, an den Regierungsrath abgehen zu lassen. Vergeblich; die Sieben blieben abermals auf ihren Plätzen, und beschlossen, den Regierungsrath um die Ruhestandsversetzung des Dr. Strauß zu bitten.

Der Regierungsrath beschloß dann wirklich am 14. März mit 13 Stimmen, dem Großen Rath in einem Gutachten diese Quieszierung und die anderseitige Besetzung der ihm zugedachten Professur zu empfehlen.

Im Lande herum hatte unterdessen die Anarchie sich vollständig ausgebildet. Die Einbrüche ins Schulwesen und die Verfolgung der Lehrer werde ich genauer im nächsten Abschnitt mit meinen eigenen Berührungen verknüpfen; hier nur so viel, daß die sogenannten „Straußen" jeder Brutalität des Pöbels bloßgestellt waren. Wo noch ein Häuflein Freisinniger sich versammeln wollte, mußte sie mit Waffen versehen sein; nicht einmal beim Kirchenbesuche waren sie vor Unbilden gesichert. Bei den Fastnachtspielen wurden aus Stroh und Lumpen gebildete Figuren: Strauß, Hirzel und Scherr vorstellend — verbrannt, geschleift, in den See geworfen. Rohheiten und Thorheiten, die dem menschlichen Herzen und Verstande zur Schmach gereichen, wurden ungestraft und ungerügt, ja unter dem Beifall der tobenden Menge ausgeübt. Für einen „Struß" galt Jeder, der früher für die republikanische Partei, für das Schulwesen und dgl. je gesprochen hatte, und überhaupt freisinnigen Ideen zugethan war, ob er auch noch so sehr ein redlicher, christlich gesinnter Mann sein mochte.

Der Große Rath ward auf den 18. März zu einer

außerordentlichen Sitzung einberufen. Es ist hiebei zu bemerken, daß nur in ordentlicher Sitzung Petitionen behandelt werden können. Um jedoch sogleich auf die Forderungen des Zentralkomite's eintreten zu können, wurden zwei Wege gewählt: 1) hinterbrachte der Regierungsrath einen Beschlussesantrag, nach welchem der Große Rath die Willensmeinung ausspreche, daß die kompetenten Behörden im Laufe der Sitzung den Dr. Strauß in den Ruhestand versetzen werden; 2) wollte man durch eine Motion erzielen, daß Kommissionen erwählt würden, welche gerade diejenigen Punkte in Untersuchung ziehen sollten, die in den Petitionen als Begehren aufgeführt waren. *)

Die Republikaner sahen in dem ersten Antrage nichts Anderes, als eine etwas verdeckte Umgehung der Verfassungsbestimmung; sie sagten ganz richtig: der Große Rath ist gesetzgebende Behörde, und er hat nicht in die Geschäfte der Vollziehungsbehörden einzugreifen; ebendieß geschieht aber durch die Annahme des beantragten Beschlusses, indem der Große Rath dem Erziehungsrath befiehlt, was er in einem Falle thun soll, für welchen bereits Gesetze vorhanden sind. Viele von ihnen glaubten, vor Allem aus müsse die Heiligkeit der Verfassung anerkannt bleiben, und da sie ferner sahen, daß durch dieses Nachgeben gegen das Zentralkomite die Glaubensfreiheit und die akademische Lehrfreiheit in hohem Grade gefährdet sei, so sei es am Ende noch das geringere Opfer, man beschließe die temporäre Aufhebung der Hochschule, wodurch die Anstellung von Dr. Strauß selbst wegfalle, und wenigstens die höchsten Güter des Staates gerette

*) Auch die Motion wäre bei strenger Handhabung des Reglements nicht zulässig gewesen.

würden. — In Beziehung auf die Hochschule muß überdieß bemerkt werden, daß beim Anfange der Volksbewegung überall der Ruf für Aufhebung dieses Institutes vernommen wurde, und daß die meisten Gemeindskomite's in diesem Sinn sich aussprachen. In den Bezirkskomite's hingegen hatten die Pfarrer und die von den Städtischen auserwählten Wortführer so viel Einfluß, daß sie nach der höhern Instruktion die Hochschulfrage beseitigen konnten. Obgleich nämlich die Städtischen in den ersten Jahren die Hochschule, wie jede Schöpfung der Republikaner, verachteten und verspotteten, so sahen sie doch nach und nach ein, welche höchst bedeutende Vortheile diese Anstalt in Bezug auf die wissenschaftliche Berufsbildung ihrer Söhne, so wie in Hinsicht auf literärischen Verkehr und Oekonomie ihnen darbiete; auch bemerkten sie mit Wohlgefallen, daß die Mehrzahl der akademischen Lehrer den städtischen Ansichten zugethan war. *) — Das Zentralkomite überging also in seinem Petitionsentwurfe die Hochschule, und selbst in den vielen Gemeinden, in welchen früher die Aufhebung derselben als die erste und dringlichste Forderung gestellt worden war, blieben die Abstimmenden darüber stumm, wie sie dann hingegen Vorschläge annahmen, von deren Bedeutung sie nicht die mindeste Kenntniß hatten. Könnte es auch noch einen stärkern Beweis für die Behauptung geben, daß eben das Volk ein verblendetes, verführtes, bewußtloses Werkzeug der städtischen Macht war?!

Bei dem beharrlichen Eifer der Städtischen gegen die

*) Die Studenten hingegen waren entschiedene Republikaner und reichten in diesem Sinne eine Petition an den Großen Rath ein.

Verfassung und die höchsten Behörden mußte auch bei den Republikanern der Entschluß sich befestigen, die Sache auf die Spitze zu treiben. Eine bedeutende Zahl der Großräthe vereinigte sich zu dem Plane, in erster Reihe die Aufhebung der Hochschule zu beantragen, wobei jedoch ganz sicher die Ansicht sich geltend machte, zu diesem Aeußersten werden es die Städtischen nicht kommen lassen, und das Zentralkomite von ihnen veranlaßt werden, vorher seine Forderungen herabzustimmen. Hirzel, immer noch auf einen Sieg im Großen Rathe und auf eine Beruhigung des Volkes hoffend, konnte jenem Plane nicht beistimmen, sondern verlangte, daß als erster Antrag dem Großen Rath der letzte Beschluß des Erziehungsrathes, nach welchem Dr. Strauß nicht in den Ruhestand versetzt, hingegen eine weitere theologische Professur errichtet würde, vorgelegt werde. Den Erfolg mag man aus nachstehender kurzen Darstellung der Großrathsverhandlungen ersehen.

Schon frühe Morgens, den 18. März, drängte sich eine dichte Schar vor den Stufen des Rathhauses. Kaum öffnete sich die Pforte, als Hunderte sich beeilten, die Treppen hinauf zu kommen und die Galerie des Rathsaales in Besitz zu nehmen. Gegen 8 Uhr traten die Mitglieder des Großen Rathes ein, und der Präsident, Dr. Jonas Furrer von Winterthur, bestieg den Stuhl. Die Mitglieder wurden bei ihrem Namen aufgerufen, und 180 Stimmen bezeugten eben so viele Anwesende; der Präsident erhob sich, und bezeichnete in klarer, kräftiger Rede die Veranlassung zur außerordentlichen Versammlung der höchsten Landesbehörde. „Der Große Rath", so schloß er, „hat von jeher „unter vielen gleichgestellten Behörden des lieben Vaterlandes „durch die Ruhe und Würde seiner Berathungen sich aus-

„gezeichnet. Bewahren Sie ihm diesen Ruf auch in diesem „aufgeregten Zeitpunkte, und geben Sie neuerdings dem Volke „des Kantons Zürich das so nöthige Beispiel, daß der „wohlmeinende und gebildete Bürger es verschmähen soll, „durch irgend welchen Terrorismus seiner Ansicht Geltung „zu verschaffen, und daß jede gute Sache nur durch ruhige „Entwickelung der Gründe sich Anklang und Achtung verschaf„fen kann."

Nun wurde der Bericht des Regierungsrathes vorgelesen, in welchem der ganze Vorgang, betreffend Dr. Strauß, dann ebenso der Zustand des Kantons geschildert, und zuletzt die Ansicht ausgesprochen, es möchte Professor Strauß in den Ruhestand versetzt werden.

Regierungsrath Ed. Sulzer setzte als Berichterstatter die Ansicht der Majorität jener Behörde näher auseinander. Hierauf folgten die Anträge:

I. Von Herrn Regierungsrath Bürgi. Der Große Rath, in Berücksichtigung, 1) daß die Hochschule nicht diejenigen erfreulichen Resultate geleistet hat, die man sich bei ihrer Gründung von ihr versprach; 2) daß überdem die Lehrfreiheit die Grundlage einer Hochschule ist, dieselbe auch durch §. 144 des Gesetzes über das Unterrichtswesen ausdrücklich garantirt wird, aber durch die Ereignisse der jüngsten Zeit diese Grundlage zerstört ist, mithin es sich nicht denken läßt, daß die Hochschule unter diesen Umständen die gehörige Wirksamkeit haben könne; 3) daß zur Beseitigung der Wahl von Herrn Dr. Strauß zum Professor der Theologie die Aufhebung der Hochschule das einzige verfassungs- und gesetzmäßige Mittel ist, beschließt:

1) die Hochschule ist mit Ende September 1839 aufgehoben;
2) die Kommission des Großen Rathes ist beauftragt, auf

die nächste Sommersitzung einen Antrag zur Reorganisation der Kantonsschule zu hinterbringen; 3) dieselbe soll sich darüber Gewißheit verschaffen, ob die Stadt Zürich auch ferner ihren jährlichen Beitrag von 20,000 Fr. zu geben gedenke, oder nicht.

II. Von Herrn Alt-Rathsherr Spöndli. Der Große Rath des Kantons Zürichs, in Erwägung, 1) daß nach §. 4 der Verfassung die Wahl des Hrn. Dr. Strauß unzulässig ist; 2) daß 30,225 Bürger durch Petizionen diese Ansicht ausgesprochen haben, beschließt: der Regierungsrath ist beauftragt, den §. 4 der Staatsverfassung in diesem Sinn in Anwendung zu bringen.

III. Herr Bürgermeister Hirzel. In Berücksichtigung, daß durch den Beschluß des Erziehungsrathes vom 23. Februar und des Regierungsraths vom 26. den obwaltenden Verhältnissen wegen der Wahl des Hrn. Prof. Strauß bereits hinreichende Rechnung getragen, trage ich darauf an, es möchte der Große Rath der in dem Gutachten des Regierungsrathes vom 14. niedergelegten Ansicht der Pensionirung seine Billigung nicht ertheilen.

IV. Herr Regierungsrath Ed. Sulzer. Der Große Rath, nach Anhörung des vom Regierungsrath hinterbrachten Berichtes, betreffend die innere Lage des Kantons seit der Berufung des Hrn. Dr. Strauß zum Professor der Theologie an der hiesigen Hochschule und nach stattgefundener Berathung, genehmigt diesen Bericht, erklärt die am Schlusse desselben ausgesprochenen Ansichten als den Verhältnissen vollkommen angemessen, und erwartet im Laufe gegenwärtiger Sitzung den Bericht über die von den kompetenten Behörden zu definitiver Erledigung dieser Angelegenheit gefaßten Beschlüsse.

Nach kurzer Diskussion beschlossen, es soll der Antrag des Regierungsraths (Nro. IV.) in Behandlung kommen — mit 103 Stimmen gegen 89, welche letztere zugleich den Antrag Nro. I. mit aufnehmen wollten.

Jetzt begann der eigentliche Kampf der Redner. Auf der einen Seite, die sich zum Wahlspruch: Verfassung, Recht und Wahrheit gesetzt hatte, traten als Wortführer vorzüglich hervor: Bürgermeister Hirzel, Dr. Keller, Oberrichter Füßli, Regierungsrath Zehnder, Kantonsrath Studer, Staatsanwald Ulrich, Präsident Furrer. Auf der andern Seite, die sich auf: Volkswille, Religion und Sittlichkeit — berief, standen voran Regierungsrath Ed. Sulzer, Ferd. Meyer, Antistes Füßli, Statthalter Gujer, Prof. Schweizer, Dr. Bluntschli, v. Muralt, alt Oberrichter Ulrich.

Eine vermittelnde Stellung schien Bürgermeister Heß einzunehmen. Der Kampf war hartnäckig, aber der Geist der Freiheit waltete nicht mehr über der Versammlung, und die frohe Zuversicht, durch die Kraft der Rede einen Sieg zu erringen, war nicht mehr vorhanden; denn drohend konnte man auf 40,000 Stimmen hinweisen, die ihren bestimmten Willen ausgesprochen hätten.

Begeistert sprach Hirzel, scharf und schlagend Keller, gründlich und folgerichtig Oberrichter Füßli, offen und fest Staatsanwald Ulrich. Aber sicher im Vorgefühle des Sieges trat Antistes Füßli unumwunden mit seinen Ansichten auf; Gujer voll Eifer für die wörtliche Offenbarung, gewandt und tief Prof. Schweizer, hart und demokratisch Dr. Bluntschli.

Die Anzahl der Städtischen vermehrte sich sogleich durch Parteigänger, die stets dahin sich wenden, wo sie die Mehr-

heit zu erblicken glauben. Mehrere Sprecher bezeichneten die Volksbewegung als eine „schöne, reine, erhebende“ und Männer, die sonst offen ihre Abneigung gegen das demokratische Prinzip und die Volkssouverainetät ausgesprochen, konnten nun nicht genug den Volkswillen als das Höchste preisen.

Während dieser Zeit mehrten sich die Haufen vor dem Rathhause; einigemal schien die Ruhe gestört zu werden. In den Gesellschaftssälen harreten Diejenigen auf Nachricht, denen vom dichten Haufen der Zutritt ins Rathhaus versperrt war. Schon war die Nacht hereingebrochen und der Zeiger auf 10 Uhr vorgerückt. Endlich wirbelten die Trommeln. Zu den harrenden Freunden kamen die Stellvertreter. Die Fenster der Gesellschaftshäuser glänzten heller, und neue Gäste drängten sich hinzu. Dort wogte die zahlreichere Schar um die Sieger, und mit Hoffnungen zu neuen glücklichen Kämpfen und mit Erörterung der Plane beschäftigen sich Diejenigen, denen der Ruhm dieses Tages gebührt.

Spät noch waren die Kanzleien des Regierungsraths und des Erziehungsraths thätig. Boten forderten die Mitglieder der letzteren Behörde zu einer Sitzung auf 8 Uhr Morgens den 19. zusammen: denn der Große Rath hatte beschlossen mit 149 gegen 38 Stimmen, daß Prof. Strauß in den Ruhestand versetzt werden sollte, und die Vollziehung dieses Beschlusses lag zunächst in der Aufgabe des Erziehungsrathes.

Auch das Zentralkomite, verstärkt durch mehrere Boten, saß berathend in Zürich, um je nach den Beschlüssen des Großen Rathes seine Maßregeln zu ergreifen. Eine Volksversammlung scheint zunächst im Plane gelegen zu sein.

Der Morgen des 19. März hing trübe über der siegerfreuten Stadt. Getreu ihrer Pflicht wandelten die Mit-

glieder des Erziehungsrathes in das Sitzungszimmer; trauriger war wol nie ein Ruf an eine Behörde ergangen; sämmtliche Mitglieder waren anwesend. Regierungsrath Ed. Sulzer, dem die Ehre zukommt, die Sache in den nunmehrigen Gang gebracht zu haben, war Berichterstatter, und wies auf die Nothwendigkeit hin, dem Befehle des Großen Rathes schleunigst Folge zu leisten. Sich unter das Gesetz dieser Nothwendigkeit beugend, traten Regierungsrath Zehnder, Professor Orelli, Staatsanwald Ulrich und Oberlehrer Rüegg zu der Ansicht über, den Professor Strauß in den Ruhestand zu versetzen, und diese Ansicht wurde dann mit 11 Stimmen zum Beschluß erhoben. Dr. Keller, Präsident Furrer und Direktor Scherr beharreten bei der Ueberzeugung, daß der Erziehungsrath selbständig auf verfassungsmäßigem und gesetzlichem Boden stehe, und weder die Kirchgemeinden noch irgend andere Behörden dem Erziehungsrathe hierin Vorschriften zu geben haben. Diese drei stimmten gegen die Ruhestandsversetzung, und behielten sich vor, eine dießfällige Erklärung ins Protokoll zu legen. Hirzel, Ulrich, Orelli, Zehnder und Rüegg wollten ebenfalls zu Protokoll geben, daß sie nur im Drang der Umstände und auf ausdrücklichen Befehl des Großen Rathes zu jenem Beschlusse gestimmt haben. Wir zweifeln, ob mehrere Mitglieder der frühern Minorität sich eigentlich freuten, nunmehr ihre Meinung zum Beschlusse erhoben zu sehen. Die Worte, die Orelli und Hirzel sprachen, mußten Jedem die Seele durchschneiden. Orelli's ganzes Wesen war in fieberhafter Aufregung. Seine Zunge wollte den Dienst versagen; endlich brach der Strom der Rede los in Jammer um die verlorne Glaubens- und Lehrfreiheit, übergehend in die bittersten Vorwürfe, rief er: „So habt ihr abermals einen Ketzer abge-

schlachtet, nehmt euer Opfer hin, bratet ihn, zehret ihn auf!" Als die Anderseitigen zur Ordnung riefen, sprach Hirzel: „O wehret uns, ihr glücklichen Sieger! doch nicht, den Gefühlen unsrer Herzen Luft zu machen; ihr habet ja den Jubel, so erlaubt uns doch die Klage." — Nun ging die Botschaft, gleichsam die Auskündigung des Leichenbegängnisses eines Lebendigen, an den Regierungsrath hinüber, der schnell dem Verurtheilten noch den letzten Stoß versetzte.

Auf den Straßen und den Versammlungshäusern wurde es belebter, Freude und Hohn glänzte auf dem Antlitz der Städtischen; Ingrimm auf dem Gesichte vieler Großräthe, die das Werk verabscheuten, zu dem sie Hand zu bieten gezwungen waren.

Der Große Rath, am 19. Nachmittags neu versammelt, vernahm den Bericht, den Kirchgemeinden sei das erste Opfer geschlachtet. — Nun entluden sich die Blitze eines zweiten Sturmes: Regierungsrath Bürgi stellte die Motion, ob die Hochschule aufzuheben oder beizubehalten sei. Bis Nachts 10 Uhr dauerte der Kampf. Vergeblich war das Bemühen der gelehrten Redner; vergeblich die Verbindung zwischen Solchen, die sich noch gestern hart bekämpft hatten: mit 122 Stimmen gegen 57 wurde die Motion als erheblich erklärt, und sogleich eine Kommission aus 9 Mitgliedern gewählt, nämlich: Präsident Furrer, Regierungsrath Weiß, Regierungsrath Ed. Sulzer, Statthalter Gujer, Regierungsrath Bürgi, Statthalter Billeter, Statthalter Sulzer, Erziehungsrath Meyer, K. Wieland. Diese Kommission erhielt den Auftrag, zu untersuchen, ob die Hochschule unverändert beizubehalten, oder welche Veränderungen in ihrem Organismus vorzunehmen, oder ob sie aufzuheben sei, und in den beiden letzten Fällen, welcher Organismus in der Kantonsschule zu

bewerkstelligen sei. Ihren Bericht und Antrag hat sie auf die ordentliche Sommersitzung im Juni zu hinterbringen. Was man vor einem Jahr mit Spott und Hohn zurückwies, als einen Hochverrath an der Wissenschaft bezeichnete: zeitgemäße Reformen der Hochschule — das wollte man jetzt von allen Seiten zugeben.

Endlich am 20. folgte der dritte Sturm; unter dem Schilde kirchlicher Reformen galt es dem neuen Schulwesen. Erziehungsrath Ferd. Meier stellte folgende Motion: „Der „Große Rath möge eine Untersuchung anordnen und sich er„forderlichen Falls die nöthigen Vorschläge hinterbringen „lassen, ob nicht einerseits durch Abänderung der über die „Synode bestehenden gesetzlichen Bestimmungen eine zeitgemäße „Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse im Schoße der „kirchlichen Behörden selbst erleichtert, und anderseits durch „einige Modifikationen in den bestehenden Gesetzen über das „Unterrichtswesen die Interessen der evangelisch-reformirten „Landesreligion, ohne die verfassungsmäßige Selbständigkeit „der Schulen zu gefährden, besser gewahrt werden sollten."

Auch dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit angenommen, und mit gleichem Auftrag, wie der zweite, einer Kommission überwiesen. Die Mitglieder derselben waren: Bürgermeister Hirzel, Statthalter Gujer, Professor Schweizer, Bürgermeister Heß, Erziehungsrath Ferd. Meier, Regierungsrath Weiß, Seminarlehrer Meyer, Antistes Füßli, Bezirksrath Wieland, v. Muralt, Präsident Furrer.

Die Diskussion bot wenig Interessantes dar; die frühern Gegenstände hatten die Geister zu sehr gespannt; eine allmälige Ermattung war spürbar.

Betrachten wir nun das ganze Resultat: 1) Ein ausgezeichneter Mann ward von der züricher Hochschule verbannt;

die Lehrfreiheit und Glaubensfreiheit vernichtet oder gefährdet; die höchsten Behörden waren kompromittirt; 2) die Fortdauer der Hochschule höchst zweifelhaft; 3) die freie Volksschule in Frage gesetzt. Summa: Das Ansehn des Kantons Zürich wurde geschwächt, den thätigsten Volksfreunden war der Muth gesunken. Dr. Keller, der scharfsichtigste der Republikaner, äußerte schon damals ganz bestimmt: „Wir können nur noch „für die Bewahrung der Ehre kämpfen; das politische System „von 1831 aber ist für jetzt unrettbar verloren; die Reaktion „wird selbst auf blutigem Wege vorwärts schreiten, vielleicht „aber auf diesem Wege endigen."

Der Frühling war durch die dunkeln Winternebel gebrochen, und die Landleute wurden hinweg von ihrem gegenseitigen unruhigen Treiben zu den friedlichen Arbeiten in der heitern Natur gerufen. Der wilde Strom legte sich allmälig, und viele der Unruhigsten waren durch die Entfernung von Dr. Strauß vollkommen befriedigt. Die Regierungsgeschäfte kamen wiederum in ein ordentliches Geleise, die Unterdrückten athmeten freier, man durfte an manchen Orten ohne Gefahr die verschiedenen Meinungen austauschen. In der ordentlichen Großrathssitzung am 4. April wurden die Petitionen vorgelegt, und sofort den bereits erwählten Kommissionen überwiesen. Der Große Rath hatte sich bereits so weit erholt, daß fünf republikanische Mitglieder des Regierungsrathes, die der Erneuerung unterlagen, rasch und mit großer Mehrheit wieder in ihren Stellen bestätigt wurden.

Das Zentralkomite hatte unterm 20. März seinen Rücktritt erklärt, was jedoch eine bloße Scheinoperation blieb, indem Horgen als Vorort der Bezirkskomite's bezeichnet war, und eben Herr Hürlimann Präsident des Bezirkskomite's Hor-

gen. Indessen trat das republikanische Element immer kräftiger hervor, und einige Rohheiten der Wortführer der Komite's, wie z. B. daß Herr Hausammann in Männedorf dem als Gast zum Kinderfeste geladenen Pfarrer Sprüngli auf die unanständigste Weise zu reden verbieten wollte, machten unter den billig Denkenden einen der freisinnigen Sache günstigen Eindruck.

Die Kommissionen hielten ihre Vorberathungen, und die Begehren der Städtischen fanden schon hier eine starke Opposition, doch war die Majorität in ihrem Sinne. Der Regierungsrath modifizirte die Anträge und Entwürfe in dem Maße, daß allen Störungen im Staatsorganismus und namentlich allen Uebergriffen der kirchlichen Gewalt auf das Schulwesen vorgebogen wurde; ja es kam ein Gesetzesentwurf hinzu, durch den der Volksschule zur Unterstützung der ärmern und kleinern Schulgenossen eine bedeutende neue Summe zugewiesen wurde.

Am 24. Juni trat der Große Rath zur ordentlichen Sommersitzung zusammen. Bald offenbarte sich, daß die Republikaner die entschiedenste Mehrheit hatten. Die Erweiterung kirchlicher Gewalt wurde hart zurückgewiesen, und die gemischte kirchliche Synode mit 141 gegen 36 Stimmen verworfen.

Auf die Diskussion über das Schulwesen komme ich im nächsten Abschnitte zurück; hier nur so viel: Die Verdienste der Volksschule wurden klar, umfassend und siegreich dargestellt, so daß selbst der Gegner dieselben nicht bestreiten konnte; das Seminar und dessen Direktor erhielten die vollständigste Anerkennung und Satisfaktion; die Hochschule wurde, namentlich durch Dr. Keller's kräftigen Schutz, erhalten, und sogar ihre Fortdauer mehr gesichert, und endlich, um die Stimmung der Repräsentanten des Volkes recht verständlich aus-

zudrücken, wurden Dr. Keller und Regierungsrath Weiß, zwei Hauptführer der Republikaner, zu den ehrenvollen Stellen von Tagsatzungsgesandten berufen. Die Resultate dieser Sitzung verbreiteten Freude unter allen freisinnigern und edlern Kantonsbürgern und Schweizern, ja unter allen Menschen, welche die Würde und Hoheit des freien Geistes achten. Das zürcherische Volk war ruhig, nirgend eine Spur von Unwillen und Aufregung vorhanden. So schien die Sache der Freiheit und der Aufklärung wiederum gesichert, und schon rühmten sich Diejenigen, die seiner Zeit zu jenen Mitteln des Nachgebens und Ausweichens gerathen hatten, daß man ihrer Klugheit die Rettung des Vaterlandes zu danken habe. Einige Wenige aber, welche die Wichtigkeit der Heilighaltung von Verfassung und Gesetzen in ihrer ganzen Bedeutung auffaßten, ließen sich nicht von der Meinung abbringen, daß der Same des Verderbens gesäet sei, und früher oder später seine unheilvollen Früchte entwickeln werde.

IV.

Der erste Sturm gegen die Volksschule, das Seminar und den Seminardirektor.

Unter allen Institutionen, die aus der Staatsordnung von 1831 hervorgegangen waren, tritt die neue Volksschule als die wirksamste und durchgreifendste vor das Auge, und ihre Organisation und ihre Leistungen bilden eine der herrlichsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte. Zu diesen großen Erfolgen trug das Lehrerseminar in Küsnach am meisten bei. Hunderte von Jünglingen auch aus den entlegensten Ortschaften, wohin früher nie ein Strahl des Lichtes gedrungen, hatten in wenigen Jahren sich in dieser Anstalt eine Summe

von Kenntnissen und eine Kraft der innern Ueberzeugung geholt, die sich gerade im Kampfe des Lichts mit der Finsterniß treulich bewährte.

Das Seminar war darum den Städtischen der schärfste Stein des Anstoßes, und der Umsturz desselben eine der ersten Bedingungen in den Reaktionstendenzen. Zunächst fiel das ganze Gewicht der Verfolgung auf den Seminardirektor und die Schullehrer, welche in der Anstalt gebildet worden waren.

Wenige Tage nach der Berufung von Dr. Strauß sagte mir ein mit den Verhältnissen wohlbekannter städtischer Arzt: „Es geht nicht nur gegen Strauß, sondern auch gegen Sie los; man will Sie sprengen.“ „Nun,“ erwiederte ich, „wir wollen uns auch wehren.“ Die doppelte Absicht der Städtischen offenbarte sich sogleich in ihren Organen. Zunächst wurde die alte Unwahrheit wieder aufgewärmt, daß ich schon 1836 die Berufung von Dr. Strauß betrieben, und seither in derselben Absicht gearbeitet habe. Hirzel sei durch mich verleitet worden, er sei nur meiner Fahne gefolgt (vergl. S. 35 die Karikatur mit der „Scheere“), und durch mich sei Erziehungsrath Rüegg für Strauß gewonnen worden, und zwar an einem Mittagessen bei Hirzel, wie der östliche Beobachter und die Bürklizeitung Nr. 5 als „Thatsache“ erzählt, obgleich es eine offenbare Lüge war, da ich an dem bezeichneten Tage mit vielen Herren in einem Gasthause speiste. Vom 1. Februar an erschien nun keine Nummer der städtischen Blätter mehr, in der ich nicht verleumdet und besudelt worden wäre. In Nr. 12 Beilage der Bürklizeitung hieß es: „Das Scherr'sche Seminar war eine Art Vorbereitung zur Aufnahme Strauß'ens, oder wir möchten fast sagen, Strauß, wenn er käme, könnte nicht Glauben

zerstörender wirken, als es Scherr thut. Oder finden wir nicht bald überall Lehrer in unsern Schulen, die das Heiligthum unsers Glaubens, das Wort Gottes, mit einer Geringschätzung, wie ein altes sinnloses Mährchenbuch behandeln u. s. f.“ In Nr. 9 Beilage ist ein Artikel aus dem Berner Volksfreund *) abgedruckt, u. A. heißt es neben den ekelhaftesten Verleumdungen: „Jedenfalls ist Scherr eine unlautere religiöse Erscheinung u. s. f.“

Der östliche Beobachter (Nr. 19 und Nr. 25) bezeichnete das Seminar und den Seminardirektor als unchristlich, und sprach ganz entschieden von der Nothwendigkeit, daß entweder ein anderes Seminar errichtet, oder der jetzige Direktor entfernt werde, auch gab er, wie die allgemeine Zeitung, zu verstehen, die Straußische Glaubensansicht sei im Seminar gelehrt, oder, wie ein anderes verwandtes Blatt sagte, mit Jubel aufgenommen worden. Damit die Leser einen deutlichen Begriff von diesen Angriffen bekommen, will ich die Worte hieher setzen, in welchen der östliche Beobachter meine 14jährige Wirksamkeit beurtheilt. Nr. 25: „Wer dem gesund urtheilenden Volke so nahe steht, und 14 Jahre lang wahrhaft gut wirkte, den können Zeitungsartikel nicht stürzen. Wer aber in eigner Unzulänglichkeit, ohne Gemüth, Charakter und Anstand, nur auf dem Sande des Parteiglücks, durch Verleumdungen und Intriguen sich

*) Dieses Blatt, von einem gewissen Reithar redigirt, der sich früher durch ultraradikale Rohheiten auszeichnete und dafür vor Gericht scharf gebüßt wurde, trieb die Niederträchtigkeit und die schamloseste Verleumdung (z. B. Nr. 72 J. 1838) am weitesten.

gehalten hat, den halten dann auch Zeitungsartikel nicht.“ Dieß war die Sprache, in der man zu dem erhitzten Volke sprach, und zwar von Seite Derjenigen, die kaum ein halb Jahr vorher auf meine Klage hin vor Gericht der Verleumdung schuldig gesprochen und dafür schwer gebüßt worden waren. Auch der Witz sollte nicht fehlen; wie der beschaffen war, zeigt ein Artikel eines reformirten Zürichers in Nr. 24 der Jesuiten-Zeitung (Schildwache):

„Der schwäbische Tanz. Obenan in unserm zürcherischen Schulwesen steht ein Schwabe (Scherr); obenan für die Kirche hatten unsere Herren bereits auch einen Schwaben bezeichnet (Strauß); um den Grundsätzen der Gleichheit treu zu bleiben, würden unsere Herren bald auch obenan in die Regierung einen Schwaben haben rufen müssen, und so wäre das schwäbische Regiment in Zürich vollständig gewesen. Allein hurtah! da hat das zürcher Volk mit dem schwäbischen Tanz Staubaus gemacht:

Hört ihr den schwäbischen Wirbeltanz?
Tritum ralarum herbei!
Mag auch das Volk, dieser Firlefanz,
Rufen sein Ach und sein Ei!

Lirum! der Boden ist spiegelglatt,
Hell und erleuchtet der Saal;
Larum! es tanzet, was Odem hat
Und ein gewandtes Pedal:

Plötzlich doch rufet im Wirbeltanz
Mitten im kreisenden Flug
Hurrah das Volk itzt zum Schwabentanz:
„Traun! ist des Tanzes genug!“

Mit diesen ununterbrochen durch die städtischen Blätter fortgesetzten Verdächtigungen und Verleumdungen begnügte sich jedoch die Partei keineswegs. Den die Stadt besuchenden Landleuten wurden die scheußlichsten Gerüchte mit heim gegeben, und namentlich vielfach versichert: ich sei ein politischer Flüchtling, sei am öffentlichen Pranger gestanden, sei ausgepeitscht worden, und habe **Galgen und Rad auf dem Buckel**;*) ich wolle meine Kinder nicht taufen lassen; mißhandle die Frau abscheulich; ich sei schuld, daß man neue Lehrmittel und neue Schulhäuser haben müsse; ich koste den Staat jährlich mehr als 4000 Fr.; der Verkauf der neuen Lehrmittel falle mir in die Tasche; ich sei auch so ein sittenloser Radikaler, der die Ehe abschaffen wolle, es sei wirklich eine Magd von mir **) ꝛc. ꝛc. Den Pietisten sagte man noch, sie sollen nur auf meine Stirne sehen, ich habe das Zeichen des Thiers auf derselben, ***) und sei sicherlich der Vorläufer des Antichrists. Viele Geistliche trieben das gleiche Geschäft in den Gemeinden; A. in H. erklärte mich im Stillstande für einen Christusläugner; W. in Sch. sagte offen vor einer

---

*) Ein gewisser Ernst und ein Elliker von Küsnach, die ich verklagte, wurden wegen dieser Anschuldigung vor dem Bezirksgericht Meilen hart gestraft.

**) Ein gewisser Hofmann von Küsnach wurde deßwegen vor Obergericht scharf gestraft. (Ernst hatte schon früher Pranger und Ruthe ausgestanden, Hofmann galt für einen liederlichen Menschen. Solche Leute standen in der „hehren Bewegung“ in erster Reihe.)

***) Ich habe von einer frühern Wunde eine Narbe.

Versammlung: „So lange der Scherr im Kanton bleibt, ist kein Heil und Frieden.“ Wo irgend einmal Einer eine Unannehmlichkeit oder Strafe wegen der Schule erlitten hatte, da hieß es: „Der Scherr ist schuld.“ Die Bußen wegen Schulversäumnissen, die Vorschriften wegen der Fabrikkinder kamen jetzt alle auf meine Rechnung. Wo ein Lehrer und sogar ein Schüler einen Fehler gemacht hatte, immer mußte zuletzt ich der Schuldige sein. Eine nicht unbedeutende Rolle spielten bei der Aufhetzerei die Altschulmeister, welche in Folge der Schulorganisation, wenn schon mit sehr günstigem Gehalte, in den Ruhestand versetzt worden waren.

Bei solchem feindseligen Treiben wird es doch leicht begreiflich, wie das aufgeregte Volk in Harnisch gegen mich gebracht werden mußte.

Nicht viel besser, als mir selbst, ja manchem eben so schlimm, erging es den Schullehrern. Es konnte nicht anders sein, als daß der Lehrstand, der die Bestrebungen des Erziehungsrathes am besten kannte, mit Unwillen die Beschimpfungen dieser Behörde vernahm, und dieselbe zu rechtfertigen versuchte. Es mußte denselben schmerzen, seine Bildungsstätte und den Seminardirektor, dem die überaus große Mehrzahl der Lehrer innig zugethan war, so besudelt und verleumdet zu finden. In dieser Stimmung versammelte sich die Lehrerschaft in ihren 11 Landkapiteln und beschlossen, in öffentlichen Blättern die gegen das Schulwesen und sie selbst gerichteten Vorwürfe zurückzuweisen, und zugleich das Seminar und den Seminardirektor zu rechtfertigen. (Beilagen III. a. b.) Alle Kapitel waren über diesen Schritt einig, und bald erschienen die kräftigen und deutlichen Erklärungen in den verschiedenen Blättern. Der Muth, mit dem der früher sonst so verachtete Stand der Landschullehrer dem städtischen und kirch-

lichen Volkssturm sich entgegenstellte, erbitterte die Feinde noch heftiger. Gewaltthätige Einbrüche ins Schulwesen fanden Statt. Die neuen Lehrmittel wurden an vielen Orten (namentlich in Schulen der Pfarrei Russikon) weggenommen, und die alte Schulordnung den Lehrern diktirt, die jedoch fast überall den festesten Widerstand leisteten. Hauptsächlich richtete sich die Wuth des Pöbels gegen eine schöne naturgeschichtliche Bildersammlung, die der Erziehungsrath den Schulgenossenschaften gratis zugestellt hatte; weil auf einer Tafel auch ein Vogel Strauß abgebildet war. All die alten Mährchen von der Stadler Emeute, z. B. man bete nicht mehr in der Schule, das Unser Vater sei verändert, die X Gebote seien nicht mehr vorhanden, wurden mit neuen Zuthaten aufgewärmt. Ueber den Sekundarlehrer B. in E. wurde ausgesagt, er habe erklärt, „Christus sei ein H.....d, und diese Worte dann sogleich auf mehrere Lehrer übertragen; Derjenige aber, der diese Angabe zuerst gemacht, erklärte nachher Folgendes in der Bürklizeitung Nr. 33, 1839:

„Ich erkläre hiemit, daß ich den Herrn Sekundarlehrer Baumann in Egg bei allen Denjenigen verleumdete, denen ich mittheilte, daß er in meiner Gegenwart gesagt habe, Christus sei ein H.....d. Ich wünsche sehr, daß meine Aussage als Verleumdung nicht weiter verbreitet werde. *)

Philipp Krähmeier
in Hinteregg."

Ein Lehrer in Wädenswyl, so hieß es am ganzen Seeufer, habe in der Schule zu einem Kinde gesagt, es gebe keinen

*) Die schändlichsten Verleumdungen brachte die Bürklizeitung in offiziellen Artikeln groß gedruckt; hingegen die Ehrenerklärungen versteckt unter den Anzeigen.

Heiland, worauf die Väter den Lehrer in der Schule durchgeprügelt hätten. An der ganzen Geschichte war kein wahres Wort. Besonders wichtig aber wurde folgender Vorfall behandelt. In einer Schule der Neumünster Gemeinde lärmten einige ältere Schüler, „es gebe jetzt auch wieder etwas Neues, man wolle eine neue Religion einführen; es komme jetzt der Strauß, der an keinen Gott und keine Unsterblichkeit glaube; man sollte ihn und den Scherr aufhenken." Der Lehrer verwies dem Schüler die rohen Ausdrücke, und sagte, nur Unwissende schmähen so. „Dann ist der Herr Antistes auch ein Unwissender," erwiederte barsch der Knabe. „Nein," fuhr der Lehrer fort, „derselbe wird auch keine so garstigen Reden führen." Nachher kamen die Schüler zu Herrn Antistes, und ein Bube, der später von der Schulpflege selbst als äußerst ausgelassen und frech bezeichnet wurde, soll gesagt haben, der Schullehrer Weber glaube das nicht, was der Herr Antistes lehre. Dieser Vorgang, zum Nachtheil des Lehrers auf das schändlichste entstellt, wurde sogleich im östlichen Beobachter Nr. 19 der Welt verkündiget; ja, was über alle Maßen lächerlich ist, sogar die allgemeine Zeitung, dieses Universal-Blatt, wurde in seiner Beilage Nr. 58 in einem Artikel umständlich mit diesem Bubengeschwätz beehrt, jedoch mit so handgreiflichen Unrichtigkeiten, daß jeder Unterrichtete einen solchen Versuch nur mitleidig belächeln konnte. Der Pfarrer in H... sprach auf der Kanzel Folgendes:

„Was hat ein christliches Volk zu thun, wenn sogar die „Schullehrer, die Schullehrer! — denen wir die theuersten „Pfänder unserer Liebe, die Jugend anvertrauen müssen, den „Lehren eines Irrlehrers Gehör geben, denselben dem Volke „anpreisen, die Jugend irre führen, und ihr unchristliche

„Grundsätze einflößen, und so die zarten Keime des Göttlichen in ihr vernichten?"

„Das hat ein christliches Volk zu thun: diesem Unwesen „mit Macht und Kraft entgegenzuwirken, und wenn es nicht „besser wird, sich selbst Lehrer zu geben."

Der Pfarrer in K., der dem dortigen Schullehrer vor etlichen Jahren Dr. Straußen's Werk übergeben hatte, mit den Worten: „das sei eigentlich die Glaubensansicht aller Gebildeten", stand jetzt an der Spitze der Bewegung, und jammerte Sonntags auf der Kanzel: Ach, warum Christus nicht mehr in der Schule! — und in einem Bürgershause sagte er, der Schullehrer habe seit zwei Jahren keinen Religionsunterricht ertheilt, während gerade umgekehrt der Pfarrer nachlässig und der Schullehrer pflichttreu war. Ein fremder Privatlehrer in der Stadt hatte einem Mädchen bemerkt, die irdischen Verhältnisse seien im höhern Leben nicht mehr so vorhanden; sogleich berichtete der östliche Beobachter, ein Mädchen sei weinend nach Hause gekommen, und habe der Mutter geklagt, daß sie jetzt den verstorbenen Vater nicht wiederfinde. Ein bloß provisorisch auf ein entlegenes Bergörtchen angestellter fremder Schulvikar betrank sich auf einem Markte; alsbald brachte dieß die Bürklizeitung als einen Beweis von der Unsittlichkeit des jetzigen Lehrstandes. Obgleich aktenmäßig erwiesen war, daß von den 200 Seminarzöglingen, die auf Schulen angestellt waren, in vier Jahren ein einziger ein Verbrechen beging, wurden dennoch die jungen Lehrer als unsittliche Menschen, als Jugendverführer ausgeschrien.

Ich hielt es für Pflicht, alles Mögliche zu thun, um den guten Ruf des Seminars und die Ehre des Lehrstandes

zu retten. In dieser Absicht lud ich die Seminaristen ein, Samstags den 16. Nachmittags, da keine Schulstunde gehalten wurde, ins Seminar zu kommen. Dann ließ ich jedem der ehemaligen Zöglinge schreiben, er möchte seinen nächsten Vorgesetzten, den Herrn Pfarrer bitten, ihm ein Zeugniß über seine Leistungen und sein sittliches Betragen auszustellen, und dieß Gesuch auf die Verleumdungen stützen, die in den öffentlichen Blättern über die Seminarzöglinge erschienen seien. Während des Abschreibens von 220 Zuschriften kamen drei Seminarlehrer in den Saal, was sonst am Samstag Nachmittags nicht der Fall war, und ich zweifle nicht daran, daß am gleichen Nachmittage noch geistliche Mitglieder des Erziehungsrathes von diesem Versuch der Rechtfertigung in Kenntniß gesetzt worden sind; denn schon am 19. erhielt ich folgenden Brief.

Verehrtester Lehrer!

Der Herr Pfarrer Geßner, Präsident der Schulpflege, fand sich im Dorfe ein, zur Besammlung des Stillstandes, was sich mir als Gelegenheit darbot, den Herrn Pfarrer für die Ausstellung eines geeigneten Zeugnisses zu ersuchen. Nach sehr deutlichem Anschein wußte er schon, was für Zuschriften an die Schullehrer von Ihnen aus gelangt seien. Daher ließ er mich zu sich rufen (ich war eben bereit, sonst zu gehen) und sagte mir, daß er mich nur deßwillen verlange, um mir einen Gang zu ersparen, den ich wahrscheinlich auf Zürich zu ihm gemacht hätte, um ein Zeugniß einzuholen. Sie, die Herren Pfarrer hätten mit einander die Abrede getroffen, keinem Schullehrer ein solches Zeugniß auszustellen, bis sie amtlich aufgefordert würden; er würde sich kein Bedenken machen, ein wohlverdientes gutes

Zeugniß zu geben, könnte es aber aus diesem Grunde nicht thun.

Dieß bedauernswürdige Ergebniß meldet Ihnen nebst Versicherung wahrer Hochschätzung unter herzlichen Grüßen

Albisrieden, den 19. Februar 1839.

Ihr ergebener

Rudolf Stauber, Schullehrer.

Bald darauf erhielt ich auch die Nachricht, daß die geistlichen Kapitel Pfäffikon und Uster von den Dekanen die Weisung erhielten, keine Zeugnisse auszustellen, wie eine Zuschrift des Herrn Pfarrrr Häfeli in Bauma vom 22. Februar ausweist, und ein Brief von Schwerzenbach bezeugt.

So sehr lag es der städtischen Geistlichkeit daran, daß die Rechtfertigung des Schulstandes erschwert oder verhindert würde, daß wol besondere Boten ausgesandt wurden, um den Widerstand der Kollegen zu wecken, so wie auch besondere Berathungen darüber veranstaltet wurden. — Ueber diese Weigerung legen wir dem christlichen Leser nur drei Fragen vor:

1) Hat ein Angestellter das Recht, seinen nächsten Vorgesetzten um ein Zeugniß zu bitten, insofern es zur Wahrung seiner Ehre nöthig ist?
2) Hat ein Vorgesetzter die Pflicht, einer solchen Bitte zu entsprechen?
3) Was ist von einem Vorgesetzten zu halten, der dem Untergeordneten die Mittel verweigert, sich gegen Verleumdungen zu vertheidigen?

Ich will die schnöde Behandlung, die viele Schullehrer bei diesem Ansuchen erfuhren, nicht durch vielfache Belege hier darstellen, doch einige Beispiele kann ich nicht übergehen.

Hr. Pfarrer H. in M., ein Mann, von dem ich sagen kann, daß ich ihm viele Freundschaftsdienste erwiesen habe, fuhr seinen äußerst rechtschaffenen Lehrer mit den Worten an: „Was, ein Zeugniß wollet Ihr, etwa für den Scherr, zu seinen schlechten Zwecken.“ Der Lehrer, durch die verleumderische Zulage gekränkt, trat dem Tobenden mit kaltem Muthe entgegen, und sprach: Hr. Pfarrer, ich ersuche Sie um ein Zeugniß, und dazu habe ich das Recht; daß der Herr Scherr einen schlechten Zweck habe, glaube ich nicht. Die Sache kam vor den Stillstand, und der wohlerwürdige Hr. Präsident setzte seine Weigerung durch; der Lehrer wurde sogar höchlich bedroht, wenn er über die Weigerung nach Küsnach schreibe; er that es wirklich nicht, offenbarte aber einem Freunde seinen Kummer über diese barbarische Kränkung.

Dem ausgezeichneten Lehrer W. in T. wurde ein gutes Zeugniß ausgestellt, aber am Schlusse beigefügt; „Der Kirchenstand steht übrigens in der nicht unbegründeten Beglaubigung, daß Schullehrer W. seine mit Lob erwähnten guten Eigenschaften vor seinem Eintritt im Seminar bereits schon besessen, und dieselben nicht im Seminar erworben habe.“ Aber der Lehrer ließ sich diesen Spuck nicht gefallen, und seinem würdigen Ernst fügte sich der „Kirchenstand.“

Einige Geistliche waren wirklich von unsinniger Feindschaft ganz verblendet. Dekan W. in U. verweigerte sogar einem wirklichen Seminaristen, der bloß auf Aushülfe auf einer Schule war, und über den doch der Seminardirektor jederzeit Berichte fordern konnte, das erbetene Zeugniß.

Sei es indessen, daß mehrere Geistliche jenes Verbot nicht erhielten, oder daß sie das Ungerechte einer solchen Weigerung

einsahen: ich erhielt doch innerhalb acht Tagen 124 Zeugnisse über ehemalige Seminaristen, und von diesen lauteten 122 vollkommen befriedigend und nur 2 zweifelhaft.

Am Freitag den 1. März ließ ich drei Nr. des pädagogischen Beobachters (9, 10, 11) gleichzeitig erscheinen. Sie enthielten: 1) Auszüge aus den Berichten der Bezirksschulpflegen *) 1838, welche in Hinsicht auf das Sittlich-Religiose dem Lehrstand ein äußerst günstiges Zeugniß geben; 2) jene 124 Zeugnisse (vollständig abgedruckt); 3) eine spezielle Rechtfertigung des Seminars und seines Direktors gegen alle Klagepunkte.

Noch glaubte ich aber, für das Seminar und den Lehrstand weitere Schritte thun zu müssen. Am Samstag den 23. Februar führte ich Beschwerde im Erziehungsrathe gegen jene Weigerung der Pfarrer, und stellte den Antrag, es sollten dieselben durch den Erziehungsrath aufgefordert werden, das Ansuchen der Lehrer zu erfüllen. Ich konnte an der Art, wie die Minorität meinen Antrag aufnahm, bald merken, daß sie jener Weigerung nicht so ganz fremde war; man machte mir Vorwürfe, und Prof. Escher glaubte sogar, den Antrag stellen zu müssen, daß ich die bereits erhaltenen Zeugnisse wieder zurückzusenden habe!! — Meine Erläuterung über die Lage der Lehrer rief jedoch den Beschluß hervor, es sollten mit möglichster Beförderung über alle Volksschullehrer des Kantons amtliche Zeugnisse eingezogen werden. Einige meiner Freunde

*) Mehrere der heftigsten Mitglieder des Zentralkomite's, z. B. Pfarrer Usteri in Kilchberg, Bezirksrichter März, ja Herr Hürlimann-Landis selbst, waren jahrelang Mitglieder der Bezirksschulpflegen, und stimmten jenen günstigen Zeugnissen über den Lehrstand bei.

und aufrichtige Beförderer des Schulwesens fürchteten, es möchte dieß in solch leidenschaftlichem Treiben ein sehr gefährliches Experiment sein; allein ich sah mit Ruhe den dießfälligen Ergebnissen entgegen. Als die Zeugnisse eingegangen waren, ernannte der Erziehungsrath eine Kommission, alle drei Mitglieder aus der Minderheit, und auf ihren Bericht faßte er folgenden Beschluß.

„Der Erziehungsrath, nachdem ihm von der verordneten Kommission zu Prüfung der laut Beschluß vom 23. Hornung d. J. über sämmtliche Volksschullehrer von den Sekundar- und Gemeindsschulpflegen eingezogenen Zeugnisse ist berichtet worden, daß über alle gegenwärtig an den Primar- und Sekundarschulen angestellten Lehrer Zeugnisse ausgestellt worden sind, wovon 448 vollständig befriedigend und nur 42 von solchem Inhalte sind, daß sie entweder als nicht ganz befriedigend oder als unbefriedigend zu bezeichnen sind (von diesen 42 Lehrern sind jedoch 25 nur provisorisch angestellt), hat nun am 13. April beschlossen: 1) Es sei dem Volksschullehrerstande des Kantons die Zufriedenheit des Erziehungsrathes mit seinen Leistungen und mit seinem sittlichen Benehmen zu bezeugen; 2) der Erziehungsrath spreche mit Bezug auf diese Ergebnisse die Erwartung aus, es werde der Volksschullehrerstand fernerhin unter allen Umständen auf solche Weise seine Ehre zu wahren sich bemühen; 3) derselbe hege die Hoffnung, daß jeder Lehrer von Neuem es sich zur Pflicht machen werde, an der Bildung der ihm anvertrauten Jugend fernerhin treu zu arbeiten, und seine Stelle um so weniger zu verlassen, als die Zeugnisse der kompetenten Behörden ihn haben überzeugen müssen, daß Pflichttreue und ein guter Charakter stets verdiente Anerkennung finden. — Dieser Beschluß wird in das Amtsblatt aufgenommen, besonders abgedruckt und den

sämmtlichen Volksschullehrern, so wie den Bezirks-, Sekundar- und Gemeindsschulpflegen mitgetheilt.

Actum Zürich den 13. April 1839.

Vor dem Erziehungsrath
der zweite Sekretär
H. Egli.

Es zeigte sich hier die Macht der Wahrheit in ihrer höchsten Kraft, und man muß insbesondere bedenken, daß die Pfarrer an der Spitze der Schulpflege stehen. Hirzel war freudig überrascht, und von da an sah er ein, wie ungerecht jene Anschuldigungen gegen den jungen Lehrstand waren, in die er früher selbst einigermaßen mit eingestimmt hatte. Jene 42 nicht befriedigenden Zeugnisse bezogen sich meistens auf unfähige Altschulmeister oder fremde Aushelfer; von sämmtlichen Seminarzöglingen waren bloß zwei, über die weitere Nachforschungen nöthig erachtet wurden.

Man hätte glauben sollen, auch die städtischen Blätter würden dieses ehrenvolle Resultat anerkennen; davon war aber kein Gedanke. Der östliche Beobachter Nr. 24 sagt: Was sollen diese Zeugnisse? Den Fortgang der Entwickelung wird kein Pack voll Zeugnisse hemmen. . . . Die Bürklizeitung sagte schon in Nr. 8, ich hätte die Seminaristen aufgefordert, von dem Präsidenten der Schulpflege Zeugnisse „einzufordern," und gibt sogleich einen abmahnenden Wink; in Nr. 9 ruft sie aus: Was sind amtliche Zeugnisse, was beweisen sie? Nichts, als daß ein Schullehrer kein notorisch erwiesenes Vergehen verübt habe.

Die amtlichen Zeugnisse galten der Bürklizeitung Nichts; hingegen glaubte sie alle ihre gegen das Seminar in offiziellen Artikeln verbreiteten Verleumdungen in Nr. 8 Beilage dadurch

zu rechtfertigen, daß sie sagt, „sie mache die Gerüchte über das Seminar nicht, sondern erzähle sie nur nach.“

Trotz dieser Verleugnung aller Thatsachen von Seite der städtischen Organe machte das Ergebniß dieser Untersuchung in einem dem Lehrstand so ungünstigen Zeitpunkte großen Eindruck auf die öffentliche Meinung, und die feindlichen Stimmen im Großen Rathe verstummten, als Hirzel der Wahrheit Zeugniß gab, indem er den Zürcher Lehrstand einen ehrwürdigen nannte, der die Achtung des Großen Rathes verdiene.

Nach der Darstellung des gemeinsamen Kampfes, der für das Seminar und den Lehrstand entschieden siegreich und ehrenvoll durchgeführt wurde, gehe ich nun zu besondern persönlichen Erlebnissen über.

Kaum hatte die Volksbewegung einige Fortschritte gemacht, als mir die feindliche Stimmung, die man gegen mich zu erregen suchte, in mehreren einzelnen Vorgängen kund ward. Leute, mit denen ich sonst freundlich verkehrte, sahen mich scheu an, und wichen mir aus; andere, die mir nie recht günstig waren, ließen mich Hohn und Grobheit fühlen. Ich hatte kurz vorher einem jungen Bäcker einen Theil meines eignen Hauses vermiethet, und ihm mehrere Einrichtungen neu machen lassen; plötzlich erfuhr ich, er wolle mit Sack und Pack abreisen, ohne mir Anzeige zu machen, oder die Miethe zu bezahlen. Als ich Bürgschaft forderte, rief er mir spottend in Gegenwart des Gemeindammanns zu: „Was mag auch so Einer sagen, der gar kein Christ ist.“ — Einige Tage darauf kamen zwei Männer und forderten ½ Eimer Wein für die Wachtgenossen, als herkömmliche Gabe für den

Hauseinzug. Nun war ich aber noch gar nicht in mein eignes Haus eingezogen, und sah auch aus dem Verzeichniß, daß die Forderung übertrieben sei. Dennoch gab ich Anweisung, den Wein in meinem Keller zu holen. Der Küfer machte einer ihn dorthin begleitenden Tochter Grobheiten, und verlangte vom besten. Ich ging nun selbst in den Keller, und forderte Ruhe, oder ich gebe gar keinen Wein. Als der Küfer den ½ Eimer gefaßt hatte und forttrug, schimpfte er: Da hab' ich nun den „Herr Jesus von Brütten Wein." — „Herr Jesus von Brütten" schien nämlich diesem ersten Glaubenshelden ein rechter Spottname auf mich zu sein. —

Eines Abends saß ich auf meiner Gartenmauer am See; Schiffe fuhren heimwärts. Da winkten und schrieen die Schiffleute, und als ich aufschaute, riefen sie mir zu: Mer kommet jetz bald, und wend di ufhenke. Einigemal kamen meine 4 und 5jährigen Töchterlein heim und klagten, die andern Kinder hießen sie „junge Struße." Im Sternenwirthshaus rief Einer wüthend vor allen Gästen: Wenn der Strolhagels Schär in vier Wucha no do ischt, so will en i bi Gott vertrampe. Mehrmals wurde gedroht, die Turnvorrichtungen, Seminargalgen genannt, umzustürzen. In einer Nacht begann der Lärm heftig; die Stürmer ließen es aber mit Zertrümmerung von Thüre und Laden des Gartens bewenden.

Andern Abends beschäftigte ich eine Klasse im Turnschopfe mit Elementargymnastik; plötzlich flog ein großer Kieselstein zum Laden herein und neben mir an die entgegenstehende Wand. Wir schauten nach; der Thäter, ein 13jähriger Bube, ging langsam und höhnisch sich umsehend den Garten hinunter.

Die Drohungen, welche gegen meine Dienstboten ausgesprochen wurden: „das Seminar anzünden, den Schär in

Bach hinunterrühren ꝛc. ꝛc." und die wiederholten nächtlichen Unfuge machten mich etwas besorgt. Gerade an dem Abende, da jener Bube den Stein nach mir warf, ersuchte ich Herrn Bürgermeister Hirzel um Abordnung eines Vikars an eine gestörte Schule, und da mir in dieser Zeit Alles daran lag, daß wo möglich die Schulen in Ordnung blieben, schickte ich meinen Privatgehülfen mit einem Briefe deßwegen besonders in die Stadt. Der junge Mann kam in die Buchhandlung von Orell, Füßli und Komp., und klagte da, welchen Unfugen und Gefahren ich ausgesetzt sei, und sich die Regierung Nichts darum kümmere. Als er zugleich sagte, er müsse Herrn Bürgermeister Hirzel aufsuchen, um ihm einen Brief zu überbringen, so glaubte Herr Hagenbuch die Sache höchst dringlich, und ging deßwegen zu Landjäger-Hauptmann Fehr, und dieser ergriff einige Maßregeln. Es war gegen 1 Uhr Nachts, als eine Magd, die in einem andern Zimmer mit meiner Frau und einem kranken Kinde schlief, mich weckte, und mir voll Angst mittheilte, es seien Männer da, die an der verschlossenen Hausthüre pochten, und mich hinunter forderten. Mein Gehülfe war nicht aus der Stadt zurück, ich war der einzige Mann in dem großen Gebäude. Sogleich stand ich auf, lief ohne Licht auf den hintern Gang, und schaute im Dunkel auf den Hof hinunter. So viel mein kurzes Gesicht mir zuließ, erkannte ich drei Männer vor der Thüre. Ich rief: Wer ist unten? Leute von der Regierung, war die Antwort . . . Was wollt ihr? . . . Der Herr Direktor soll herunterkommen, wir haben einen Auftrag an ihn . . . Ich komme jetzt nicht hinunter, kommet ihr morgen, oder gehet zum Gemeindammann . . . Sie müssen kommen, wir müssen mit Ihnen reden . . . Hierauf traten die Männer näher zur Thüre, nun schrie ich hinüber zur Nachbarschaft um Hülfe, und es

mag wol sein, daß ich den Untenstehenden etliche derbe Worte zugerufen. Als sich Niemand in der Nachbarschaft regte, stieg unsere Kinderwärterinn, Katharina Huber, zum Fenster hinaus und über die Kirchhofmauer, um Leute zu rufen. Indessen hatte der Nachtwächter den Gemeindammann auf den Platz gebracht, und sogleich ging ich hinab, und öffnete die Thüre. Es ergab sich, daß ein Herr in Zivilkleidern und zwei Landjäger da waren, und der erstere entledigte sich nun seines Auftrages folgendermaßen: Ich habe Sie zu fragen, ob Nichts vorgefallen sei? — Die Sprechweise dieses Herrn ließ mich nach dem ganzen Vorgang schließen, die Leute hätten zu viel getrunken, welche Ansicht auch Herr Gemeindammann theilte; nachher jedoch wurde mir versichert, jener Führer stottere etwas merkbar.

Wegen meines Benehmens bei diesem gewiß sonderbaren Polizeiverfahren wurde ich dann in einem züricher Schmutzblatte (W. Tell Nr. 18) und in der Bürklizeitung auf die verächtlichste Weise behandelt, und der Feigheit beschuldigt.

Den folgenden Tag, den 21. Februar, läuteten die Glocken Nachmittags in Küsnach zur ersten Kirchgemeinde. Schon am Vormittag füllten sich alle Wirthshäuser. Ich sorgte, daß Lehrer und Seminaristen im Institutsgebäude waren, das an die Kirche angebaut ist. Düstere, grimmige Gesichter, noch unheimlicher aus dem Alltagsgewande schauend, drängten sich in den Tempel; Viele schon vom Weine erhitzt, Mehrere die brennende Pfeife im Munde, und so das Haus des Herrn beräuchernd. Bald vernahmen wir ein fürchterliches Gebrülle; Weiber und Kinder rannten in wilder Flucht vom Kirchhofe weg, ein Mann mit blutigem Gesichte stürzte schnellen Laufes den Kirchweg herunter der Seminarthüre zu; aber seine Verfolger waren so dicht hinter ihm, daß sie ihn sicher ereilt

hätten, wenn nicht der nächste zu Boden gestürzt, und er so entronnen, und schnell ins Seminar schlüpfend die Thüre hinter sich geschlossen. Die Männer polterten an der Thüre, und verlangten tobend Einlaß; als sie aber die Lehrer und Seminaristen auf dem Gang erblickten, zogen sie sich zurück. Die Leute waren so rasend, daß der Verfolgte, hätte ihn nicht der Zufall gerettet, gewiß von ihnen auf den Tod mißhandelt worden wäre. Er kam nun auf den Gang herauf, ich kannte ihn nicht, und erinnerte mich nicht, ihn je gesehen zu haben. Er berichtete, wie er in der Kirchgemeinde habe beantragen wollen, daß die Kirchgemeinde nach dem neuern Beschlusse des Erziehungsrathes um Errichtung einer 2. Professur petitionire, und darauf sei ein Tumult losgegangen, und er habe sich nur mit größter Mühe durch die Flucht retten können.

Böswillige Menschen schürten den Fanatismus noch mehr gegen das Seminar, indem sie aussagten, der Mann sei von mir zu diesem Antrage veranlaßt worden, obgleich ich nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte.

Nach der Kirchgemeinde kam Herr Kohler, der als Ortsbürger derselben beigewohnt hatte, zu mir, und ich fragte ihn, ob nichts Ungünstiges über das Seminar gesprochen worden. Er verneinte es. Später kam Herr Denzler, und versicherte mir, wenn nicht Herr Pfarrer Bullinger sich aufs äußerste gewehrt, so wäre ein Anlauf aufs Seminar geschehen, auch sei im Komite mit 9 Stimmen gegen 3 ein Antrag gegen das Seminar und mich gefaßt worden, u. s. f. noch viel Beunruhigendes. Ich sagte Herrn Denzler, wie mir Herr Kohler das Gegentheil versichert, daß in der Kirche Nichts über das Seminar vorgekommen, auch könne ich nicht glauben, daß im Komite Herr P. B. so gegen mich gewesen. Herr Denzler versprach, sich nochmals zu er-

kundigen, und kehrte bald zurück mit den gleichen Angaben. Herr Kohler, den ich rufen ließ, behauptete das Entgegengesetzte; Herr Pfarrer Bullinger aber bestätigte so ziemlich Herrn Denzler's Angaben. Dieß führte nachher zu einer Erörterung in Gegenwart mehrerer Zeugen, bei welcher von Herrn Denzler sehr harte Worte gegen mich gebraucht wurden, und die ich nur ihm zu gute halten konnte, weil ich wußte, daß sein Eifer, ohne bösen Willen, die Schranken durchbreche, was er eben so schnell selbst bereue. Wundern sollte es mich indessen nicht, wenn mir die hier bewiesene fast zu große Mäßigung von andrer Seite mißdeutet werden wollte.

So viel stellte sich als sicher heraus, daß im Küsnacher Komite die Mehrheit einen dem Seminar ungünstigen Beschluß faßte, und mehrere sehr heftige Aeußerungen gegen mich vorkamen. Und das war ganz natürlich: 7 Mitglieder gehörten zu jenen Brunnengenossen, die es nicht ertragen konnten, daß ich mein Brunnenrecht anspreche, und ein achtes war ein Altschulmeister. — Hieraus sieht man, wie die Oberleitung mit den Ortsverhältnissen bekannt war, und ihre Leute zu wählen wußte.

Da in der Nacht nach der Gemeindsversammlung wiederum Unfuge Statt fanden, z. B. Fenster im Gesangsaal eingeworfen wurden, und die Drohungen sich immer gräßlicher vernehmen ließen, so ordnete der Gemeinderath in Küsnach eine Sicherheitswache für das Seminar, die aus den ordnungsliebenden Bürgern zusammengesetzt war, und zu zwei und zwei wechselte. Ich selbst hatte im Innern des Hauses einige Vertheidigungsmaßregeln angeordnet, und eine Anzahl Seminaristen wachten in dem Lehrlokale. Das Seminargebäude, ein altes Kloster, war von drei Seiten ziemlich fest, auf der vierten ließ ich an den Fenstern Eisenstäbe anbringen. Unsere Ab-

rede war, von allfälligem Schimpfen, Fenstereinwerfen u. s. w. wenig Notiz zu nehmen; wenn aber ein Einbruch versucht würde, so würden wir mit Gewalt denselben abwehren.

Die wachhabenden Männer außer dem Hause waren vielfachen Neckereien ausgesetzt. Auf nachstehende vor dem Gemeindammann durch zwei ehrbare Bürger gemachte Anzeige glaubte ich endlich gerichtliche Klage führen zu müssen.

Erster Zeuge: Letzten Mittwoch Nachts war ich auf Anordnung der hiesigen Behörden auf der Wache beim Seminargebäude. Nicht lange währte es (es mag etwa ¼ vor 10 gewesen sein, so kam Heinrich Ernst, Bäcker von Goldach, Leonhard Elliker bei der Mühle und ein gewisser Egli (Heinrich ist sein Name, wie ich glaube) ab der Hochreuti über den Amtshof herauf; erstere zwei stellten sich sogleich an meine Seite, und Elliker bemerkte zuerst, ob ich auf der Wache sei; nachher aber wurde von Ernst gesagt, ob ich auch einem solchen Donnerwetter-Hagel-Kaibe gehe zu wachen, welcher Galgen und Rad und alle Donnerwetter auf dem Buckel trage; Elliker hat im Ganzen genommen mit eingestimmt. Ernst hat nachher ausgesprochen eine solche Wache zu ruiniren würde ihm nicht viel zu thun geben. Während diese Worte geflossen, kam N. N., der ebenfalls mit Wache hielt. Elliker hat schließlich noch gesagt, er ruhe nicht, bis alle Fremden aus der Gemeinde seien."

Zweiter Zeuge: „Letzten Mittwoch Nachts war ich auf der Wache. Ich kam etwas später, als mein Kamerad. Ich hörte, wie Heinrich Ernst bemerkte: es nehme ihn Wunder, daß man ein solches (auf das Seminargebäude zeigend) verwache, einen solchen Kaib, einen Siech, einen der Galgen und Rad auf dem Buckel habe. Leonhard Elliker habe gesagt, ein solcher sei ein Kaib, ein Schelm. Nach

her habe Ernst noch bemerkt, es gäbe ihnen, Ernst und Elliker, doch nicht viel zu thun, die Wache auf die Seite zu thun, und Elliker habe hinzu gefügt: Ja, er ruhe nicht, dennoch nicht, bis alle Fremden aus der Gemeinde seien."

Der Hauptlärm aber entstand in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar. Ich war Nachts 11 Uhr noch mit Arbeiten beschäftigt, als mir ein Extrabote ein amtliches Schreiben hinterbrachte, das die Nachricht enthielt, es würden am kommenden Morgen bewaffnete Haufen in die Stadt ziehn, und es wäre möglich, daß sie sich an dem Seminar vergriffen, oder doch den Schülern und Lehrern auf der Straße Unannehmlichkeiten zugefügt würden (Beilage IV). Augenblicklich sandte ich zu dem Gemeindammann, und gab ihm Kunde; einige der wachenden Seminaristen aber schickte ich zu den Lehrern und in die Kostorte der Seminaristen, mit der Anzeige, es möchten dieselben schon am frühesten Morgen in das Seminar kommen. Meiner Frau und meinen Kindern aber gab ich den Auftrag, sich mit den nöthigen Betten in aller Stille in ein entfernteres, freundlich gesinntes Haus zu flüchten. Ich blieb die Nacht auf, traf einige Maßregeln, und gegen Anbruch des Tages kamen die Lehrer und Zöglinge und auch einige Bürger von Küsnach. Der Schrecken vermehrte sich aber, als Dr. Haupt die Nachricht brachte, es hätte ihm Hr. Gimpert als sicher mitgetheilt, daß diesen Morgen ein Sturm auf das Seminar erfolge, und daß man dasselbe und das Haus des Regierungsrath Fierz verbrennen werde. Hr. Haupt drang theilnehmend in mich, ich möchte eine Abdankungsakte schreiben, und einige Gemeinderäthe mit derselben den nahenden Haufen entgegen senden; Hr. Denzler hingegen, und ihm stimmten auch einige Andere bei, wollte mich mit allen Ausdrücken der

Angst und der freundlichen Sorgfalt bewegen, das Seminar zu verlassen, und mich in seiner Wohnung zu verbergen; er hatte mich am Rock gefaßt, um mich wegzuführen; sie ließen die Kinderwärterinn mit meinem Söhnlein auf dem Arme mich beschwören, doch zu fliehen; aber mit festem Entschlusse befahl ich, das Kind in Sicherheit zu bringen, und erklärte: Hier auf dem Posten will ich bleiben und nicht weichen, es komme, was da wolle. Ich ging zu den Seminaristen, die sich mit einigen Waffen versehen hatten und kündigte diesen an: „Wer wünscht, das Seminar im Gedanken an seine Familie zu verlassen, der mag solches nur beförderlich thun.“ Als keiner gehen wollte, wies ich ihnen die Plätze an, mit der Mahnung, etwaigen Steinwürfen auszuweichen, keine Neckereien zu erwiedern, hingegen gewaltthätigen Einbruch abzuwehren.

Die Lehrer waren in ihre Wohnungen zurückgekehrt, mit Ausnahme Hr. Meyer's, der in dieser Zeit der Noth versprach, bei mir auszuharren. Von den Bürgern konnte ich keinen bewegen, im Seminar zu bleiben, sie zogen sich über die Brücke hinter den Bach zurück.

Es dauerte nicht lange, so kam Hr. Dr. Haupt mit der Nachricht, Pfarrer Zeller von Stäfä sei an der Post vorbei gefahren, und habe die zuversichtlichste Botschaft gebracht, daß kein Landsturm ergehe. Als sich diese Nachricht von anderer Seite bestätigte, entließ ich einen Theil der Zöglinge, und stellte für den Vormittag die Stunden ein.

Gegen 9 Uhr erneuerte sich der Lärm, und plötzlich sah ich im Seminarhofe etwa 20 Mann Landjäger mit aufgepflanzten Bajonetten. Bald darauf erschien der Gemeindammann auf meinem Zimmer, und bat mich um Gottes willen, ich möchte doch dazu beitragen, daß die Landjäger wieder

abzögen, es sei die Rede vom Sturmläuten u. dgl. Ich erwiederte, daß ich keine Nachricht in die Stadt gesandt, und die Landjäger nicht zu kommen veranlaßt habe. Herr Gemeindammann sagte, Herr Staatsrath Hegetschweiler sei hier, und äußere, wenn ich auf die Wache verzichte, so werde sie abziehen. Ich schrieb sogleich eine Erklärung, daß ich die Landjäger nicht gerufen habe, und auch nicht deren Dasein verlange. Hierauf zogen dieselben bald wieder ab; Herr Hegetschweiler würdigte den vielfach bedrängten Seminardirektor keines Besuches, und dieses sonderbare Benehmen trug wesentlich dazu bei, das Ansehen des Seminars noch mehr herabzusetzen.

Ueber die Vorgänge selbst diene Folgendes zur Erläuterung. Auf den 28. war das Zentralkomite nach Zürich berufen. Nun wurde den Tag vorher in den Seegegenden ausgesprengt, die Regierung wolle das Komite festnehmen lassen. Schnell organisirten sich in mehrern Gemeinden bewaffnete Freikorps, um die Mitglieder des Komite's zu begleiten, und bei dieser Organisation flossen die Drohungen, man wolle auf dem Durchzuge das Seminar überfallen und dasselbe, so wie das Haus des Regierungsrath Fierz, anzünden. Bald folgte zwar die Nachricht, daß die Regierung durchaus keine feindliche Absicht gegen das Komite hege; allein die Aufregungen und die Rüstungen waren schon so weit verbreitet, daß ein besonderes Sendschreiben des Antistes und viele abmahnende Emissäre nöthig waren, um den Zug zu hintertreiben; Nachts um zwölf war noch nicht Alles beruhigt. Diese Thatsache zeigt hinlänglich, daß allerdings die Gefahr eines Ueberfalls vorhanden war. Wie schon bemerkt, ich hatte keinen Bericht nach Zürich gegeben und keine Hülfe verlangt. Wer nun die Veranlassung zur

Absendung des Staatsrathes Hegetschweiler und der Landjäger gegeben, ist mir nicht bekannt. Vorzuwerfen habe ich mir über mein Benehmen bei dieser Sache Nichts, und es war eine der elendesten Verleumdungen, daß mir einige städtische Zeitungen Furcht und Feigheit vorwarfen. Die Bürklizeitung entstellte mein Betragen aufs schändlichste, gab aber in Nro. 9, Beilage deutlich zu verstehn, daß ich den Platz räumen sollte. Hätte ich das gethan, welcher Hohn und Spott wäre über mich ergangen. An Drohungen hat man es allerdings nicht fehlen lassen. Ich erhielt zwei Drohbriefe, der eine mit dem Poststempel Unterstraß, der andere Außersihl, die von Scheußlichkeiten strotzten, und in der Nacht vor dem Sonntag, da die Regierungsproklamation verlesen werden sollte, wurden Maueranschläge in Küsnach gemacht, welche aufforderten: „die Brut des Scherr zu vertilgen." Die Vorgänge in Küsnach wurden in der Ferne übertrieben, und in Winterthur mit allen Umständen meine Ermordung erzählt (Beil. V); eine wahrhaft christliche Zuschrift erhielt ich von Pf. Wafer in Kloten, die ich jetzt wol, ohne ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten, bekannt machen darf (Beil. VI).

Es ist allerdings wahr, daß auch in Küsnach mehrere verständige Männer die Ausbrüche roher Gewalt zu verhindern, und das Seminar zu schützen suchten, und unter diesen bemerkte ich namentlich Gemeindammann Frymann, Quartierhauptmann Abegg, Dr. Brunner, Bezirksrath Fierz, Gebrüder Gimpert, Fenner, Sieber, Bindschädler u. n. A.; aber die überaus große Mehrheit ließ Vieles und selbst Arges befürchten. Die Anarchie hatte alle Polizei- und Verwaltungszweige so durchfressen, daß die Achtung vor amtlichen Personen und Verfügungen gänzlich verschwunden schien. Ich war in Mitte dieser gährenden

Elemente wie verschlungen; 14 Tage kam ich nicht in die Stadt, von Behörden und Freunden erhielt ich auch nicht einen einzigen Besuch oder Brief während dieser Zeit; ich gestehe, daß mich ein unaussprechlicher Ekel über diesen Zustand erfüllt hatte, und daß ich sogar einigemal den Wunsch rege werden ließ: wenn doch die Gewalt und das Ansehen der Regierung gänzlich aufgehoben sei, so wäre es besser, das Zentralkomite übernähme die oberste Gewalt, um doch wieder eine Garantie für Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu gewähren. Manchmal dachte ich Abends, morgen wird wol die Nachricht anlangen, Hürlimann, Rahn-Escher, Bluntschli, Muralt ꝛc. haben das Staatsruder ergriffen; wozu im Zeitpunkt der größten Anarchie eine einfache Proklamation ausreichend gewesen wäre. Und das Alles hieß man ein Wandeln auf gesetzlichem Wege!!

Das Zentralkomite hatte mich persönlich angegriffen. In seinem Sendschreiben an das Volk warf es mir in den zuerst versendeten Exemplaren Anmaßung, Unglauben und Streitsucht vor; in spätern Exemplaren wurden zwar die Vorwürfe gemildert, es wurden mir sogar „theilweise Verdienste" zugestanden, allein eine Stelle — war nun dieselbe aus Ungeschicklichkeit oder Perfidie so gestellt — konnte dem Volke die Ansicht beibringen, als ob es sich bei mir um „wirkliche Vergehen" handle. So war ich der in einer gedruckten Schrift vor allem Volke Angegriffene, Beschimpfte und Verdächtigte, und richtete nun zur Rechtfertigung ein gedrucktes Sendschreiben an das Zentralkomite. Ich konnte meinen gerechten Unwillen einigermaßen überwältigen, und glaube ohne Besorgniß jedem Urtheilsfähigen diese Schrift vorweisen zu dürfen; *)

*) Ein freies und belehrendes Sendschreiben ꝛc. Orell, Füßli und Comp.

es lag eine solche Masse von Irrthum und absichtlicher Unwahrheit in dem Sendschreiben des Komite's, daß es mir leicht wurde, zu zeigen, wie durch und durch faul und falsch diese Bestrebungen seien. Ich will hier nur einige Hauptpunkte herausheben. — Das Zentralkomite schrieb dem Volke, man müsse erstreben:

1) daß die Schule nicht ohne Religion sei;
2) daß die Schule nicht von der Kirche getrennt bleibe;
3) daß auch für den Religionsunterricht in der Primarschule die Zeit festgesetzt werde;
4) daß die hl. X Gebote, das Unser Vater und das christliche Glaubensbekenntniß wieder in den Schulunterricht aufgenommen werden;
5) daß der Kirchenrath seine Stimme über religiöse Lehrmittel abgebe;
6) daß im Seminar mehr Zeit auf den Religionsunterricht verwendet werde.

Hierauf antwortete ich unter steter Hinweisung auf gedruckte Gesetze, Verordnungen, Lehrmittel und Lehrpläne:

1) daß als obligatorische religiöse Lehrmittel in jeder Schule vorhanden seien: a) sittlich religiöse Erzählungen im ersten Lesebuch, b) biblisches Spruchbuch, c) biblische Geschichte, d) religiöses Liederbuch, e) Kirchenlieder, f) das Neue Testament; ferner, daß für jede Primarschule wöchentlich 6 Religionsstunden anberaumt seien (5 Alltags-, 1 Repetirschule); ferner, daß zur bessern Behandlung des Stoffes die Lehrer besondere gedruckte Anleitungen und praktische Uebung erhalten;
2) daß der Pfarrer privilegirter erster Schulvorsteher sei, daß derselbe den Religionsunterricht der Repetirschule zu besorgen habe, daß der Schulunterricht auf den kirchlichen

Unterricht vorbereite und den Kirchengesang ausdrücklich zu fördern habe;

3) daß eben, wie schon gesagt, dem religiösen Unterricht 6 Stunden förmlich ausgesetzt seien;

4) daß die hl. X Gebote in der biblischen Geschichte, das Unser Vater im Spruchbuche stehe, hingegen das Glaubensbekenntniß für den kirchlichen Katechismus bestimmt sei;

5) daß eine Kommission des Kirchenrathes die religiösen Lehrmittel geprüft, und größtentheils selbst verfaßt habe;

6) daß nach dem Lehrplan im Seminar wöchentlich immerfort 12 Stunden Religionsunterricht ertheilt worden seien, und zwar zunächst von züricher Geistlichen.

Die Leser werden erstaunen; aber so wurde die Sache getrieben. Handgreifliche Unwahrheiten warf man unter dem Scheine der edelsten Tendenzen mit frommer Miene vor das erbitterte Volk. — Was die persönlichen Kränkungen waren, die mir von dieser Seite zugefügt wurden, so konnte ich sie um so leichter zurückweisen, da über Angriffe gleicher Art kaum einige Monate vorher ein städtischer Wortführer auf meine Klage hin vor Obergericht „der Verletzung der Amtsehre durch Verleumdung" schuldig erklärt und schwer gestraft worden war.

Mein Sendschreiben muß wirklich das Zentralkomite hart getroffen haben; es berieth sich darüber, wie man den empfindlichen Schlag abwehren wolle, und Einer erhielt den Auftrag, dieß zu versuchen. Es erschien nun eine Druckschrift gegen mich, unterzeichnet „Der Zweiundzwanzigste", und man sagte, Pfarrer Schinz in Oberwinterthur sei derselbe.

Dieses gedruckte Schreiben des 22sten zeugte aber einerseits von solcher Armut des Geistes und solcher Unlauterkeit des Herzens, daß ich in einem fast zu bittern Tone die häßlichen Anschuldigungen zurückwies. Der Republikaner Nr. 25 ent-

hielt eine ausführliche Kritik der hämischen Schmähschrift des 22sten, und wir wollen hier einen gemilderten Auszug dieser Kritik einschalten, wodurch der Leser einigermaßen ein Bild der damaligen Kämpfe erhält.

„Bekanntlich trat der Seminardirektor den Leuten fest unter die Augen, und forderte sie bei ihrer Ehre öffentlich auf, doch nun zu sagen, welche Vergehen ihm vorzuwerfen seien. Aus der Antwort des 22sten der XXII *) können wir nun sehen: „Scherr habe bei der schweizerisch-gemeinnützigen Gesellschaft eine zotenhafte Parodie auf ein Gelegenheitsgedicht gemacht." Wir erinnern uns der Sache. Scherr saß beim Mahle in heiterm Kreise (Regierungsrath Rüegg, Ott-Usteri, Erziehungsrath Eßlinger, Oberrichter Orell u. A.): da brachte man ein zierliches gedrucktes Blatt, und darauf ein geistloses Lied von einem jungen Geistlichen. Der Gesellschaft wurde die Zumuthung gemacht, dieses Ding mit Begeisterung zu singen. Während die Musik die Melodie spielte, setzte augenblicklich Scherr mit Bleistift an den Rand eine Parodie, die von dem Kreise mit großer Freude gesungen wurde, da hier wirklich Witz sich offenbarte, von Zoten war keine Spur. Aber diesen Witz hatte der geistliche Herr in zwei Jahren nicht vergessen, und nun muß das Glaubenskomite denselben strafen.

Der 22ste sagt S. 1, daß der Religionsunterricht in der neuen Volksschule nicht mehr so gut ertheilt werden könne, da der Pfarrer die Kinder nicht mehr aus verschiedenen Schulen zusammenziehen darf, sondern „der Unterricht in den verschiedenen einzelnen Schulen ertheilt werden muß."

Jene Angabe ist eine pure Lüge; **) denn es heißt im

*) Das Zentralkomite besteht aus XXII.

**) Daß hier geradezu von Lügen die Rede ist, rechtfertigt

Gesetze vom 15. Januar 1834 §. 8, daß zwei Schulen zum Religionsunterrichte zusammengezogen werden können, ja sogar „durch die Gemeindsschulpflege eine andere Anordnung erzielt werden möge."

Eine zweite Lüge liegt in der Behauptung (S. 2), daß der Erziehungsrath das religiöse Spruch- und Liederbüchlein bloß zur Gedächtnißübung bestimmt habe; denn es fordert die vom Erziehungsrathe genehmigte Erklärung des Lehrplanes S. 221 Folgendes: „Bei den religiösen Beispielen soll der Lehrer vorzüglich Andacht und Ehrfurcht in den Herzen der Schüler erwecken, und sich darum in Fragen und Erklärungen, so wie in seinem Betragen nach diesem Zwecke richten. Die Sprüche müssen von den Schülern auswendig gelernt werden, aber erst dann, wenn der Inhalt ihnen erklärt worden ist, und wenn sie dieselben deutlich, natürlich und mit gehöriger Andacht vorzutragen angeleitet sind."

Die Art dieser Lüge ist so grell, daß man meinen sollte, es wäre an einer dieser Sorte genug, aber es folgt die dritte Lüge, indem S. 3 behauptet wird, auch das Schulgesangbuch werde durch die Lekzionspläne nur zur Gedächtnißübung und zum deklamatorischen Vorsprechen und Vorlesen bestimmt. — Und doch heißt es S. 222 der Erklärung: „Ehe ein Liedervers auswendig gelernt wird, soll der Inhalt dem Schüler richtig erklärt worden sein", und S. 228 ist sogar katechetische Behandlung von Sprüchen und Liederversen gefordert. — Auch hiemit ist noch nicht genug, eine vierte Lüge folgt. Der 22ste behauptet S. 3, daß es die mehrerwähnten (vom Erziehungsrathe vorgeschriebenen) Lekzionspläne den Lehrern freistellen,

---

sich durch die Stellung des 22., der als Schulvorsteher mit den Gesetzen und Verordnungen bekannt sein mußte.

die religiösen Lehrmittel oder aber Realistisches zu gebrauchen. — Nun bitten wir das Publikum, doch zu beherzigen, daß hier in drei Lügen von Lekzionsplänen, die als eine bindende Vorschrift vom Erziehungsrathe gegeben seien, die Rede ist, und man erstaune über die Unwissenheit oder Lügenhaftigkeit dieser Menschen! Der §. 21 des Schulgesetzes verordnet ausdrücklich, daß die Gemeindsschulpflege in Zuzug des Lehrers den Lekzionsplan entwerfe, und die Bezirksschulpflege denselben genehmige. Der Erziehungsrath hat zwar Lekzionspläne mitgetheilt, aber daß er diese nicht als eine bindende Vorschrift anerkennen wolle, das sagt er ganz ausdrücklich in §. 6 einer dießfälligen Verordnung. Ob dem 22. bei solchen schlechten Geschäften das Gewissen aufgewacht, wissen wir nicht; aber er verdreht dabei gewaltig die Augen, und wünscht in frommen Ergüssen, es möchte doch täglich eine halbe Stunde dem Religionsunterrichte gewidmet werden. Und bestimmte doch der Erziehungsrath für die Alltagsschule wöchentlich 5 Stunden (S. 169 der Gesetzessammlung), also täglich eine ganze Stunde für den Religionsunterricht.

Der 22ste scheint eigentlich in Lügen baden zu wollen. So sagt er S. 6: der Seminardirektor stelle alle Anträge, alle Berichte und Gutachten im Erziehungsrathe. Was sagen wohl die Herren Rüegg, Bleuler, Weiß u. A., daß sie vom Glaubenskomite bloß als Wachsfiguren behandelt werden?

Der Republikaner hat schon einmal ausgesprochen, daß der herrschende Fanatismus nicht einmal ein ehrlicher sei. Zu dieser Behauptung gibt die vorliegende Schrift einen schönen Beleg. — Scherr beklagte sich darüber, daß das Sendschreiben der XXII die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Vergehens von seiner Seite unter das Volk geworfen habe. Darüber ruft ihm nun der 22ste zu: Schämen Sie sich!! Wir

machen auf die Stelle des Sendschreibens aufmerksam, sie lautet: Gesetze und Verfassung sichern dem Seminardirektor denjenigen Schutz, den jeder Bürger in Anspruch nehmen kann, daß er nämlich, wenn er selbst wirkliche Vergehen sich sollte haben zu Schulden kommen lassen, deßwegen nicht rechtlos dastehe. — Nun sagt der 22ste, es sei hier gar nicht auf den Direktor bezogen, wenn von Vergehen die Rede sei. Ganz sicher ja haben die Kirchgemeinden das Vergehen auf den genannten Seminardirektor bezogen; denn man muß wissen, wie solche Leute die Worte nehmen. Ob die XXIIer diese Wortstellung aus Ungeschicklichkeit oder Bosheit so gesetzt, wollen wir nicht entscheiden; daß aber der Direktor mit Recht sich über diese schändliche Phrase beklagt, das muß Jedem klar werden, und statt der schuldigen Genugthuung antworteten ihm die XXII mit einer Beschimpfung.

Die schreiendste Bosheit aber liegt in folgendem Satze des 22sten Seite 8: „Wissen wir kaum, ob und was für einen Gott Sie haben." — Was sollen wohl die Leser des Bürkli hieraus lernen? Nichts Anderes, als: „der Scherr glaubt an keinen Gott." Indem wir dieß bezeichnen, hoffen wir einen Abscheu dagegen zu verbreiten, sonst würde uns in der That die Sache zu gemein vorkommen.

Es ist traurig, wenn ein Geistlicher behaupten mag, man könne in 3 Jahren das heilige Unser Vater nicht auswendig lernen, man brauche dazu 6 Jahre. Ferner das Glaubensbekenntniß, das man im 16ten Jahre ablegen sollte, müsse 10 Jahre lang ins Gedächtniß geprägt werden, „damit der Same aufgehen könne" (S. 4). Solche Sachen erinnern wirklich an die finstersten Zeiten des Pfaffenthums, und wir begreifen, daß sich die Kapuziner in Rapperswyl so ungemein

über die Thätigkeit und Unthätigkeit mancher reformirten Pfarrer freuen u. s. f."

In solchem Tone und mit solchen schlagenden Gründen wurden die Angaben des Zentralkomite's gewürdigt und berichtigt. Der 22. hat zwar noch ein Sendschreiben an *mich* gerichtet; mir wurde jedoch dasselbe nicht übergeben, sondern wahrscheinlich im Stillen bloß an die Gläubigen vertheilt. Ein guter Freund bekam eines der Exemplare in die Hände, und schickte es mir zu. Der Inhalt ist ganz erbärmlich, und aller Witz und alle Wahrheit besteht darin, daß ich per „Er" angeredet werde. Einige vergebliche Windungen und Krümmungen, um die Last der Lügen abzuschütteln, beweisen ganz klar, wie hart der 22. durch die Macht der Thatsachen gezüchtigt worden war.

Eine andre gedruckte Schmähschrift fand einer meiner Zöglinge auf einem öffentlichen Platze in Zürich an einem Baume angenagelt; obenher war mit Bleistift geschrieben: „Möglich schnell zu publiziren" (unterzeichnet „Sp. oder Sch.") Der Titel lautet: „Der Seminardirektor Scherr und seine Zöglinge gegenüber der christlich-evangelischen Kirche." Der Inhalt ist ungemein fade. „Herr Scherr ist schlau wie ein Fuchs" und ferner „Herr Scherr ist in allen Fällen ein schlauer Taktiker" — das sind die Hauptargumente dieser Schrift. Ich verwies den Verfasser gelegentlich auf Lenau, der einem Unberufenen sagt:

Kommt der Bursch in seinem Streitwahn,
Unter tausend Stümperängsten,
Tief zu Esel auf die Reitbahn,
Dröhnend von Araberhengsten.

Laß als Müller du dein Fohlen
Immerhin zur Mühle gehn,
Und als Schuster flick' die Sohlen
Schlechtbeschlagnen Renommeen.

Während dieser Zeit voll Unruhe, Verdruß und Kampf war ich bloß zweimal in die Stadt gekommen; einmal, um der Sitzung des Erziehungsrathes beizuwohnen, ein andermal zur Direktorialkonferenz der Lehrer. Unmittelbar vor jener Sitzung ging ich auf das Kaffehaus zum Rothen Thurm, und wurde in den obern Saal gerufen, wo eben die Häupter der Republikaner in Berathung saßen. Hier offenbarte sich diese Partei in ihrer ganzen Rathlosigkeit und Auflösung. Die Entschlossenen forderten, daß der Regierungsrath Truppen einberufe, und wenn diese nicht Folge leisten, sogleich eidgenössische Hülfe verlange. Ich stimmte dieser Ansicht unumwunden bei, und konnte mich einiger bittrer Bemerkungen über die Schwäche der Regierung nicht enthalten. Etwas heftig rief mir ein Mitglied des Regierungsrathes zu: „Um Ihretwillen brächten wir nicht Einen blauen Mann (Soldaten) auf die Beine.“ „Nun,“ erwiederte ich, „so will ich Ihnen versichern, daß ich um der Regierung willen noch einige hundert Schullehrer auf die Beine brächte.“ Ich glaube wirklich nicht zu viel versprochen zu haben, denn sehr viele Lehrer hatten sich meinem Rufe bereitwillig erklärt. Als ich die Worte und Mienen dieser Versammlung wahrgenommen, konnte mir über den Ausgang der Sache kein Zweifel mehr übrig bleiben, um so weniger, da ich selbst unter dieser Elite der Republikaner einige Menschen erblickte, denen ich nicht über die Thürschwelle hinaus getraut hätte. Eine ernste wirksame Maßregel war da nicht zu erwarten, wo man das Amt höher als die Würde schätzte, und das Rettungsmittel einzig im Nachgeben und in günstigen Zufällen suchte. Auf Anordnung des Staatsanwaldes begleitete mich ein Landjäger in Zivilkleidern nach Hause. Gerade als wir am Seminar anlangten, traten die Herren Gimpert und Fierz hinzu, und sagten mir, daß so eben

wieder Steinwürfe gegen die Fenster und das Dach geschehen seien. Es war der Abend nach der zweiten Kirchgemeinde, und die Pöbelwuth fortwährend im Steigen. In diesen Tagen kam auch Herr Statthalter Gujer wieder nach Küsnach, würdigte aber dießmal den Seminardirektor keines Besuches.

Die Direktorialkonferenz mit den Lehrern fand am 18. März, an dem Tage der wichtigsten Großrathssitzung, Statt. Nachmittags, als dieselbe geendigt war, sah ich mich etwas genauer in der Stadt um. Vor dem Rathhause waren starke Volkshaufen, aber alles Leute aus der untersten Klasse, denen man recht deutlich ansah, daß sie eben so unfähig zu einer vernünftigen Ueberlegung, als zu einer kräftigen That waren. Ich ging mehrmals zwischen den Haufen hindurch. Einige deuteten auf mich, aber beleidigt wurde ich nicht. Auch das Zentralkomite zog durch die Straßen, seine beaufsichtigende Sitzung hielt es auf der Schmidtstube, hatte jedoch zeitig Botschaft erhalten, daß seine Forderungen unzweifelhaft erfüllt würden, und somit eine weitere Demonstration überflüssig wäre. Ich wollte den Ausgang der Sache abwarten, und harrete Nachts auf dem Rothenthurme. Gegen 11 Uhr endlich traten noch mehrere Großrathsmitglieder in den Gesellschaftssaal. Hirzel war ungemein aufgeregt; er gab ein Zeichen zur Stille, erhob sich, und rief mit bewegtem Gemüthe: „Freunde, wir haben eine Niederlage erlitten; geben wir aber Muth und Hoffnung nicht auf! Es kann nicht anders kommen, auch das züricherische Volk muß der Stimme des Rechts und der Vernunft einmal wieder Gehör schenken, und ich glaube jetzt noch, die Zeit werde nicht ferne sein, da wir den heute Verbannten mit Freude unsere Hochschule betreten sehen." Nach Hirzel sprach Staatsanwald Ulrich einige Worte, die eine ziemliche Bitterkeit gegen den ersten Sprecher durchblicken lie-

ßen; auch von andrer Seite vernahm man harte Worte. Es schien nämlich die Ansicht zu walten, daß die Sache besser gegangen wäre, wenn Hirzel in Uebereinstimmung der heftigern Republikaner die Frageſtellung im Großen Rathe in der Art unterstützt hätte, daß die Frage über Dr. Strauß Entlassung zugleich die Frage über die Aufhebung der Hochschule mit inbegriffen hätte, wodurch, wie jene behaupteten, die Städtischen zum Rückzug gezwungen worden wären.

Da ich wegen der auf den nächsten Morgen angesagten Sitzung des Erziehungsrathes in der Stadt bleiben mußte, so hielt ich mich bis ziemlich spät in der Gesellschaft. Ich saß mit einem engern Kreiſe im Nebenzimmer und Hirzel unter uns. Ed. Geßner behauptete: Die nächste Forderung heißt: Scherr weg! Da wurde Hirzel heftig: „Nein," schrie er, „Scherr muß nicht weg! machen Sie nicht durch solche Reden den Männern, die heute mit blutendem Herzen zur Mehrheit stimmten, die Sache noch schwerer." Snell schüttelte den Kopf, und sagte trocken: „Ich halte die Sache für höchst gefährlich, zum Theil für verloren." — Ich aber dachte: Nicht nur „Scherr weg", sondern auch „Hirzel weg" — wird es in Kurzem heißen, und ich konnte mich nicht von dem Gedanken trennen, daß in dem gefaßten Beschlusse der Keim zum Untergang der bestehenden politischen Ordnung enthalten sei. *)

V.

Vaterschmerz und Lehrerfreude.

Was mich in diesen trüben Stunden erheiterte, und mir den Stoff zu glücklichen Bildern in der Zukunft gewährte,

*) Vielleicht erinnert sich Herr Schneider von Räterschen noch meiner Prophezeiung.

das war der Hinblick auf meinen kleinen Adolf, der schon in den ersten Perioden der Entwickelung hoffnungsreiche Blüthen durchschimmern ließ. Um wenigstens einige Zeit, ferne vom Getümmel des Kampfes, die Entfaltung der zarten Blume frei und freudig betrachten und genießen zu können, sehnte ich mich weg vom Kanton Zürich, und da meine Gesundheit sehr gelitten hatte, namentlich aber eine zunehmende und sehr spürbare Schwäche in den Gehörorganen mir Ruhe und Stärkung und einen Versuch zur Heilung höchst wünschbar machten; so hielt ich um einen dreimonatlichen Urlaub an, der mir für die Monate Juni, Juli und August gewährt wurde. In den Osterfeiertagen reiste ich nach Konstanz, und miethete da ein Landgut, die untere Hochstraße genannt. Die öffentlichen Jahresprüfungen am Seminar wurden in der letzten Woche April's abgehalten; beide Prüfungstage hindurch waren die Säle zahlreich von Schulfreunden besucht; vergeblich aber war die Einladung an die Gegner der Anstalt, sie konnten ihr Gewissen bei bloßen „Gerüchten" beruhigen, wenn dieselben nur recht ungünstig lauteten. Die öffentlichen Zeugnisse über die Leistungen der Anstalt, und zwar von Männern, denen Niemand die Neigung zur Schmeichelei vorwerfen kann, waren sehr günstig; ebenso wurden die Kommissarien über die Ergebnisse der folgenden Spezialprüfungen für Aufnahme in den Schulstand in hohem Grade befriedigt: was beiderseits den Beweis lieferte, daß das Seminar auch bei mancherlei Störungen seine Aufgabe dennoch zu lösen wußte. Ich beförderte die Anstalten zur Abreise, und schon auf Samstag den 11. Mai waren die Wagen bestellt, um meine ganze Familie nach der Hochstraße zu bringen. Aber am Mittwoch vorher trat Morgens meine Frau vor mein Bett und klagte, Adolf habe eine sehr unruhige Nacht gehabt. Erschrocken

eilte ich zu seinem Lager, und wie ein tödtlicher Stich fuhr mir's durch das Herz, als ich sein Antlitz betrachtet: Ach, das waren die Spuren jener fürchterlichen Krankheit, die mir schon zwei holde Söhne geraubt. Vergeblich war des Arztes Tröstung, es sei ein vorübergehendes Fieber: die Unruhe und das Leiden des Kindes wuchsen, die Reise mußte abgestellt werden. Schon am Freitag rechtfertigten sich meine Besorgnisse, eine Hirnentzündung hatte sich des armen Kindes bemächtigt; die ärztlichen Mittel wollten nicht wirken; am Samstag Abends lag er todesschwach und todesbleich vor meinen Blicken; doch jetzt schien eine heilsame Krisis einzutreten: ein milder Schweiß drang hervor, die gichterischen Zuckungen ließen nach, und ein natürlicher Schlaf kam auf ihn nieder. O welch ein Sonntag, als Adolf mich wieder ruhig und liebevoll ansah, als die Aerzte mir sichere Heilung versprachen. Ja das war ein Auferstehungstag meines kranken Herzens.

Die Genesung schien glücklich fortzuschreiten; doch bemerkte nach etlichen Tagen der Arzt, daß zur gänzlichen Herstellung wol etliche Wochen erforderlich wären, und vor Allem Stille und Ruhe die wesentlichsten Bedingungen seien. Diese Bemerkungen und die bestimmte Aeußerung, daß keine Gefahr vorhanden sei, brachten uns zu dem Entschlusse, das kranke Kind unter der Obhut einer treuen Wärterinn zu lassen, und am Samstag vor Pfingsten abzureisen, was der Arzt besonders auch darum billigte, weil so erst die wünschbare Ruhe und Stille im Hause eintrete. Doch am Morgen der Abreise kam der Geist der Schwermuth über mich. Ich trat zu Adolf, ihm den Abschiedskuß zu geben, aber ich mußte zurücktreten, denn ein Strom von Thränen bedeckte mein Gesicht. — Wieder kam ich hinzu, und unwillkürlich drang der Schmerzensruf aus meiner Brust: Ach! ich kann nicht fort, ich kann nicht fort

von Adolf! Mutter und Töchterlein führten mich weg und zum Reisewagen, stumm und traurig fuhren wir weg; trüb und regnerisch war der Himmel, kalt und feucht die Erde; Nachts um 11 Uhr langten wir an der untern Hochstraße an.

Wenn ich an den folgenden schönen Frühlingstagen durch die herrlichen Anlagen des Landgutes wandelte, und mir Blumen und Blüthen entgegen lachten; da sagte ich zu mir selbst: „Ei, wie wird sich Adolf freuen, wenn du ihn da herum führst", und kaum war mir der süße Wunsch entschlüpft, als schon gespenstig aus dem Hintergrunde meiner Seele der traurige Gedanke emporstieg: „er wird nicht hieher kommen." Nachrichten gingen und kamen; aber nach 10 Tagen konnte ich's nicht mehr aushalten, die Sorge hätte mir das Herz gebrochen, und so eilte ich hinunter nach Küsnach. Schnell ging die Fahrt, aber doch meiner Sehnsucht viel zu langsam. Von Zürich eilte ich zu Fuße fort, aber kaum ein Reiter hätte mich eingeholt; bebend und todtenblaß trat ich in das Haus: des Knaben Blick erkannte mich, aber er war sehr schwach und leidend. Tags darauf öffnete sich ein Geschwür im innern Ohre, und dieß hielt der Arzt für ein so günstiges Zeichen, daß er mir sagte: „Reisen Sie nur zu ihrer Familie zurück, in 10 Tagen will ich Ihnen den Kleinen selbst bringen." Getröstet folgte ich seinem Rathe —. Doch wenige Tage, und schon nahte ein Unglücksbote. Nochmals eilte ich hin, und den andern Abend starb Adolf in meinen Armen. So hatten sich meine schrecklichen Ahnungen erfüllt. Der Schmerz überwältigte mich, und ohne den Trost und Beistand edler Freunde wäre ich, ein Verzweifelnder, unfähig gewesen, mich wieder aufzurichten. Ich kehrte nach der Hochstraße zurück, und konnte der jammernden Mutter Nichts geben, als meine Thränen, eine

Haarlocke und ein Bildniß des Sohnes, von dessen Sterbebett sie das Schicksal getrennt.

Wie waren die Winke des Schicksals gemeint? Als ich 1836 eben daran war, das Seminar zu verlassen, da trat der Tod meines ersten Sohnes dazwischen; als ich 1837 in gleichem Vorsatz zwischen Nachgeben und Beharren schwankte, da starb mein zweiter Sohn, und wie ich 1839 verreisen wollte, da schien es, als ob die Krankheit meines dritten Sohnes mich zurückhalten müßte. Wer deutet mir dieses sonderbare dreimalige Zusammentreffen gleichen Schicksals? Die schönen Bilder, mit welchen im Voraus die Phantasie meinen Aufenthalt auf dem herrlichen Landgute ausgeschmückt, hatte der Tod zerstört; aber es war doch gut, daß ich von Küsnach entfernt war. Auf dem einsamen Sitze konnte ich meinem Schmerze so in rechter Fülle nachhängen; ich konnte ungestört in einer Laube an einem Sommerabende mich in Thränen laben; ich konnte meinen vollen Schmerz ausgießen über die lieblichen Fluren auf einem stillen Spaziergange. Wer einmal so recht traurig gewesen, der weiß, welche düstere Lust in dieser Hingabe an den innigsten Schmerz zu finden ist. Möge Keiner darin durch die gewöhnlichen Trostversuche gestört werden!

Ich theilte meinen Schmerz theilnehmenden Freunden in einem Gedichte mit, und setze dasselbe hier bei, mit der Bemerkung, daß selbst aus diesen Versen den Leuten bewiesen wurde, wie unchristlich meine Gesinnung sei.

Der Vater.

I.

Am wärmsten hat mein Herz bei diesem Wunsch geschlagen:
Auch einmal einen Sohn im Vaterarm zu tragen.

Der Wunsch war mir gewährt: Ein Knabe engelmild,
Auf seinem Aug' erglänzt des frohen Vaters Bild.

Und als er kaum begann mit Namen mich zu grüßen,
Ließ mich der kalte Tod die Vaterfreude büßen.

Die tiefe Wunde war allmälig zugeheilt,
Da ward ein zweiter Sohn vom Glück mir zugetheilt.

Die Monden zählte ich, die Tage und die Stunden,
Wie alt der erste war, als ihn der Tod gefunden.

Du herber Knochenmann, hast auch mit mir gezählt;
Hast auf denselben Tag das Opfer dir gewählt.

Wie quälst den zweiten du in langem, bangem Schmerz,
Und senktest grinsend ihm den Dolch ins junge Herz.

Hast du noch nicht genug, willst noch einmal mich äffen?
Wird wiederum dein Pfeil den dritten Sohn mir treffen.

Doch Nein! Er überlebt gesund die dunkle Zeit
Und blüht gar herrlich auf in Kraft und Munterkeit.

II.

Wie sich nun durch das Land die Frühlingsdüfte gießen,
Wollt' ich auf stiller Au das Leben rein genießen.

Nun schicken wir uns All' zur frohen Hinfahrt an,
Die Wagen kommen schon, bald ist erreicht die Bahn.

Da meß' ich prüfend noch, wie lang des Sohnes Leben:
Ihm ward allein so viel, als jenen zwei gegeben.

Und wie ich dieß bedacht, nimmt mich der Schrecken ein;
Ich schleiche rasch und bang ins enge Kämmerlein.

Der Kleine schläft wol still, doch blaß sind seine Wangen,
Und auf den Lippen, ach! ist alles Roth vergangen.

Er zuckt in Fieberangst, die Augen brechen auf;
Verworren ist sein Blick, es tobt der Adern Lauf.

Schon bist du wieder nah, du Mörder meiner Söhne,
Es künden deine Hand des Knaben Jammertöne.

Du gabest dießmal ihm nur eine Doppelfrist,
Damit mich doppelt trifft die grause Todesliſt.

Die Hoffnung ist versiegt, das Leben ziehet aus;
Ich weine meinen Schmerz in dunkle Nacht hinaus.

Dort stehn der Gräber zwei, sie bergen meine Knaben,
Dort werden sie nun bald den dritten mir begraben.

Dort wo des Vaters Blick die theuern Reste sucht,
Hat ihm der Pöbel erst in wildem Sturm geflucht.

Und werden sie dort nicht der Söhne Ruhe stören,
Wenn sie in Glaubenswuth sich über mich empören?

Wie wird mir angst und weh, zu meiden diesen Ort,
Gern nähm' ich, wär's erlaubt, die Särge mit mir fort.

O laßt die Kleinen ruhn im Frieden dort beisammen;
Weicht von den Gräbern, wollt den Vater ihr verdammen.

III.

Ich will betrachten nun des armen Kindes Schmerz;
Vielleicht bricht mir darob das eigne kranke Herz.

Vor seinem Bettlein sitz' in stummem Harm ich nieder,
Und kehre meinen Blick zum blassen Antlitz wieder.

Er athmet hart und kurz, die Stirne glühend heiß,
Bald aber dringt hervor der kalte Todesschweiß.

Kommt, Weib und Kinder her! schaut, jetzt wird er verscheiden;
Der Todesengel naht, die Seele zu entkleiden.

Seid still — Er athmet noch? Mir ist's, er athmet leicht.
Wird ihm noch einmal wohl, eh' er von hinnen weicht?

Die Pulse pochen schwach; er senkt die Wimpern nieder.
Gelinder Schweiß bedeckt ihm Haupt und Brust und Glieder.

So schlummert er noch lang — Nun auf das Auge bricht.
Ach Gott! und auf mich strahlt ein frisches Lebenslicht.

Ein guter Engel ist zu seinem Bett gekommen,
Und hat von seiner Stirn die Fieberglut genommen.

Er reckt die Aeuglein aus, er faßt die Vaterhand;
O Wonne, wie noch nie im Leben ich empfand!

IV.

O trübt euch nimmermehr, ihr Blicke, mein Entzücken!
Ihr sanften Lippen blüht, mein Leben zu beglücken!

Des milden Arztes Wort verkündet uns ja Heil.
„Bald wird, so spricht er froh, Gesundheit ihm zu Theil.

„So lasset nunmehr ab von Aengsten und von Trauern,
„Und eilet heiter fort aus diesen düstern Mauern.

„Bewacht im stillen Raum, gepflegt von treuster Hand,
„Folgt euch in kurzer Frist der Liebe süßes Pfand.“

Da rüsten wir zum Zug; doch als es ging ans Scheiden,
Wollt' mir der herbe Schmerz die Seele fast zerschneiden.

Am Bettlein stand ich still, und rief das Jammerwort:
Adolf, mein liebstes Kind, ich kann von dir nicht fort!

Sie nennen furchtsam mich, zu hemmen meine Sorgen;
Und so sind wir vereist am trübsten Frühlingsmorgen.

Doch wenig Tage nur, trieb's mich von Sehnsucht schwer
Zum alten Sorgenziel, zum kranken Knaben her.

Es spricht der gute Arzt: „Erwünscht sind alle Zeichen,
„In wenig Tagen mag die Kraft zur Wandrung reichen.“

Ich eil' getröstet weg, und bringe, wie er spricht,
Den fernen Lieben auch den tröstlichen Bericht.

V.

Wer schreckt so rasch uns auf, eh' kaum der Morgen tagt?
Ein Unglücksbote ist's, wie mir die Ahnung sagt.

O könnt' ich Meilen jetzt im Augenblick durchfliegen:
In Todesnöthen mag der Mutter Liebling liegen.

Vorüber Thal und Höh, schon sind wir wieder nah;
Ein Mädchen auf der Flur ich Blumen sammeln sah.

Die sind zum Todtenkranz, klagt ich in meinem Harme;
Doch schloß ich lebend noch den Sohn in meine Arme.

Er blickt mich leidend an, er wimmert seine Noth!
Im bleichen Antlitz ruht der nahe kalte Tod.

„Kann dich, mein liebes Kind, kann nimmer dich erretten;
„Muß dich dort drüben nun zu deinen Brüdern betten."

O wie erleichtert mir sein Schlummer noch die Nacht,
Die ich mit tiefem Weh an seinem Haupt durchwacht.

Doch wie die Sonne sich nun wiederum will neigen,
Sah ich die enge Brust im Todeskampfe steigen.

Noch einmal blickt auf mich mein theurer Herzenssohn:
Der Leib ruht mir im Arm, die Seele ist entflohn.

VI.

Nun will ich niemals je mir aus den Sinnen schlagen,
Was bange Ahnungen mir stets erneuert sagen.

Wenn ich den lieben Sohn an meine Brust gedrückt,
Wenn mich sein Aug und Mund mit Himmelsluft beglückt:

Dann klang der Trauerton mir schreckvoll durch die Seele,
Daß mit der Hoffnung sich der herbste Schmerz vermähle.

Einst zeigt' die Mutter ihn mit Stolz mir auf dem Schoß;
Aus meinem Busen wand ein Seufzer schwer sich los.

Und manchen Leichenzug sah ich im Traume schreiten,
Sah jammernd mich dabei des Sohnes Sarg geleiten.

Im letzten Traume bot ich selbst zur Leiche mir;
Sprach: „Kommt zu meinem Grab, ich lebe nicht mehr hier."

Der Traum ist wohl erfüllt, gebrochen ist mein Leben;
Im Sohne fand ich Kraft zum Dulden und zum Streben.

Drei holde Söhne sind an meinem Herz verschieden;
Und sollt es schlagen noch für eine Welt hienieden!!

Ich mußte wiederum auf meine literärischen Arbeiten eintreten, und vollendete den ersten Band meiner Pädagogik. Auch an den öffentlichen Diskussionen über das Schulwesen mußte ich wieder Theil nehmen, und schrieb im pädag. Beobachter einen Kommentar zu den Großrathsverhandlungen der Sommersitzung; sie wie die Beleuchtung einer Schrift, die von Pfarrer Beyel in Ossingen über das Schulwesen herausgekommen war. In der Großrathssitzung kamen, wie schon S. 56 bemerkt wird, die Schulangelegenheiten zur Sprache und mein Name wurde häufig in den Voten gebraucht. Die meisten Sprecher ließen mir Gerechtigkeit widerfahren, und die vielen Verleumdungen, die über mich ausgestreut waren, wurden nicht nur gebührend zurückgewiesen, sondern ein Sprecher behauptete sogar, „unter allen Zeitgenossen habe ich am meisten Verdienste um den Kanton Zürich." Altbürgermeister v. Muralt erklärte, daß er meine Verdienste anerkenne, dann aber brachte er eine Menge Bedenken und Begehren vor, die ganz deutlich zeigten, daß er Gesetze und Verordnungen, so wie das Seminar und das Volksschulwesen gar nicht kenne, und selbst über meine häuslichen Verhältnisse ganz falsch berichtet sei. Nur ein Redner, Mitglied des Zentralkomite's, Hr. März von Buch, trat gegen mich mit Vorwürfen auf, und erklärte, daß ich das „Haupttrieb" zu Dr. Straußens Berufung sei. Bürgermeister Hirzel verneinte dieß, andere Redner wiesen Hrn. März zurecht, und ich selbst antwortete ihm in einem

öffentlichen Sendschreiben. Das Seminar, die Volksschullehrer und ich selbst erlangten in dieser Sitzung vollständige und unbestrittene Satisfaktion; die Schrift des Hrn. Pfarrer Beyel aber, die in ruhigerm Sinne verfaßt war, beleuchtete ich von Stelle zu Stelle, und zeigte unter offnen Belegen, daß die aufgestellten Behauptungen ganz grundlos oder bloß auf Vorurtheile und Irrthümern gefußt waren.

Nach dieser siegreichen Wendung der Dinge schien es meinen Freunden und Feinden außer Zweifel, daß ich mit Anfang Herbstmonats wieder auf meinen Posten zurückkehren werde, und ich gestehe unverholen, daß ich selbst mit diesem Gedanken immer vertrauter wurde, um so mehr, als die unwandelbare Anhänglichkeit der Seminaristen und die freundschaftliche Treue der Schullehrer sich mir aufs neue und rührendste offenbarte.

Sobald im Seminar die Sommerferien eintraten, machte sich die große Mehrzahl der Zöglinge, ohne vorher in die Heimat zu gehen, auf den Weg, um mir auf der 12 Stunden von Küsnach entfernten Hochstraße einen Besuch abzustatten. Sie begrüßten mich mit Gesang und Anrede, und Nichts läßt mich zweifeln, daß ihnen die eifrigen Wünsche für meine Rückkehr nicht sollten ernst gewesen sein. Ich bewirthete und beherbergte die ganze Schar, so gut es immer meine häuslichen Verhältnisse gestatteten (nur das Lager war soldatenmäßig), und machte mit ihnen einen Ausflug auf die Insel Meinau. Die Stunden, welche die Jünglinge in hoffnungsreicher Freudigkeit um mich her verlebten, frischten manche schöne Erinnerung wieder auf, und ließen mich mit einiger Harmlosigkeit in die Zukunft blicken. —

Schon der Zug der Seminaristen hatte Aufsehen erregt, noch mehr aber war dieß der Fall, als sich in Winterthur bei

200 Schullehrer versammelten, um gemeinsam nach der Hochstraße zu ziehen. Verwundernd fragten sich die Bewohner der Gauen und Ortschaften, was dieser Zug bedeute, und am meisten verwundert waren Diejenigen, die den Lügenberichten über mein Verhältniß zu dem züricher Lehrstand Glauben geschenkt hatten. Gegen drei Uhr Nachmittags den 29. Juli nahte der Zug der Hochstraße, und ein mächtiger Chorgesang strömte von der Höhe herab gegen meine ländliche Wohnung. Scharen von Neugierigen folgten. Als ich im Hofe mit bewegtem Herzen in den Kreis getreten, ergriff der Sekundarlehrer Staub das Wort, und drückte in kühner Rede die Gefühle des Lehrstandes aus. (Beilage VII.) Meine Blicke durchliefen den Kreis, und als ich unter den Gästen nicht bloß meine ehemaligen Zöglinge, sondern viele ältere Lehrer erblickte, da füllten sich meine Augen mit Thränen, und kaum vermochte ich mit einigen Worten die Anrede zu erwiedern, und die ganze Schar zu begrüßen. Auf den schwellenden Rasen der weiten Hausflur lagerten sich die Wandrer, und als nach einigen Erfrischungen die Müdigkeit einigermaßen gewichen war, da erklangen die Lieder der Kraft und der Freude in vollen Tönen, untermischt mit jubelnden Lebehoch. — Was mir dieses Fest noch am meisten verschönerte, das waren mir Vater und Mutter, die in ihrem hohen Alter aus weiter Ferne gekommen waren, den Sohn in seiner Abgeschiedenheit zu besuchen und zu trösten. O wie mag es den Elternherzen wohlgethan haben, das freudige Jubeln der Treue! diesen Herzen, die so oft durch falsche Berichte böswilliger Zeitungsschreiber zerrissen wurden, die so oft mit Kummer und Jammer über den verunglückten Sohn erfüllt waren!!

Bis zur anbrechenden Nacht dauerte die laute Freude, und als ich die Ermüdeten längst vom Schlafe umfangen glaubte,

kehrten noch einzelne Chöre zu meiner Wohnung, um mich mit Nachtgesängen zu grüßen.

Des andern Tages durchzogen wir unter lautem Liederschalle die Stadt Konstanz, und erreichten unter Lust und Scherz die lieblichste Insel des Bodensee's. Die Wirthsleute waren erschrocken über die zahllose Menge der Gäste; Küche, Keller und Speisekammer wurden geleert. Nie aber wird Einer vom Zuge vergessen, wie majestätisch harmonisch sich im großen Saale des Schlosses Meinau der Männerchor ausnahm, hier, und sonst noch nirgend, habe ich denselben in seiner ganzen Macht und Pracht vernommen.

Gegen Mittag kehrten wir zur Stadt zurück, noch einmal versammelten sich Alle, und nach ermunternden Reden sonderte man sich in mehrere kleinere Scharen; eine fuhr hinunter den Rhein, eine andere hinauf den Bodensee, eine dritte zog ins Gebirg, eine vierte kehrte auf kürzestem Weg in die Heimat, ein Häuflein aber weilte noch den Abend bei mir, und schloß das Fest mit Gesang und dem Wunsche, mich bald im Kanton Zürich zu begrüßen. Daß der Neid auch diese herrliche Aeußerung der Pietät gegen den Lehrer und der Treue gegen den Freund mit seinem Gifte besudeln würde, durfte ich nicht bezweifeln; daß aber ein Mann dabei in Beziehung kommen sollte, von dem ich eher kollegialische Theilnahme hätte hoffen dürfen, das lag denn doch tief unter meinen Erwartungen. Der Berner Volksfreund und die Bürkli Zeitung Nr. 33 enthalten folgenden Artikel.

„Die Schulmeisterkomödie in Tägerwellen ist vorüber. Das Prunken mit einer Empfindelei, deren Grund und Boden unterschoben ist, wie eine Fallthüre, hat etwas Lächerlich-Trauriges, besonders bei denen, welche vor Allen zur Wahrheit berufen sind, wie die Lehrer der Jugend. Zirka 150

Schullehrer machten dem anachoretischen Weisen ihre Aufwartung. Alles war gut präparirt: die Rede an den „theuersten Herrn Direktor“ und die Antwort des Letztern an die „geliebtesten Freunde.“

Jungen, seid Ihr gerührt?
Ja, Papa, wir sind gerührt.

Bon! Die Gerührten erquickten sich mit Trank und Speise, und Nachts nahm ihre müden Glieder ein Heuschober auf. Der einfache, liebenswürdige Wehrli, bei dessen Namen Scherr immer mitleidig zu seufzen pflegt, bekam auch Besuch von einem Theil der gerührten pädagogischen Jünglinge. Mit ungläubigem Erstaunen betrachteten sie Den, der sich ihnen als thurgauischen Seminardirektor zu erkennen gab; man konnte ihnen deutlich auf den Stirnen und in den großen Augen lesen: „Aber, du lieber Gott, der hat ja gar nichts Vornehmes, Philosophisches, Direktorisches! Das ist ein ganz gemeiner Mann!“ — Wehrli bemerkte den Eindruck gar wohl, welchen er auf die gelahrten Jünglinge machte. Er lächelte und führte sie in die Gärten der Seminarzöglinge. „Was! müssen die „Kandidaten“ auf dem Feld arbeiten?“ fragten ein Paar der Gerührten. — „Versteht sich,“ entgegnete Wehrli, „und ich mitten unter ihnen!“ — Neues Erstaunen, neues Achselzucken. O, dachten sie, da ist unser Herr Direktor ein anderer Feger. Er hat in seinem Leben weder Karst noch Haue angerührt, (?) und muthet dergleichen niedrige Handthierungen auch keinem seiner Schüler zu! — Der thurgauische Seminardirektor that, als ob er nichts von Allem merkte, zeigte ihnen in seiner schlichten Weise die verschiedenen Pflanzen, und stellte nun ein verstecktes Examen mit den Gerührten an, bei welchem ein Einziger leidlich bestanden sein soll. — Beim Abschied soll das Korps der Gerührten gar kuriose Gesichter gemacht, und Hr. Scherr

frischerdings Zunge und Feder gespitzt haben, um dem Bauernseminar in Kreuzlingen hinterrücks zu Leibe zu gehen."

Ob Hr. Wehrli an diesem Artikel Antheil hat, weiß ich nicht; daß er aber während meines Aufenthaltes in der Nähe von Kreuzlingen offenbar eine feindliche Stimmung gegen mich hegte, das ist gewiß. Zweimal besuchte ich ihn in seiner Anstalt, ohne Rückhalt, freundschaftwillig. Er aber, der meinen großen Jammer über den Verlust meines Sohnes kannte, der ohne Zweifel auch wußte, daß ich einigemal wochenlang wegen bedeutender Kränklichkeit das Haus nicht verlassen konnte, er hat mich nie besucht, und doch nannte er sich früher einen „dankbaren" Freund (Beilage VIII). Den Inhalt des Artikels betreffend, so ist schon darin eine rechte Falschheit, daß er auf die Lehrer bezogen ist. Wie ich erfahren habe, kamen einige Seminaristen nach Kreuzlingen. Dort redete sie Hr. Wehrli nach der Reihe mit der Frage an: Wie heißt Du? Du? Du? u. s. f., und dann wollte er ohne weiteres eine Art Examen mit ihnen vornehmen. Dieß fanden die Seminaristen nicht gerade passend, und gaben ihm, mit Ausnahme des jüngsten, absichtlich keine Antwort. Ich habe an Hrn. Wehrli stets geachtet, was Achtung verdient, und mein Urtheil steht dießfalls einfach und klar, und wie ich hoffe, selbst zu Hrn. Wehrli's Befriedigung in meinem Handbuch der Pädagogik. — Hingegen hat Hr. Wehrli gegen mich lieblos, falsch und ungerecht gehandelt, und dieß will ich ihm nachweisen in seinen eignen Worten. Die Gemeinde Ennenda im Kanton Glarus hatte die Erweiterung ihrer Schule beschlossen; sie wählte auf die neuerrichtete Lehrstelle einen Zögling des züricher Seminars, und veranlaßte die beiden andern Lehrer, nach den Grundsätzen dieser Anstalt sich weiter auszubilden. Zu diesem Behufe kam der Lehrer Jakob Jenni zu mir an die Hochstraße, der

Lehrer Fridolin Jenni ging nach Küsnach. Als sich aber im Herbste zeigte, daß ich nicht dorthin zurückkehren würde, verließ Fridolin Jenni Küsnach, und die Schulvorsteher riethen ihm zu Hrn. Wehrli nach Kreuzlingen. Fridolin Jenni hatte hiezu eingewilligt, wenn ihm erlaubt würde, und ich hiefür angegangen würde, ihm wenigstens einige Stunden in der deutschen Sprache zu geben. Ich wollte das Gesuch nicht abschlagen. Hr. Wehrli aber schrieb an den Schulvogt in Ennenda folgende Worte: „Ob es zweckmäßig sei, Jenni vom „Scherrischen Geist weg in unsern Kurs zu versetzen? Wird „er uns nicht leise oder laut Grundsätze einschmuggeln, die „uns nicht munden? Wäre solches zu besorgen, so wünsche „ich ihn nicht. Scherr wohnt nur ½ Stunde von Kreuzlin„gen, da möchte ich nicht haben, daß dieser Jenni zu viel zu „ihm spazirte. Er scheint (nämlich Scherr) kein Bedürfniß „nach dem Christenthum zu haben, das Testament, das Leben „Jesu, scheint er nicht zu seinem Lebensmittelpunkt machen zu „müssen — und da ist's, wo wir vorzüglich von einander ab„weichen. Ferner entfremdet er die Schullehrer durch seine „Grundsätze mehr oder weniger dem Volke; ich will sie ihm so „nahe als möglich bringen. Ich sage Ihnen dieses Alles im „Vertrauen unter vier Augen." *)

So handelte Hr. Wehrli gegen mich, so urtheilte er über meine Gesinnungen und über meine Lehrthätigkeit, so stieß er meine Zöglinge ab. Ich aber habe mehrern seiner Zöglinge zu Stellen im Kanton Zürich verholfen; ich habe bei den öffentlichen Prüfungen, denen sich dieselben im Kanton Zürich unterziehen mußten, die größte Schonung und Nachsicht gegen dieselben walten lassen, wie alle Prüfungs-

*) Wenn sich Hr. Wehrli nicht in die Reihe derer, die mich verleumden, stellen will, so muß er widerrufen oder beweisen.

kommissarien bezeugen müssen; ich habe ihnen bereitwillig den Eintritt in das zürcher Seminar gestattet. Möge Hr. Wehrli immerhin mit einem solchen, keineswegs wahrhaft christlichen „Lebensmittelpunkt“ sich unter „vier Augen“ empfehlen und Andere verdächtigen: ich beneide ihn nicht um das Vertrauen und die Gunst, die er auf diesem Wege findet.

Die Zeit meines Urlaubs war abgelaufen, und wir rüsteten uns zur Rückkehr. Am 28. August reiste meine Frau mit einem Pflegekinde nach Wattwyl, um von dort nach Küsnach zu kommen, wo sie mit uns am Samstag den 31. eintreffen sollte; am Donnerstag bestellte ich den Reisewagen bei Hrn. Katzenmeier in Konstanz, und denselben Abend wurden unsere Effekten dem Spediteur Märklin in Gottlieben übergeben. Am Mittwoch nahm ich von meinem Arzte, Hr. Dr. Sauter in Konstanz, Abschied, wobei derselbe versprach, mich am Freitag nochmals zu besuchen, und zugleich verschiedene Bedenken über meine Abreise äußerte. Ich hatte mich in feuchter Witterung bei den Reisevorbereitungen erkältet, und befand mich am Freitag Morgens gar nicht wohl, so daß ich auf Zureden des Arztes mich entschließen mußte, die Reise aufzuschieben. Die Effekten wurden zurückgeholt, die Anordnungen abgestellt; ein eigner Bote rief meine Frau von Wattwyl zurück; ein ärztliches amtliches Zeugniß und eine Anzeige an die Seminaraufsichtsbehörde entschuldigten mein Ausbleiben. Einige Tage war ich sehr angegriffen und schmerzhafte Geschwüre bildeten sich in beiden Ohren. Meine Frau kehrte zurück, und am Ende der Woche besuchte uns Herr Simon von Bern. — Wir saßen am Samstag den 7. September mit ihm zu Tische, als mein ehmaliger taubstummer Zögling, Ulrich Steffen, der in Konstanz sich mit Portraitzeichnen beschäftigte, athem-

los hereinstürzte, und die Worte stammelte: In Zürich Revoluzion; viele Leute todt, Bürgermeister Hirzel auch todt. — Als er ruhiger geworden, fragte ich ihn weiter, und seine Angaben schienen mir irrthümlich; jedoch schickte ich Jemand zur Nachfrage in die Stadt, und bald hatten wir die Gewißheit, daß unter blutigem Kampfe die Regierung Zürichs am 6. gestürzt worden sei.

VI.

Empörungszug des Pfarrers Hirzel von Pfäffikon.

Unter den Wünschen jener 40,000, auf die sich die Macht und Hoffnung der Städtischen stützte, mag bei den Meisten nur Ein Wunsch aus eigentlicher Ueberzeugung gekommen und dessen Erfüllung als eine Nothwendigkeit erschienen sein, und dieß war: die Entfernung des Dr. Strauß. Sobald dieser Wunsch in der Märzsitzung durch den Großen Rath erfüllt war, kehrten die Massen allmälig zur Ruhe zurück, und ohne neue Anregungen und Aufstiftungen wäre der Sturm nimmer losgebrochen. Diese Ansicht theilten auch viele Stadtbürger, und nicht selten gab sich der Verdruß in der Aeußerung kund: man habe den Augenblick nicht ganz benützt, und der Sieg sei unentschieden und zweifelhaft. Die Republikaner hingegen glaubten ihren Einfluß wieder im Steigen, und die Ergebnisse der Sommersitzung des Großen Rathes sahen sie als einen neuen Triumph ihrer Sache an. Indessen hatten die Städtischen einmal den Hebel kennen gelernt, durch den sie die Gewalt der Massen für sich bewegen könnten, und die Beharrlichern beschlossen, einen zweiten Versuch zu machen, und dann die rechte Stunde bis zum Aeußersten zu benutzen. Hr. Hürlimann wurde unaufhörlich durch Lob- und Dankschreiben,

durch Ermunterung und Bitten von den Städtischen überstürmt, und endlich gab auch er sein Wort, den zweiten Akt der Revoluzion spielen zu helfen. Am 8. August erließ das Zentralkomite einen neuen Aufruf „an die Bürger der vereinigten petitionirenden Kirchgemeinden.“ Die Beschlüsse des Großen Rathes wurden als unzulänglich erklärt; die Religionsgefahr mit hellen Farben wieder aufgetragen, die Bürger eingeladen, ihre Wünsche aufs neue den Komite's mitzutheilen, und damit die Anzeige verbunden, daß der ganze Revolutions-Organismus wieder in Thätigkeit treten werde. Unter dem Vorgeben eines Zusammentrittes der sämmtlichen Bezirkskomite's sollte eine Volksversammlung am 2. September in Kloten Statt finden, und hier der letzte wichtigste Schritt entschieden werden. Die Republikaner sahen sich sehr unsanft aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt. Sie hatten sich der Täuschung überlassen, daß die Städtischen wol einige Zeit ihre Bestrebungen aufgeben würden, und so müsse ihnen der Sieg um leichten Preis ferner gesichert sein. Sie hatten den Sommer vorübergehen lassen, ohne das Mindeste zur bessern Organisation ihrer Kräfte zu bewerkstelligen; sie scheuten jede Ostentation; nur Ruhe und Stille war ihr Losungswort; die gährenden Elemente müßten sich von selbst legen, so wähnten sie in ihrer Sorglosigkeit. Freilich, als der neue Aufruf des Zentralkomite's bekannt wurde, als von allen Seiten die Berichte einliefen, wie das Volk schon vorher und fortdauernd für die Interesse der Städtischen bearbeitet wurde, da gingen auch den Republikanern die Augen auf, aber sie fanden sich gerade wieder in derselben Stellung wie im Frühlinge. Nichts war geschehen, um die republikanische Partei, so starke und so viele Anhänger sie im Volke hatte, zu sammeln und zu

ermuthigen; Nichts war geschehen, um ein schnelles und übereinstimmendes Zusammenwirken zu befördern: man hatte die politischen Schutzvereine in ihrem Schlummer ruhen lassen, und nicht die mindeste Abrede oder Veranstaltung zu gegenseitiger Hülfleistung war getroffen, während der Feind in vollständiger und geordneter Organisation seine Macht zum bevorstehenden Kampfe übte und aufregte. Die Schwäche und Rathlosigkeit der Regierung, die Verrätherei in ihrer eignen Mitte hatte man doch im Frühling genugsam kennen gelernt, und nochmals glaubten die Republikaner ihre Sache dieser Regierung anvertrauen zu dürfen.

Beinahe drei Wochen waren seit der neuen Proklamation des Zentralkomite's vergangen, als endlich durch mannigfache Aufforderung, durch unaufhörliches Treiben von Seite der republikanischen Regierungsmitglieder der Regierungsrath am 23. August auch eine Proklamation erließ, in welcher er den Mißbrauch der Kirchgemeinden für die Zwecke des Zentralkomite's untersagte. Diese ganz der Verfassung und den Gesetzen entsprechende Maßregel war am 20. August von den Regierungsräthen Bürgi, Zehnder, Fierz, Krauer, Hotz, Schäppi, Keller und Weiß in Beisein von Dr. Keller vorberathen worden, am 22. eröffnete Bürgermeister Heß dem Regierungsrath Weiß, daß er nach einer Rücksprache mit Dr. Keller vollständig von der Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit dieses Schrittes überzeugt sei, und am 23. wurde die Sache berathen. Bei dieser Berathung zeigte sich Bürgermeister Heß sehr entschieden, Regierungsrath Hegetschweiler und Escher sprachen dagegen, Melchior Sulzer entzog sich der Sache, und Bürgermeister Hirzel, Ed. Sulzer, Hüni, K. Hirzel und Hauser waren abwesend; der Beschluß wurde also mit 11 Stimmen gefaßt;

redigirt war die Proklamation auf Ansuchen von Bürgermeister Heß von Regierungsrath Weiß und Dr. Keller. Hegetschweiler äußerte abmahnend gegen Weiß: „Mein „Gott, es wäre um ein geringes Opfer zu thun, Alles wieder „ins Geleise zu bringen. Könnten sich diese drei, vier Männer, um die es sich handelt, denn nicht entschließen, das „Opfer zu bringen? Versprechen Sie mir wenigstens Scherr fallen zu lassen!" Als Regierungsrath Weiß dieß Ansinnen mit Entrüstung zurückwies, so kehrte ihm Hegetschweiler den Rücken mit den Worten: „Nun, wenn man nicht will, in Gottes Namen —" und zuckte dabei die Achseln. In Hegetschweiler's Aeußerung liegt das angebliche Verlangen des Zentralkomite's, wie es schon vorher durch einen angesehenen Geistlichen war ausgesprochen worden: „Wir ruhen nicht, und werden nicht ruhen, bis Hirzel, Keller, Scherr und Ulrich vertrieben sind." Ob Hegetschweiler wirklich glaubte, mit Entfernung der vier Genannten oder gar nur mit dem „Scherr fallen lassen" wäre die Sache ins Geleise gekommen, will ich nicht behaupten. In diesem Falle wäre er nicht ganz in den Plan der Städtischen eingeweiht gewesen; denn das wird doch nach all dem Treiben kein einsichtiger Mensch mehr glauben, daß es sich bloß um drei, vier Männer handelte: es handelte sich um Einnahme der Regimentssessel durch eine städtische Majorität und um ein neues System im städtischen Interesse. Daß Hegetschweiler mich gerne Preis geben wollte, nehme ich ihm nicht übel: habe ich doch das Bertrand-Lied gemacht —.

Der Regierungsrath hätte sich die Expedition seiner Proklamation ersparen können, denn das Zentralkomite kam ihm damit zuvor, indem es dieselbe mit einem Kommentar

vom 23. schon den Kirchgemeinden mittheilte. Dieser Kommentar sagte ganz einfach, daß die heilige Sache zur Befriedigung der Kirchgemeinde erledigt werde, daß die Regierung Unrecht habe, und am Schlusse steht der Zuruf: Seid mannhaft und stark! Zwar legte die Staatsanwaltschaft Beschlag auf den größern Theil dieser Widerstandsaufforderung, aber die Zentralgewalt hatte Mittel und Wege genug, auf ihre Komite's zu wirken, und bald erschienen Protestationen von Gemeinderäthen und Stillständen, der Stadtrath von Zürich stand als Vordermann in der Reihe. Noch glaubten einige treue und kräftige Beamte, die Regierung werde dießmal mit Ernst ihren Schritt verfolgen; darum stellte der Staatsanwald eine Anklage beim Kriminalgerichte gegen den Ausschuß des Zentralkomite's: Hürlimann, Rahn-Escher und Bleuler — darum traten mehrere Statthalter in den Bezirken dem aufrührerischen Treiben eifrig entgegen. Aber das traurige Spiel vom Frühjahr begann aufs neue. Ed. Sulzer war von Baden zurückgekehrt, und nun folgte am 31. wieder eine Proklamation, welche vom Volk nicht anders verstanden wurde, als daß die Regierung keine ernsten Maßregeln ergreifen werde.

Im Gefühl der Noth hatten sich 60 Männer aus allen Gegenden des Kantons in Zürich versammelt, Männer von republikanischer Gesinnung; sie richteten in einer Adresse die Bitte an die Regierung, doch auf kräftige Weise dem revolutionären Treiben entgegenzustehen; fünf Abgeordnete überbrachten dieselbe dem Bürgermeister Heß.

Die Regierung hatte bereits den Rückzug angetreten; noch rief sie ein Bataillon Milizen in die Stadt, beschloß aber zugleich, die Sache abermals dem Großen Rathe in den Schoß zu legen, der dann auf den 9. Sept. einberufen ward. Sobald das

Schwanken der Regierung zur Oeffentlichkeit gekommen, und dieß geschah frühzeitig genug, da fast außer Zweifel, daß das Zentralkomite von den Sitzungen jedesmal genaue Kenntniß erhielt, so wuchs den Städtischen der Muth, und die Anarchie machte in wenigen Tagen ungeheure Fortschritte. In Kloten trat am Montag den 2. September eine wirkliche Volksversammlung zusammen, obgleich man bloß von einer Zusammenkunft der Bezirkskomite's gesprochen hatte, und namentlich durch Boten aus der Stadt, durch persönlichen Eifer der Geistlichen strömten ungeachtet eines anhaltenden heftigen Regens große Volkshaufen hinzu. Die Stadtgemeinde Zürich versammelte sich nach gedruckter Einladung auf dem Helmhause, und zog mit vorgetragenen Fahnen unter Leitung des eidgenössischen Oberst-Kriegskommissärs Bürkli nach Kloten. Man schätzte die Volksmenge auf 10 — 15000 Köpfe. Das Zentralkomite hielt die Verhandlungen in der Kirche, der größere Theil des Volkes war in vielen Haufen in Wirths- und Schenkhäusern vertheilt. Hr. Hürlimann hielt eine schwülstige Rede voll unverständlicher Phrasen, *) und dann wurde eine Adresse an die Regierung beschlossen, in welcher derselben auf eindringliche Weise ihr Verfahren vorgehalten und getadelt wird, und endlich wurden „ehrerbietige Bitten" zur schnellen Erledigung vorgelegt, deren Kern die Forderung war:

*) Er begann: Im Namen des Herrn, der das Weltall regiert, in dessen Hand die Schicksale der Völker, Familien und einzelnen Wesen sind, des Unsichtbaren und doch Nahefühlenden (!) jedem gläubigen Gemüthe, der Trost, Hülfe und Rettung spendet dem darnach Lechzenden u. s. f. Ein endloser Wortschwall einer ganzen Druckseite für Einen Satz.

1) daß die „hohe Regierung" ihren Erlaß vom 23. August selbst desavouire;
2) daß die vom Staatsanwald eingeleitete Untersuchung gegen den Ausschuß des Zentralkomite's als unstatthaft erklärt werde;
3) daß die Staatsanwaldschaft wegen Verletzung des §. 5 der Verfassung zur Rechenschaft gezogen werde. *)

Um 4 Uhr Abend den 2. September saß der Regierungsrath, und vernahm, daß die Klotener Adresse dem Bürgermeister Heß von einer Deputation überreicht worden sei, und bei diesem Anlasse die Deputirten sich sehr „ruhig und leidenschaftlos" bezeigt hätten. Der Regierungsrath faßte einen Beschluß, der ganz der Ausdruck seiner Wesenheit war; er getraute sich nicht, den unerhörten Hohn, der für ihn in jenen drei „Bitten" lag, gebührend zurückzuweisen, ließ sich also die förmliche Zumuthung einer Selbstentehrung gefallen; faßte aber auch nicht den jedenfalls noch ehrbareren Entschluß, sich frischweg unter die Herrschaft des Zentralkomite's zu beugen. Es war eigentlich ein bloßes Hinziehen und Ausweichen.

Diese Antwort des Regierungsrathes wurde dem im Stadtkasino versammelten Komite mitgetheilt, das noch am nämlichen Abend, den 2., dem Volke kund machte, daß der

*) Darum, daß sich dieselbe einfach nach ihrem Geschäftskreise über den Inhalt der städtischen Blätter erkundigte, und eines derselben, das ihr zur Empörung aufzureizen schien, für einige Stunden mit Beschlag belegte. Staatsanwald Ulrich, der sich später öffentlich rechtfertigte, zeigte zur Beschämung seiner Gegner, daß ihm nicht nur gar kein gegründeter Vorwurf gemacht werden konnte, sondern daß er vielleicht mehr Nachsicht übte, als wirklich angemessen war.

Beschluß des Regierungsrathes „nicht genüge," und daher die sämmtlichen Bezirks- und Gemeindskomite's zur ernsten und sorgfältigsten Wachsamkeit „aufgefordert" werden. Denselben Abend bot Zürich einen sonderbaren Anblick dar; auf der einen Seite der berathende Regierungsrath, auf der andern das erwartende Zentralkomite und zwischen und neben her eine ungeheure Volksmenge, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen sich drängend, in den Wirthsstuben lärmend. Hell und hoffnungsreich leuchteten die Gesellschaftssäle der Städter, wo man mit Witzen und Gelächter sich über die Lage der Regierung und der Republikaner belustigte. Das Bataillon Milizen war am 1. September eingerückt, wie die Regierung befohlen. Durch die Disziplinar-Pedanterei eines städtischen Offiziers gab es schon am ersten Abend eine kleine Meuterei, und als später noch einige zweideutige Aeußerungen vernommen wurden, so beschloß der Regierungsrath am 3. Vormittags: — ? Es sollte das Bataillon entlassen werden. Also während das Zentralkomite seine Macht aufs Piket rief; während das Ansehen der Regierung mit jeder Stunde fiel, und die Anarchie im gleichen Grade höher und höher stieg: in diesem Augenblicke schickte die Regierung die kaum einberufenen Milizen wieder heim, gleichsam als Boten, die dem Land verkündigen sollten: die Regierung hält sich auch von den Milizen verlassen, sie traut ihnen nicht, und schickt sie darum wieder heim. — Der Plan der Städtischen war nach der öffentlichen Versicherung des †Korrespondenten*) der allgemeinen Zeitung (3. November), daß am Montag den 9. eine große Masse

*) Als welcher Dr. Bluntschli bekannt ist, und dem man, einem der obersten Leiter der ganzen Bewegung, dießfalls Glauben schenken darf.

Volks in die Stadt gezogen werden sollte, um dem Großen Rathe zu zeigen, „daß er nicht mehr bleiben könne.“ Mit solchem Plane waren einige Regierungsmitglieder, namentlich, wie der Korrespondent sagt, Staatsrath Hegetschweiler einverstanden. In diesem Artikel der allgemeinen Zeitung wird die Verrätherei im Schoße des Regierungsraths ganz frei aufgedeckt, und wie eine Sache, die sich von selbst verstehe, dargestellt. Die Volksmenge sollte unbewaffnet erscheinen, eine Zusicherung gerade so zuverlässig, als jene, daß nur die Bezirkskomite's nach Kloten eingeladen würden. Indessen wären ja vom 3. bis 9. September noch sechs volle Tage, eine halbe Ewigkeit für die brennende Herrschbegierde und glühende Rachsucht, so wie für die ängstliche Besorgtheit, es möchte noch einmal der günstige Zeitpunkt entschlüpfen. Ein Vorwand, eine Vermuthung war genug, um den bewaffneten Arm zum letzten Schlag alsogleich zu erheben, und dieser Vorwand ergab sich aus Folgendem.

Am 4. Abends versammelten sich im Gesellschaftslokale der Republikaner etwa hundert Freisinnige aus den Umgebungen der Stadt. Hier wurde einfach die Abrede getroffen, es sollten auf nächsten Freitag die republikanischen Mitglieder des Großen Rathes zu einer Zusammenkunft eingeladen werden, mit dem Zusatze, vertrautere Freunde in diese Versammlung mitzubringen. Diese Abrede vernahmen Spione und Verräther, und mit abenteuerlichen Uebertreibungen wurde den Städtischen bekannt gemacht, daß die Republikaner auf Freitag einen Handstreich verabredet hätten, und namentlich die Zeughäuser besetzen wollten.

Tags darauf, Donnerstags den 5. Abends, war der Regierungsrath versammelt, und die Tagsatzungsgesandten von Bern, Luzern, Solothurn, Aargau, St. Gallen und

Thurgau richteten eine Anfrage an die Regierung, in welcher sie ihre Besorgniß über den Stand der Dinge durchblicken ließen; sie sagten: „Die Unterzeichneten erachten es daher als hohe Pflicht, zu Handen ihrer Kommittenten Hochdieselben um beförderlichen Aufschluß über den Stand dieser Bewegungen sowol, als insbesondere und vorzüglich über zulängliche Kraft und Wirksamkeit der Regierungsbehörden des Kantons dringlich zu bitten."

Für auswärtige Leser muß hier bemerkt werden, daß während des Jahres 1839 Zürich eidgenössischer Vorort, und gerade zur Zeit des Septemberskandals die Tagsatzung versammelt war; Bürgermeister Heß funktionirte als Tagsatzungspräsident, der eidgenössische Staatsrath bestand aus Mitgliedern des züricher Regierungsrathes. Die züricherische Anarchie wurde durch diese Stellung zur eidgenössischen, und die Gesandten der freisinnigen Kantone sahen mit Entrüstung und Ekel auf einen Vorgang, durch den die ganze Eidgenossenschaft in hohem Grade kompromittirt ward. Ueberdieß aber hatten die deutschen regenerirten Kantone: Zürich, Bern, Luzern, Aargau, Thurgau, Solothurn und St Gallen im Jahr 1832 ein Konkordat geschlossen, durch welches man sich gegenseitig zum Schutze der Verfassung und der verfassungsmäßigen Regierungen verpflichtete. Wenn je die Wirksamkeit des Konkordates zur Sprache kommen konnte, so war es gewiß jetzt der Fall, da im Kanton Zürich Diejenigen an der Spitze einer revolutionären Bewegung standen, welche jene Verfassung vom Anfange an feindlich aufgenommen hatten. Man hätte nach diesen Verhältnissen die Einfrage der Konkordatsstände als ganz angemessen erachten mögen, allein im züricher Regierungsrathe erregte sie bei der Minorität heftigen Widerspruch, wogegen jedoch Bürgermeister Heß jenen Schritt der Ge-

sandten als zeit- und sachgemäß und von der Pflicht geboten darstellte. Daß in jener Anfrage eine Art Hinweisung auf die durch das Konkordat festgesetzte gegenseitige Hülfleistung lag, kann nicht geläuguet werden, und damit hatte man das eiternde Geschwür in der Regierung berührt. Dieselbe zuckte dabei vor Schmerz, sie hatte so große Furcht vor einer kräftigen Entscheidung, daß sie beschloß, die Antwort bis auf den kommenden Tag zu verschieben. Es muß hier bemerkt werden, daß schon am Abend des 2. Septembers sich die Berner Gesandten Neuhaus und Steinhauer beim Regierungsrathe melden ließen, und zur Rücksprache an Hegetschweiler und Zehnder gewiesen wurden; ferner, daß an demselben Tage Ed. Sulzer gegen Regierungsrath Weiß äußerte: „Sobald Sie oder Jemand diese (Intervention) in der Regierung zur Sprache bringen, oder nur durchzusetzen suchen, werden wir uns zur andern Partei schlagen." Und dieser Erklärung fügte Ed. Sulzer noch bei: „Mich dauert nur Regierungsrath N.; Sie (Weiß) wissen sich doch zu helfen. — Das Zentralkomite erhielt von allen Schritten der Regierung immerfort Kunde, ja sogar von jenen Schritten, welche die Minorität etwa als möglich voraussetzte. So geschah es denn, daß Rahn-Escher schon am 5. Vormittags 10 Uhr, wohlgemerkt: Vormittags 10 Uhr (der Regierungsrath berieth erst Abends 5 Uhr jene Zuschrift der Gesandten) an alle Präsidenten der Bezirkskomite's die Aufforderung erließ: „Die „Feinde drohen das Vaterland mit fremden Truppen zu über„ziehen, Neuhaus bietet Bern auf, und Basellandschaft rüstet „sich. Ich ersuche Euch, Euch in Bereitschaft zu halten, da„mit, wenn die Glocken gehen, Alles zum Sturme bereit sei. „Ein guter Theil kommt dann nach Zürich und ein andrer Theil

„bleibt bei Hause zur Bewachung des eignen Herdes.“ Rahn-Escher.

Dieser Ruf fordert also bloß Rüstung, keineswegs Aufbruch im Landsturm. Fast unbegreiflich muß es scheinen, daß einer der Präsidenten auf diese Mahnung hin, nach kurzem Entschlusse, habe die Sturmglocken anziehen lassen können; ein so vereinzeltes, dem Willen der Zentralleitung entgegenstehendes Unternehmen, wodurch allgemeine Verwirrung hätte entstehen müssen, war zu gefährlich, die Verantwortlichkeit zu groß. Freilich war befohlen: „wenn die Glocken gehen,“ ohne daß bestimmt wurde, wo dieß zuerst geschehen sollte, und so konnte man annehmen, daß ein einzelner Präsident noch den besondern Auftrag erhalten hätte, das erste Zeichen zum Sturme zu geben. Wirklich hörte man am 5. Abends in Pfäffikon „die Glocken gehen.“ — Pfarrer Bernhard Hirzel, Dr. Bluntschli's Busenfreund, hatte sie in Bewegung setzen lassen, nachdem er, wie er sagt, drei Stunden lang sich und sein Vorhaben vor Gott geprüft, und vorausgefunden: Wer den ersten Streich thut, bleibt Meister. Reitende Boten gingen von Pfäffikon an den See und nach Zürich, um „den Brüdern“ Kunde vom Sturme zu geben, und alsbald stimmten, nach vorhergegangener Abrede der Geistlichen, die Glocken der benachbarten Dörfer in das Sturmgeheule Pfäffikon's ein.

Pfarrer Hirzel ist allerdings als ein Hitzkopf bekannt, der sich leicht zu übereilten Entschlüssen hinreißen läßt; indessen kann man sich doch kaum des Gedankens enthalten, daß eine anderseitige, einflußreiche Mahnung ihn zu dem außerordentlichen Entschlusse geführt habe, entgegen dem Befehle der Zentralleitung plötzlich den Angriff zu beginnen.

Merkwürdig bleibt in dieser Hinsicht, daß in den entfernten

äußern Theilen des Kantons, z. B. in Embrach, schon am 6. Vormittags Abschriften eines Aufrufs von Hürlimann verbreitet waren: „Brüder, laßt Sturm läuten!“ und daß ferner in dem Aufrufe schon gesagt wurde: „Eine provisorische Regierung wird gebildet werden müssen, da die alte das Zutrauen nicht mehr besitzt.“ Die Sturmglocken schlugen durch die nächtliche Luft, fürchterliche Nachrichten über die bevorstehenden Greuel unter dem Drucke fremder Truppen und den mörderischen Armen der Radikalen *) durchliefen die herbeieilenden Haufen. In Bauma rief der junge Prediger das Volk in der Mitternachtsstunde unter Fackelschein in die Kirche, und weihete und segnete sie betend zum Zuge gegen die Feinde der Religion. Wie eine Lawine wälzte sich der Zug aus dem Berglande hinab in die Thalebne, auf die Straße nach der Stadt; Wer nicht mißhandelt werden wollte, mußte fliehen oder mitziehen; Viele, denen es im Herzen leid war, wurden vom Strome fortgerissen, Manchen trieb auch die Neugierde zum Anschlusse. In Dübendorf, so schreibt Pfarrer Hirzel, war der Sturmhaufe etwa 4—5000 Mann stark, und dort kam eine Stafette vom Zentralkomite, welche „eine Aufforderung zur Rückkehr“ enthielt. Folgendes Schreiben war ausgesendet worden: An die Männer von Pfäffikon. Zürich den 5. September 1839, Mitternacht.

„Theure Freunde! Ich eile Euch zu bitten, ruhig zu „bleiben. In der Stadt ist Alles ruhig, aber bereit gegen die „Radikalen, die, wie es sich herausstellt, einen Handstreich

*) Eine der schmählichsten Verleumdungen war, die Radikalen hätten bereits den Scharfrichter von Kolmar kommen lassen, um die Guillotine sicher führen zu können.

„im Sinne hatten, der aber durch Euch glücklich abgewendet „scheint. Ich bitte Euch daher, entweder ruhig zu bleiben „und nach Hause zu gehen, oder, wenn Ihr nach der Stadt „kommt, nichts Anderes als zu sagen, Ihr kommet, um zu „wissen, ob Spöndli und ich wohl seien.

„Mit Treue und Freundschaft Euer

„Rahn-Escher."

Ob Pfarrer Hirzel wieder andern Instruktionen höhere Folge gab, oder abermals aus eignem Entschlusse handelte, bleibt dahin gestellt; genug, er zog vorwärts, und kam gegen Tagesanbruch auf die Höhe von Oberstraß in der Nähe der Stadt, wo Halt gemacht wurde. Bald genug trafen hier Rahn-Escher und Spöndli mit dem Pfarrer und seinem Sturmhaufen zusammen, so daß wenigstens nicht die ermüdeten Tausende, welche in nächtlicher Stunde durch Sturmgeläute einige Meilen hergeführt worden waren, noch in die Stadt gehen mußten, um sich zu erkundigen: „Ob der Herr Rahn-Escher und der Herr Spöndli*) wohl seien."

Kommen wir einen Augenblick auf die Regierung, die Republikaner und die Städter zurück.

Am Abend des 5. eilten Boten aus dem Bezirk Pfäffikon in die Stadt und meldeten der republikanischen Gesellschaft auf der Platte, daß der Landsturm im Aufbruch sei. Nun verfügten sich Regierungsrath Weiß, Kantonsrath Studer und ein Dritter zu Bürgermeister Heß, um ihm die Lage der Dinge vorzustellen und ihn um geeignete Maßregeln zu bitten. Heß war verwirrt und unentschlossen.

*) Ein junger, sonst unbedeutender Mann, der als Aktuar des Glaubenskomite's funktionirt.

Studer drang hart auf ihn ein, und verlangte Vollmachten zur Bewaffnung der republikanischen Freiwilligen. Heß gab keine Vollmacht und wich mit den Worten aus: „Thun Sie für sich, was Sie angemessen halten.“ Es war klar, daß Heß eine andere Richtung genommen; ob sich bereits der Geist der Hürlimann'schen provisorischen Regierung auch auf den Tannenberg, sei es in Gestalt einer Taube oder eines Raben niedergesenkt hatte, dieß ist nicht erwiesen, obgleich es von Vielen geglaubt wird. Sehr nahe liegt auch die Vermuthung, Heß habe die Zusicherung erhalten, daß im Falle einer Einmischung der Republikaner alsbald die bewaffneten Städter die Offensive für die Landstürmer ergreifen würden. Vielleicht sind beide Fälle, die ja gar gut zusammen passen, von Heß in Betracht gezogen worden. Ohne Waffen, ohne Organisation, und von der Regierung zurückgewiesen, konnten die Republikaner Nichts unternehmen. Die Studenten der Hochschule boten sich vergeblich zum Schutze der Regierung an; sie baten wiederholt um Waffen; Hegetschweiler meinte: „die jungen Leute werden von selbst wieder ruhig werden.“ Am thätigsten war Regierungsrath Weiß. Er gab dem Militärkommandanten am 5. folgende schriftliche Vollmacht: Herr Oberst Artillerieinspektor Hirzel wird hiemit beauftragt und bevollmächtigt, zum Schutz und zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums, sowie der verschiedenen verfassungsmäßigen Behörden, die ihm zweckmäßig scheinenden Maßregeln zu ergreifen.“

Als Weiß auf der untern Brücke Hegetschweiler antraf, und ihm den Aufzug der Landstürmer mittheilte, behauptete dieser beharrlich, die Nachricht sei falsch, und Domainenkassier Steffan, einer der heftigsten Anhänger des

Glaubenskomite, stimmte entschieden in diese Verneinung ein. Ein treuer Bauersmann kam schweißtriefend von Schwammendingen, und verlangte, auf der Hauptwache vorgelassen zu werden. Hart und mißtrauisch fragte und behandelte ihn Hegetschweiler, so daß der gute Mann beinahe nimmer gewagt hätte, nur die Wahrheit zu sagen. Daß Hegetschweiler sich verstellt habe, ist nicht wohl anzunehmen; es scheint vielmehr, er habe den Stand und Gang der Sache nur bis auf die Rahn'sche erste Zuschrift gekannt, oder er habe als sicher angenommen, die zweite Rahn'sche Zuschrift werde die Umkehr des Volkes bewirken; in diesen Fällen dürfte man darauf schließen, daß auch Hegetschweiler mit den innersten Federn der Revolutionsmaschine nicht bekannt gewesen, und mit Kassier Steffan, dem seine Betheurungen wohl auch ernst waren, auf gleicher Höhe oder Tiefe gestanden sei. Während die Regierungsräthe Weiß und Fierz sich bemüheten, die wenigen verfügbaren Streitkräfte der Regierung in Bereitschaft zu setzen, hatten die Städter bereits ihre Macht entwickelt, 5—600 Mann waren aufgeboten. Weiß stellte darüber ein Mitglied des Stadtrathes zur Rede, und erhielt die freundlichste Zusicherung loyaler Gesinnungen. Hr. Obrist Ziegler fügte einer solchen Erklärung in einer dießfälligen Konferenz bei, „es wäre möglich, daß auch die Städter sich mit den Landleuten verbinden könnten, wogegen er nicht bürgen möchte." Auf diese Erklärungen hin wurden den Städtern auf ihr Ansuchen —! noch 600 Gewehre von der Regierung abgeliefert!!

Auf 4 Uhr Morgens hatte Bürgermeister Heß den Regierungsrath zu einer Sitzung in seine Wohnung einladen lassen; auf gestelltes Ansuchen wurde derselbe auf dem Zim-

mer des Polizeirathes über der Hauptwache gehalten. Der Beschluß war, es sollten die Regierungsräthe Hegetschweiler und Melchior Sulzer mit der Standesfarbe sich nach Oberstraß begeben, und dort nach dem Zweck und Vorhaben der Leute fragen, um 8 Uhr sollte sich die Behörde auf dem Postgebäude wieder versammeln.

Die Abgesandten begaben sich auf die Höhe, und das Volk ließ sie ruhig passiren; Viele hielten den Waibel im Amtsornate für einen vornehmen Offizier, und einige bewaffnete Volkshaufen präsentirten das Gewehr. Die beiden Regierungsräthe wurden, wie sie berichteten, bei Herr Pfarrer Hirzel „vorgelassen", und erhielten den Bescheid, man verlange in möglichst kurzer Zeit

1) Erfüllung der Adresse von Kloten;
2) bestimmte Erklärung, daß der Regierungsrath weder jetzt noch in Zukunft bei innern Angelegenheiten fremde Hülfe in Anspruch nehmen wolle;
3) Lossagung vom Siebnerkonkordat.

Diese Forderungen, welche im ersten Punkte mit der Ehre des Regierungsrathes, im zweiten und dritten mit den Pflichten und Rechten des Regierungsrathes durchaus unvereinbar waren, versprachen die Herren Hegetschweiler und M. Sulzer dem Regierungsrath zu überbringen, und zwar, wie dieß Pfarrer Hirzel schreibt, mit der Erklärung, ihr Möglichstes zu thun, daß diese Volkswünsche realisirt würden. Bald erschien Pfarrer Hirzel vor seinem Volke, und eröffnete demselben, der Regierungsrath werde Sitzung halten, und wenn den Wünschen nicht entsprochen werde, so ziehe man in die Stadt, das Komite werde dann sagen, was zu thun sei. Er fügte noch bei: wer auch kein Geld habe, möge gleichwol in Wirthshäusern

das Morgenessen nehmen, man werde es schon bezahlen.“ Das Volk theilte sich in verschiedene Haufen. — Wenn man sie fragte, warum sie denn gekommen, so antworteten Viele mit einiger Scheue, „sie wüßten es eigentlich selbst nicht;“ Andere behaupteten, „sie wollten die Religion garantieren,“ und wieder Andere, „die Regierung müsse weg.“ Einzelne Haufen begaben sich auch in die Stadt, und bemerkten nicht ohne Mißtrauen die bewaffneten Städter. Diese jedoch suchten ihnen auf alle Weise verständlich zu machen, daß sie Nichts von ihnen zu fürchten hätten. „Ich lasse das Gewehr präsentiren, sprach ein städtischer Kommandant zu den Bauern, wenn ihr vorbei ziehet.“ Unterdessen kamen viele Städter zu dem Hauptkorps heraus, und verbreiteten sehr beunruhigende Gerüchte: „der Regierungs„rath werde nicht nachgeben; er habe neuerdings um fremde „Truppen gebeten; Bern und St. Gallen seien bereit, aus „sich selbst einzurücken; das Komite soll arretirt werden; „man werde das Stadthaus angreifen; aus dem Limmatthal „kommen Freiwillige für die Regierung; die Studenten seien „auch bewaffnet u. s. f.“

Während man durch aufregende Re[illegible]und durch volle Weinbütten das Volk um Oberstraß zum Ueberfall vorbereitete, saß der Regierungsrath auf dem Postgebäude, und vernahm den Bericht seiner Abgesandten. Hegetschweiler versicherte, die Leute halten sich gewiß ruhig, und nach einer Debatte von 1½ Stunde war beschlossen, dem Volke durch die Kanzlei bekannt machen zu lassen: „der Regierungsrath habe die Einberufung fremder Truppen nie beabsichtigt, und gedenke auch nicht, es zu thun, da er hoffe, die Wirren des Kantons werden sich ohne Truppen lösen.“ Kaum war dieser Beschluß gefaßt, so kam die Nachricht, in Neumünster

werde gestürmt. Nun wurde schnell noch auf Antrag W. Sulzer's beschlossen, die Klage gegen das Komite zurückzuziehen, und rasch trat Waibel Brändli ein, mit der Nachricht: das Volk zieht über die Brücke. „Jetzt, die Kanonen heraus! rief Ed. Sulzer. Ich verlange hiezu schriftlichen Auftrag, versetzte Weiß. Versteht sich, erwiederte Eduard .... Nun vernahm man das Rollen des Gewehrfeuers vom Münsterhofe herüber ... Die Mitglieder des Rathes wurden vor Schrecken und Entsetzen unwillkürlich von ihren Stühlen gehoben. Weiß und Hegetschweiler eilten an das Portal des Postgebäudes, und erblickten das Volk in wildem Gewühle und Fluchtgedränge. Da eilte Hegetschweiler hinauf in den Rathssaal, kam bald mit zwei Papieren zurück, ließ das Portal öffnen, und stürzte, die Papiere hoch emporhaltend, um die Südseite des Hotel Baur gegen den Militärposten beim Zeughause. — Ein blutiger Kampf hatte sich entsponnen. Die Streitkräfte, das Zusammentreffen und den Ausgang schildert der folgende Abschnitt.

VII.

Blutiger Kampf in der Stadt Zürich.

In Zürich war die Kantonal-Militärschule zu ihrer regelmäßigen Hauptübung versammelt. Das Ganze bestand aus 190 Infanteristen mit Scharfschützen und Rekruten zum Geniekorps, und aus 30 Kavalleristen; darunter mehr als 50 ganz junge Leute, Kadetten, die sich auf Offiziersdienste vorbereiteten, und eine verhältnißmäßig große Anzahl von Offizieren selbst. Der Instruktor der Infanterie war Oberst Sulzberger, ein ausgezeichneter Taktiker, der sich in fran-

zösischem Militärdienste gebildet hatte; der Instruktor der Kavallerie war Major Uebel, über dessen Tüchtigkeit und trefflichen Charakter nur eine Stimme herrscht. Um ½10 Uhr Nachts den 5. September schlug die Trommel vor der Kaserne „Feldwaibel raus.“

Obrist Sulzberger ertheilte den Befehl, die Mannschaft sollte angezogen und mit umgehängter Patrontasche sich stets bereit halten; die Lichter sollten brennen, die Fenster geschlossen sein, und Niemand an denselben sich blicken lassen. Um 11 Uhr rückte die Kavallerie in die Kaserne ein, wo sie sich im Salzboden aufstellte. Mehrere Kadetten suchten im Eifer Säbel zu schleifen, was aber ein ziemlich erfolgloses Geschäft war, weil sich die ungemein stumpfen Waffen nicht so bald schneidend machen ließen. Die Landjäger (Gensdarmen), 50—60 Mann, verließen die Kaserne, um sich bei der Hauptwache aufzustellen. Um 2 Uhr Morgens den 6. September, rückte die Kavallerie aus; um 3 Uhr versammelten sich Offiziere, Kadetten und Soldaten in aller Stille auf dem Kasernenhofe. Die ganze Mannschaft wurde von Obrist Sulzberger in 6 Plotons eingetheilt; die Feldwaibel theilten scharfe Patronen aus, Jedem 24 derselben. Einzelne Kadetten sollen deren keine gehabt haben, ob man ihnen keine gegeben, oder ob sie dieselben weggeworfen, wollen wir nicht entscheiden; die Kavallerie erhielt ihre Pistolen-Patronen erst später auf besonderes Andringen von Major Uebel. Obrist Sulzberger redete nach der Vertheilung der Munition die Mannschaft an, und erklärte, daß sie vereint mit der Bürgerschaft Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten hätte; Jeder sollte auf seinem Posten bleiben, was auch um ihn geredet würde; er habe den bestimmten Auftrag, daß ja keiner feuern sollte, es sei denn

zu seiner Selbstvertheidigung nach besondern Befehl. — Die Anrede wurde mit einem ernsten Bravo aufgenommen. Es folgte der Auszug auf den Münsterhof, und das Korps wurde nun folgendermaßen aufgestellt: 1 Ploton bei der Münsterbrücke (obere, neue Brücke) nebst 2 Schildwachen; 2 Plotons bei der untern Brücke, 1 Ploton auf dem Platz der Peterskirche, 1 Ploton beim Hotel Baur, ½ Ploton bei der Brücke nach Enge, 1 Korporal mit 4 Mann gegen den See, ½ Ploton beim Schnauersteg zur Bewachung der Pulverhütten, 1 Korporal mit 4 Mann beim Pelikan, 1 Korporal mit 4 Mann bei der Augustinerbrücke; die Kavallerie stand auf dem Münsterhofe; 25 Artilleristen aus der Stadt seien ins Zeughaus gerufen worden. Um 5 Uhr wurde Wein und Brod ausgetheilt, um 6 Uhr aber die ganze Stellung verändert. Obrist Sulzberger machte besonders auf die Gefahr einer solchen Zersplitterung der Kräfte aufmerksam und es wurden nun von dem Oberkommandanten Obrist Hirzel die Truppen auf nachstehende Weise vertheilt: 1 Abtheilung unter Lieutenant Leemann am Rank des alten Zeughauses bei dem Hause des Eisenhändlers Schoch; 1 Abth. unter Obrist Markwalder in der Storchengasse; 1 Abth. unter Orelli auf dem Petersplatze, 1 Abth. unter Bluntschli in Gassen beim alten Zeughaus; zwanzig Schritte weiter oben die Genierekruten unter Studer; beim Windeck eine Abth. Scharfschützen unter Nordorf, 1 Abth. am Portal des Zeughauses unter Schultheß und eine stärkere Abth. im Felphof; die Kavallerie hielt oben am Münsterhof. Die Position war zur Deckung der Zeughäuser berechnet, der Münsterplatz und von da die Zugänge zu den Zeughäusern sollten frei gehalten werden. In dieser Stellung harrete das Korps der weitern Befehle; weder Obrist Sulzberger noch

ein andrer Offizier wußte eigentlich recht, was geschehen sollte; eine besondere Berathung hatte unter den Kommandirenden nicht Statt gefunden. Eine ernste Vertheidigung schien nicht im Plane zu liegen, sonst hätte man wohl kaum die Studenten und die anderseitigen zahlreich angebotenen Freiwilligen abgewiesen, auch wäre das Geschütz nicht im Zeughause verschlossen geblieben. — Um 8 Uhr wurde nochmals Wein und Brod ausgetheilt.

Die absichtlich verbreiteten aufregenden Gerüchte hatten die Leute an der Oberstraße in große Gährung versetzt. Der Zug organisirte sich zum Zuge gegen die Stadt. Einer wählte sich bei hundert Mann, um sie als ihr Hauptmann zu leiten. Ehe sich nun seine Truppe in Marsch setzte, instruirte er sie folgendermaßen: „Wenn i eimol bloſe, so räned (er hatte ein Hörnchen angehängt); wenn i zweimol bloſe, so räned gege mir." Diejenigen, die Gewehre hatten, luden sie, und stellten sich an die Spitze. Die mit Schießgewehren Bewaffneten zogen meistens mit Pfarrer Hirzel; es mochten etwa 500 sein, und mit ihnen 1500 mit Prügeln, Sensen u. dgl. Dr. Rahn-Escher führte die größere Abtheilung. Alle zogen sie nun fort, wo einst die Kronenporte gestanden hatte, hinunter über den Neu- und Rindermarkt, durch die Marktgasse. Die ganze Masse zog zu vier und vier. Sie sangen Psalmen und Lieder aus dem neuen Kirchengesangbuche, besonders hörte man das Lied:

Dies ist der Tag den Gott gemacht;
Sein werd' in aller Welt gedacht.
Ihn preise was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist.

So auch den 3. Lobwasserschen Psalm, wo es unter Anderm heißt:

Wenn hunderttausend Mann mich wollten greifen an
Zur linken und zur Rechten, und mich umringten gar,
Sollt' mich doch kein Gefahr erschrecken noch anfechten.
Drum hilf, o lieber Herr, und meinen Feinden wehr:
Dann du ihr Zähn zerstossen, und gar zerschmettern pflegst
Auch auf die Backen schlägst die Rotten der Gottlosen.

56. Psalm. Wo es heißt:

O Herre Gott erbarme dich über mich,
Denn mich ein Mensch zu fressen grimmiglich,
Und mit Gewalt zu bringen unter sich,
Durch Krieg sich thut vermessen,
Viel meiner Feind gedenken mich zu fressen.

Viele waren übrigens schon betrunken. Ueber das Aussehen dieser Leute ist nur ein Urtheil; „sie hätten ausgesehen wie Gesindel, und es sei, die Anführer abgerechnet, kaum ein wohlgekleideter Mann darunter gewesen." Wir lassen zwei Urtheile von Augenzeugen folgen. Einer sagt: „Wären sie vor die Wundschau-Kommission gekommen, die meisten wären militärfrei geworden." Eine deutsche Familie kam zu Fuße vom See her in die Stadt, gerade als der Zug einrückte. Sie verließ Zürich schnell wieder, vom Schreck über diese Horden getrieben. Der Familienvater sagte entrüstet: „Das ist ja unbegreiflich, was das für K. ist; kann ein solches Pack bei Ihnen eine Revolution machen?" Beim Rathhause theilte sich der Zug. Die mit Flinten Bewaffneten zogen über die untere Brücke nach der Storchengasse. Die Uebrigen über den neuen Quai zur obern Brücke. Dieser größere Haufe mochte an 3000 Mann stark sein. Die einen waren mit Bengeln, Hauen, Kärsten, Bickeln, Heugabeln u. dgl. bewaffnet, Andere trugen „Heulicher", an lange Stangen Aexte gebunden, Mehrere hatten Sensen

ebenfalls an Stangen befestigt; wieder Andere trugen Bengel und Traubenstöpsel mit Nägeln beschlagen. Bei vielen endlich sah man noch über den Rücken einen leeren Sack hängen. Ueber die Mühlenstege drängten sich ebenfalls zahlreiche Haufen, und die Stiblbrücke war schon in der Nacht von den Stürmern verrammelt und besetzt worden.

Pfarrer Hirzel war mit seinem Gewalthaufen über die untere Brücke und dann über den Steinplatz gegen die Storchengasse gekommen, welche auf den Münsterplatz ausmündet. In der Storchengasse stand die Abtheilung Markwalder mit ungeladenen Gewehren und ohne Verhaltungsbefehle. Die Stürmer zogen an ihnen vorüber, indem man sich gegenseitig „guten Tag" zurief. Wie aber der Haufen sich gegen den Münsterhof hinausdrängte, da folgte Major Uebel der von Obrist Hirzel erhaltenen Instruktion, und ritt mit seinen Dragonern gegen den Ausgang der Storchengasse, wo er Posto faßte, und den Stürmern zurief: „Zurück, der Platz soll frei bleiben!" Pfarrer Hirzel rief „Friede", und Uebel wiederholte: „Ja wol Friede, aber der Platz muß frei bleiben; ihr dürft nicht vorrücken."

Unterdessen war der Oberkommandant Obrist Hirzel zu Fuße den Dragonern nachgeeilt und Pfarrer Hirzel rief abermals: „Friede"; doch aus dem Haufen hallte es: „Vorwärts!" und die Stürmer legten die Gewehre in der Nähe von 10 Schritten auf die Dragoner an. Obrist Hirzel und die Dragoner riefen stärker: „Zurück." — Nun fiel ein Schuß aus dem Sturmhaufen, und Pfarrer Hirzel kommandirte: „Nun denn in Gottes Namen schießt."

Da begann das Schießen allgemein; ein lebhaftes Rottenfeuer folgte auf des Pfarrers Kommando aus dem Gewalthaufen, die meisten Schüsse gingen jedoch zu hoch. Die

einzelnen Kavalleristen feuerten ihre Pistolen los, und vom Ploton Leemann oben am Münsterhofe fielen ebenfalls Schüsse, und die Infanterie und Scharfschützenposten gegen das Zeughaus machten sich kampffertig. Die Dragoner zogen sich durch die Postgasse auf die Infanterie zurück, da sie bemerkten, daß nun auch Rahn's Sturmhaufen über die obere Brücke gegen den Münsterplatz heranzog. Beim Rückzug aber machten die Dragoner zweimal Front, um einzelne Kameraden zu retten, deren Pferde gestürzt waren, und bei diesen Bewegungen wurden einige Stürmer mit scharfen Säbelhieben getroffen.

Auf des Oberkommandanten Befehl hatte Sulzberger laden lassen, und der Generalmarsch wurde geschlagen. Indessen zeigte sich bei dem Ploton in Gassen einige Unruhe, weil von der Abth. Markwalder aus der Storchengasse mehrere Flüchtlinge herangerannt waren. Sulzberger eilte dorthin. Bei seiner Rückkehr stürmte der Gewalthaufe gegen das Zeughaus. Die Infanterie hatte sich nach beiden Seiten hin formirt, feuerte nun gegen die Anstürmenden, und besonders die Kugeln der Scharfschützen wirkten tödtlich. Die Kavallerie brach hervor, und nun kehrte sich der Sturmhaufen, und eilte in wilder Flucht zurück. Viele drängten sich auch durch die Storchengasse, und ihr Verlust wäre da unvermeidlich sehr groß geworden, wenn nicht die Abtheilung Markwalder eine höchst rühmliche Mäßigung an den Tag gelegt hätte. Einige der Hitzigsten waren Anfangs geneigt, die Flüchtigen mit den Waffen zu empfangen, doch Markwalder hielt sie zurück, und darauf zog Einer seine Wurst aus der Tasche, und verzehrte sie lachend. Ueber beide Brücken stürzten die Flüchtigen zurück; Bengel und andere Kampfwerkzeuge von sich werfend; in blinder Angst

rannten Viele in enge Gäßchen, wo sie keinen Ausweg fanden. Einzelne flohen weit fort ohne sich umzusehen und brachten Schrecken und Verwirrung in die Heimat, wo sogleich auch die Vorwürfe gegen den Zug erwachten. Auf dem Kampfplatze lagen mehrere Todte und schwer Verwundete aus dem Sturmhaufen. Im ausgestreckten Arm einen Säbel haltend lag Einer nur zwei Schritte vor dem Ploton; neben ihm ein junger Mensch, dem das Blut aus der tödtlichen Halswunde strömte, unverständlich einige Worte röchelnd; ein Dritter versuchte etliche Mal, sich zu erheben, und stürzte endlich todt zusammen, ein Vierter lag bei dem Brücklein über den Fröschengraben und einer Lache vergossenen Blutes. Ein Stürmer wollte einem Kadetten das Bajonett entreißen, sie stießen sich einigemal hin und her, bis endlich der Kadette losdrückte, und der Stürmer todt niederstürzte. Todt oder tödlich verwundet waren 13, leichter verwundet gewiß ziemlich viele, von 12 wurde die Verwundung bekannt.

Tödtlich verwundet war überdieß Staatsrath Hegetschweiler, der während des Kampfes einen Befehl der Regierung an die Dragoner abreichte. Er hatte die Papiere dem Lieutenant Fenner von der Forch, der große Bravour gezeigt, übergeben, und wollte sich entfernen; da traf ihn ein Schuß. Er versuchte sich wieder nach dem Zeughausplatze zu wenden, und fiel bewußtlos nieder; der Schuß, der ihn getroffen, war ein Schrotschuß, und die Schrote waren von unten aufwärts gegen das Hirn gedrungen. Das Militär hatte keine solche Ladungen, und da überdieß hauptsächlich in dem Momente die Kavallerie agirte, so ist fast sicher anzunehmen, Hegetschweiler sei von einem Flintenschusse aus dem Haufen der Stürmer getroffen worden; sein Tod erfolgte am 9. September. Unter Denjenigen, die alsbald auf der Wahlstatt zur Wegschaffung

der Todten und Besorgung der Verwundeten erschienen, bemerkte man in besondrer Thätigkeit Dr. Locher-Zwingli. Obrist Ziegler hatte an die Scharfschützen mit Drohungen vermischte Ansprache gegen den Gebrauch der Waffen gerichtet.

Erst jetzt wurde das Zeughaus geöffnet, und eine Kanone herausgeschafft. Sie war aber nicht geladen, und die zwei Artilleristen, die sich einfanden, wußten weder Munition noch Ladzeug. Auf Anordnung des Regierungsraths Weiß wurde die Kanone alsbald wieder in das Zeughaus gestellt.

Das Militär stand siegreich auf dem Kampfplatze, ohne nur einen Mann verloren zu haben; ja nicht einmal verwundet war einer aus demselben; nur einige Dragoner hatten unschädliche Streifschüsse oder Kugeln durch das Rüstzeug erhalten.

Sobald die Führer des Sturmhaufens den Widerstand wahrgenommen, ließen sie in Neumünster die Sturmglocken ziehen; dieß war das verabredete Zeichen, und sogleich ertönten die Glocken auf den Stadtthürmen und auf den Kirchen der Seegemeinden. Ein allgemeiner Aufstand war gewiß. Da brachte Obrist Hirzel den Befehl, das Militär sollte sich unverzüglich in die Kaserne zurückziehen. Im Hofe redete Sulzberger die Truppen an, und stellte ihnen vor, daß sie wahrscheinlich für ihre Selbsterhaltung sich zu vertheidigen haben würden, und suchte sie durch kurze und treffende Worte zum ehrenhaften Kampfe zu ermuntern. Das Korps antwortete mit kräftigem: Bravo! und nachdem die zweckmäßigen Posten aufgestellt, begann Studer*) die Barrikadirung des Portals.

Einzelne neue Sturmhaufen zogen bereits in die Stadt ein, und große Züge waren vom See her zu erwarten. Die

*) Der Sohn des Kantonsraths Studer in Wipkingen. Auch der Vater hat im Momente der höchsten Gefahr sich als der muthvollste aller Liberalen erwiesen.

von der Regierung mit Waffen ausgestatteten Städter nahmen jetzt offen die Partei der Landstürmer, und besetzten das Zeughaus und die öffentlichen Plätze und Lokale. Da erschien Obrist Hirzel, und befahl, die Militärschule auf der Stelle zu entlassen; in diesem Augenblicke machte Sulzberger den Vorschlag, gemeinsam an die Gränze zu marschiren, fand aber keinen Anklang. — Da war keine Minute zu verlieren, denn mit jedem Augenblicke näherten sich racheschnaubende Züge. Sulzberger kündigte im Kasernenhofe die Auflösung an, empfahl Eile und Vorsicht, dankte für die gute Haltung, und wünschte glückliche Heimkehr. Dr. v. Escher hatte im Namen der neuen Gewalt den Abziehenden zwar Sicherheit versprochen, indessen war die Gefahr immerhin bedeutend, und die Vermeidung von Unglück zeugt von der Schnelligkeit und Klugheit der Abziehenden. Obrist Sulzberger fand sich bald fast allein in der Kaserne; ein Soldat, Namens Pfenniger, von Stäfa, bewies seine besondere Treue, indem er fest und beharrlich als Wache vor Sulzberger's Zimmer stehen bleiben wollte, und es diesem erst nach bestimmt wiederholten Erklärungen gelang, ihn zum Abzug zu bewegen.

Sulzberger begab sich in die Wohnung eines befreundeten Militärs; bald aber mehrten sich die Haufen vor diesem Hause, und der Eigenthümer ließ erklären, er müsse wünschen, daß sich Sulzberger so bald als immer möglich entferne, denn er wittere Verrath und Exzesse. Mit Gefahr entkam er in die Wohnung eines andern Freundes, aber hier sah man seine Sicherheit noch mehr gefährdet und die der Bewohner zugleich, so daß er selbst erklärte, er wolle auch hier sich entfernen, wenn schon mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr. Das konnte der Freund auch nicht zugeben, und so kam man zu dem Entschlusse, Sulzberger sollte verkleidet mit dem Hausherrn eine

Chaise besteigen, und so wolle dieser versuchen, ihn nach Baden zu bringen. Glücklich waren sie bei der ersten und zweiten Wache vorüber, aber bei der dritten wurden sie auf eine Weise empfangen, die vermuthen läßt, daß sie bereits verrathen wären. Bewaffnete fielen den Pferden in die Zügel, es wurde gefragt, und Sulzberger von Maler Schweizer zum Sprechen aufgefordert. Da warf er die Verkleidung ab, und sprach kräftig: Ich bin der Sulzberger; Was wollt ihr von mir? Alsbald kam der Techniker Frei herbei, fluchend und tobend; unter Drohungen wurde Sulzberger aus dem Wagen genommen, und in die benachbarte Wohnung des Friedensrichter Gugolz gebracht. Frei drohte und schimpfte, aber zwei Soldaten und Wachtmeister Ruegg nahmen sich des Aufgegriffenen bald sehr theilnehmend und ernsthaft an. Er berief sich auf das von Dr. v. Escher gegebene Wort, und zeitig kam dieser auf den Platz und vermittelte. Frei begab sich zu Bürgermeister Muralt, und bald erschien der Staatsschreiber Hottinger, der den Auftrag zur Freilassung und sichern Geleitung überbrachte. — Frei wurde bald manierlicher, und drückte sogar Bedauern über sein Benehmen aus, auch Schweizer änderte sich günstiger, und so kam Sulzberger unter ihrem, des Wachtmeisters und der beiden Soldaten Geleit sicher nach Altstetten, wo er freundliche Aufnahme fand, und bald nach Baden abfahren konnte. Einige behaupteten, man habe geglaubt, den Staatsanwald Ulrich in dem Wagen aufzubringen; dieser hielt sich jedoch bis in die Nacht in der Stadt auf, und verließ sie dann zu Fuße mit einem sichern Führer. Dr. Keller und Dr. Furrer waren zu Wagen dem Sturme entgangen, und ebenfalls in Baden angelangt.

Kaum eine Stunde nach dem Gefechte langten die Zuzüger der Stürmer aus den Seegegenden an. Viele kamen

zu Schiffe und landeten beim Tiefenbrunnen. Geistliche waren aus der Stadt entgegengeeilt, die Schritte der neuen Haufen zu fördern; Geistliche leiteten Züge von den Gemeinden aus. Die Haufen von Küsnach und Erlenbach gehörten zu den vordersten und zahlreichsten. Wuthknirschend und wohlbewaffnet zogen sie ein. Die ganze Nacht vorher seien in Sternenwirths Bleuler's Hause zu Küsnach Kugeln gegossen und Vorbereitungen zum Zuge getroffen worden. Die Meisten trugen Stutzer und Flinten; Einige auch Hallbarden und Morgensterne. Sie zogen über die Münsterbrücke dem Postgebäude, dem Zeughause und der Kaserne zu. Auf ähnliche Weise kamen die Züge von andern Seegemeinden; bald einzelne Männer mit Vivats begrüßend, bald in gräßliche Drohungen gegen andere ausbrechend. Wohlgekleidete Leute waren auf der Straße gefährdet, weil man sie für „Straußen" annahm. Besonders scheel blickte man auf Diejenigen, die eine den Einziehenden entgegengesetzte Richtung einschlugen. So wollten Abends zwei Männer in den Riesbach zurück, wurden für Flüchtlinge gehalten, und stark mißhandelt; ja sie wären in Lebensgefahr gekommen, wenn nicht ein Haufen von Bekannten vermittelnd eingeschritten und Gewalt mit Gewalt abgetrieben hätte. Gegen Abend waren der Zuzüger schon mehr, als 10,000 in der Stadt. Die Fremden verließen dieselbe eiligst, nach allen Seiten hin sah man Kutschen und Reisewägen eilen, Alles blieb geschlossen, indem Niemand wußte, zu welchen Exzessen das Volk in seiner Wuth schreiten konnte. Als Bediente beim Hotel Baur das Blut auf dem Pflaster wegschaffen wollten, rief ihnen die Menge erbittert zu: „Nei, nei, länds nur sie, damit me sieht, wie me mit is umgangen ist." Bis spät in die Nacht langten Züge aus allen Gegenden des Kantons an. Winterthur und Andelfingen blieben ziemlich ruhig. In letzterm Bezirke durfte

nur in wenigen Gemeinden Sturm geläutet werden, so sehr sich Bezirksrichter März auch bemühte, die Hürlimann'schen Sturmbefehle auszukünden. Im Bezirke Bülach wurde viel gestürmt. Vom Rafzerfelde, von Glattfelden her zog man der Hauptstadt zu; die Einwohner von Eglisau und Bülach jedoch blieben meistens zu Hause. Sie setzten sich in Stand, allfälligen Exzessen der Haufen Einhalt zu thun. Der Bezirk Regensberg war ebenfalls nur theilweise über die Bewegung erfreut; Schöfflisdorf, Stadel, Weiach u. s. f. rückten jedoch aus. Pfarrer Keller in Weiach kam von Zürich hergelaufen, um das Land aufzuregen. Fast in allen Gemeinden waren es die Pfarrer, welche den Landsturm organisirten, und zum Zuge anfeuerten. In Zürich wurde der Menge reichlich Essen und Trinken ausgetheilt. Die Masse wurde einquartiert. Einzelne Züge wurden bewillkommt, und an den Ort ihrer Quartiere geführt. Nicht alle konnten in den Bürgerhäusern untergebracht werden. Da belegte man den Boden der Kirchen mit Stroh, damit die Uebrigen dort noch Obdach fänden. Die Todten, zu denen bald noch ein neunter kam, wurden in der Predigerkirche ausgestellt. Es heißt, diese Todten hätten zusammen 17 Schilling Baarschaft bei sich gehabt. Der Volkszulauf, um die Gefallenen zu sehen, war unermeßlich. Die Schaustellung war grausenhaft und fast Ekel erregend: Die Wunden klafften unbedeckt, das Gehirn drang durch die Schädelspalten, Blut und Koth befleckte die Kleider. Und nebenan standen große hölzerne Gefäße mit Wein, an welchen sich das Volk in starken Zügen labte, es wechselten fanatische Reden mit dem allgemeinen Tosen und Drängen. So schien es fast darauf berechnet, die Wuth des Volkes zur Blutgier und Rache zu entflammen.

VIII.

Das Ende der republikanischen Periode und die nächsten Maßregeln der städtischen Gewalt.

Die Mehrzahl der Regierungsräthe hielt sich noch im Saale des Posthauses, als schon die städtische Miliz sich der Plätze bemeistert hatte. Die beiden Sulzer, Melchior und Eduard, begaben sich ins Seitenzimmer, Fierz besichtigte noch Hegetschweiler auf dem Passagierzimmer, und begab sich dann in seine Wohnung. Bürgermeister Hirzel hatte vom Postdirektor die Warnung erhalten, daß er hier nicht mehr sicher sei, und zugleich die Weisung auf eine Mittelthüre, die in einen Hinterhof führte. Er suchte von dort in eines der benachbarten Schulzimmer zu gelangen, fand aber Alles verschlossen. Ein Mann rieth ihm, sich hinter die Wagen zu verstecken; er schritt jedoch durch den Hausgang, und da trat zu ihm, wie Weiß erzählt, O. J. und rief: „Herr, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, so machen Sie, daß Sie da wegkommen." „Wollen Sie mich begleiten?" erwiederte Hirzel. „Mit Ihnen gehe ich nicht," rief jener, indem er den Rücken kehrte. Hirzel entschloß sich nun, auch unter Lebensgefahr sein Haus zu suchen, und kam, einige Beschimpfungen abgerechnet, glücklich daselbst an. So viel Schutz erhielt der Bürgermeister, als die Städtischen Meister waren, während immerfort vom Stadthause die treuesten Zusicherungen für Schutz von Personen, Eigenthum und Behörden gegeben worden waren. Bürgermeister Heß ertheilte auf dem Posthause noch Befehl, auch die Zeughäuser an die Städter zu übergeben, und die Milizen zu entlassen. Weiß hatte sich auf den Kampfplatz begeben; nachher suchte er den Oberkommandanten auf, und eilte, als die Städter überall Meister waren, in Be-

gleitung von Oberst Pestalutz zur Wohnung des Bürgermeister Heß, wo er diesen auch antraf, und die Worte vernahm: Das Glaubenskomite regiert halt jetzt ... Eine vertrauliche Besprechung hat vorläufig Statt gefunden ... Wollen Sie jetzt nicht gehen ... Das war deutlich, und doch konnte der gute Weiß, der sich entfernte, noch nicht begreifen, daß die städtische Vorsicht schon eine neue Regierung zugerichtet habe, und Hr. Heß an der Spitze derselben figuriren sollte. Die beiden Sulzer wußten, was geschehen müsse, und begaben sich geradezu vom Posthause aufs Stadthaus! v. Muralt war eiligst dorthin abgeholt worden, Hürlimann und Escher-Schultheß harreten bereits ihrer neuen Kollegen, und Heß ließ nicht lange auf sich warten. Etwas später wurde der alte Meyer von Knonau berufen; wahrscheinlich erst in Folge einer neuen Bestimmung, da ohne allen Zweifel Hegetschweiler in das neue Regiment eingereihet war.

Die Sieben bildeten sich sogleich zur provisorischen Regierung und zum eidgenössischen und zum Staatsrathe um, erließen eine Proklamation, worin sie die Auflösung des Regierungsrathes als ein Faktum hinstellten und die Berufung eines neuen Großen Rathes in Aussicht stellten. Heß stand an der Spitze; das Zentralkomite verkündigte in einer Proklamation den Sieg des Volkes, versprach den Lohn und Segen des Himmels, und hieß die Bürger der provisorischen Regierung Treue schwören.

Immer neue Scharen strömten vom Lande herein; doch am folgenden Tag, Samstag den 7., wurde die Menge auf den Hauptplätzen der Stadt versammelt, und man schätzte die Anzahl der Landleute nicht über 7—8000; daselbst wurde durch Hürlimann beliebt, daß diese Versammlung im Namen des

gesammten züricher Volkes die Anerkennung der provisorischen Regierung, die Auflösung des Großen Rathes und die Losgebung der zum Zuchthaus verurtheilten gewaltsamen Brandstifter von Uster (II. Heft S. 8—9.) ausspreche. **Hiemit war die Verfassung gebrochen, und die siegreiche Revolution trat in ihre Rechte;** denn bei jeder siegreichen Revolution erwächst die Stärke zum Recht. Anstatt aber von diesem Rechte nun offen und frei Gebrauch zu machen, und den Urversammlungen, gestützt auf den unmittelbaren souveränen Willen des versammelten Volkes, die Wahl eines neuen Großen Rathes aufzutragen, kam man auf den eiteln und lächerlichen Gedanken, sich von dem bereits abgethanen Großen Rathe noch legitimiren zu lassen, denselben in Korpore zu einem Verfassungsbruche zu nöthigen, und darauf dann die Behauptung zu bauen, es sei Alles ganz nach Verfassung und Gesetz gegangen, und die zürcherische Staatsweisheit habe den kleinen Leck, den das Staatsschiff bekommen, so unmerklich und vortrefflich ausgebessert, daß nur noch ein neuer Anstrich und etwas Glanzfirniß nöthig sei, um das Fahrzeug in neuer Pracht vor der Welt zu zeigen. Der Präsident der provisorischen Regierung berief den Großen Rath auf den 9. September zusammen, und that dadurch, was er nicht konnte. Und siehe! die Mitglieder des bereits abgethanen Großen Rathes kamen in ihrer Mehrheit nach Zürich, und auch die Verständigen ließen sich bereden, einer Sitzung beizuwohnen, die dazu bestimmt war, daß sie das beschließen sollten, was sie nicht beschließen durften, weil es gegen ihren Eid war. Sie versammelten sich; aber nicht unter ihrem Präsidenten, er und sein Stellvertreter waren abwesend — nicht im Großrathssaale, sondern in einer Kirche, gedrängt und bedroht von Volkshaufen.

Hr. Studer von Wipkingen, der diese Tage so viel Muth und Treue bewiesen, er wagte noch, seinem Eide treu zu reden; als aber auch ein zweiter, Prokurator Schoch, nur einen leisen Gegenantrag versuchte, da trat ihm Dr. Bluntschli mit harter und diktatorischer Rede entgegen, worauf das Volk nach stürmischen Bravo's schrie: So ist's recht, so wend mers ha. Der Präsident, Hr. Heß, an dessen Seite Hr. Gujer als Vizepräsident erschien, glaubte, daß auch nicht einmal der parlamentarische Anstand verletzt werden sollte, um ja jeden Vorwurf eines unordentlichen Verfahrens ferne zu halten; darum erhob er sich entrüstet, und rief: Stille, oder ich hebe die Sitzung auf! Und das Volk schrie noch heftiger, und ein älteres Bäuerlein reckte sich über die Emporkirchbrüstung heraus, und sprach: „Hochgeehrte Herre, das ist eusere Meinig, mer wend nüd wie de Prokrater Schoch!" Das war eine ordentliche Meinungsäußerung, und der Präsident führte die Sitzung fort. Es sprachen noch die HH. Muralt, Zehnder und alt Oberrichter Ulrich für den verfassungsmäßig unmöglichen Antrag, nämlich, daß der provisorisch konstituirte Staatsrath einstweilen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten behalte, daß der Große Rath sich selber als aufgelöst erkläre, und daß ein neuer Großer Rath gewählt und innerhalb 14 Tagen einberufen werde. Ed. Sulzer hatte als Referent gezeigt, daß auch diese Maßregel keineswegs die Verfassung verletze. Mit 140 Stimmen gegen 1 (die des Hrn. Studer) wurde der Antrag zum Beschlusse erhoben. Der Große Rath hatte nun zwar seine eigene Unwürdigkeit erklärt, aber er konnte sich mit äußerm Zwang entschuldigen; hingegen ward ganz überflüssig die Ehre der Revolution mit einem beschmutzten Lappen der zerrissenen Verfassung befleckt.

Am 16. und 17. folgten die neuen Großrathswahlen. Das Zentralkomite hatte schon am 2. September den Beschluß gefaßt, dem Wahlgeschäfte eine geeignete Richtung zu geben, und es erreichte seine Zwecke auf die vollständigste Weise. Fast in jeder Zunft wurde nach besonders vertheilten Wahllisten wenigstens ein Stadtbürger gewählt, so daß deren 50 — 60 im Großen Rathe sitzen; die aus den Landbürgern gewählten Volksvertreter sind mit sehr wenigen Ausnahmen Männer ohne alle Bildung und Geschäftskenntniß, durchaus unfähig, auch nur einen Antrag richtig zu stellen; Einer der verständigsten unter diesen, Gemeindammann Hardmeyer von Zumikon, wurde sogleich ins Obergericht gewählt, und auch dieser ist so ganz ohne die nöthigste Bildung, daß er in einem seiner Großrathsvoten ausrief: „Ein Gesetz und Eine Gleichgültigkeit (statt Rechtsgleichheit) fürs ganze Land." — Er kann nicht drei Worte richtig schreiben, und unterzeichnet: ober Reichter.

Am 19. September und 2. Oktober trat der neue Große Rath zusammen, und besetzte neu: den Regierungsrath, das Obergericht, das Kriminalgericht, den Erziehungsrath, den Kirchenrath, die Staatsanwaldschaft und das Kantonalverhöramt, Alles im streng ausschließenden städtischen Sinne.

In den Erziehungsrath wurden zunächst Sechs von den Sieben gewählt (Pfarrer Bleuler wurde ausgestoßen); überdieß der Antistes, Rahn-Escher, Pfarrer Hirzel, Baron Sulzer-Wart, Pfarrer Birch, Pfarrer Zimmermann und noch einige Städter. *) Die Personalreaktion in den Kantonalbehörden war vollständig und streng durchgeführt.

Hätte man das Recht der Revolution mit freiem Muthe

*) M. Eßlinger lehnte ab.

vor der Welt geltend gemacht, so ließe sich die Erneuerung des Großen Rathes und der kantonalen Vollziehungs- und Administrations-Behörden rechtfertigen; durch die schon erwähnte Täuschung mit verfassungsmäßigen und gesetzlichen Operationen aber wurden alle Auflösungs-Maßregeln zur Willkür, und diese führte sogleich zu Gewaltstreichen. In keiner Weise läßt sich ein rechtlicher oder vernünftiger Grund zur Auflösung des Obergerichtes und Kriminalgerichtes finden; hier waltete bloß die Personalrache, die vollends in ihren gemeinsten Gewaltthätigkeiten sich äußerte, als man untergeordnete Beamte: den Staatsanwald, die Miliz-Instruktoren und sogar den Seminardirektor ohne Untersuchung und Urtheil ihrer Stellen entsetzte.

Ich komme hier auf meine eignen Angelegenheiten zurück.

Auf mein Ansuchen erhielt ich von Seite des Erziehungsrathes durch einen Beschluß vom 24. September einen verlängerten Urlaub.

Nachdem meine Gesundheit sich einigermaßen gebessert hatte, zeigte ich der Behörde am 6. Oktober an, daß ich den 15. Oktober auf meinem Posten mich einfinden und meine amtlichen Verrichtungen als Seminardirektor fortsetzen werde. Darauf erhielt ich einen erziehungsräthlichen Beschluß vom 10., in welchem mir angezeigt wurde, daß mein „Wiedereintritt in die Stelle eines Seminardirektors unter obschwebenden Verhältnissen unmöglich sei." Die Form dieser Zuschrift zeigte ziemlich deutlich, was ich zu erwarten habe, aus zuverläßlichen Berichten erfuhr ich über die dießfällige Berathung Folgendes. Herr Erziehungsrath Baron Sulzer-Wart, ein starrer, intoleranter Anhänger des falschen Pietismus (ich unterscheide und achte den wahren Pietismus), äußerte, man solle so verfahren, als ob gar nie ein

Scherr im Kanton Zürich gewesen sei. Der Präsident Ferd. Meyer soll mein Recht vertheidigt haben, aber ohne Erfolg; ja die Behörde faßte sogar den lächerlich-leidenschaftlichen Beschluß, es sei die Kanzlei beauftragt, mir den Amtstitel nicht mehr zu ertheilen, und wirklich war dieß sowol auf der Adresse als im Inhalt der Zuschrift befolgt. Eine Kommission, bestehend aus den Erziehungsräthen Escher, Ed. Sulzer und alt Oberrichter Ulrich, hatte über meine Angelegenheit Bericht und Antrag zu hinterbringen, und am 23. Oktober beschloß der Erziehungsrath meine Suspension, entzog mir $^2/_3$ meines Einkommens, und befahl mir, bis 1. November das Seminargebäude zu räumen. Die Motive sind:

1) Meine Wirksamkeit stehe im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung;
2) das Wohl des Seminars erfordere meine Entfernung. (Beilage IX.)

Indem ich nun in Betracht zog:

a) daß ich seiner Zeit mit lebenslänglicher Anstellung auf die Seminardirektorstelle ohne Meldung berufen worden war;
b) daß ich nach eingereichter Entlassung durch die Beschlüsse und Ansinnen der höchsten Behörden moralisch genöthigt worden war, die Stelle länger zu behalten;
c) daß ich von meinen vorgesetzten Behörden während meiner achtjährigen Dienstzeit niemals eine Mahnung oder Rüge, im Gegentheil amtliche Zeugnisse der vollständigsten Zufriedenheit erhalten hatte; (Beilagen X.)
d) daß ich nicht den mindesten Antheil an der Septemberrevolution genommen;
e) daß nach §. 11 der Staatsverfassung kein weltlicher oder geistlicher Beamter seiner Stelle entsetzt werden kann, außer in Folge eines gerichtlichen Urtheils;

so mußte ich im Bewußtsein meines Rechts und zur Wahrung meiner Ehre mich entschließen, alle Rechtsmittel zu ergreifen, die mir in dieser Sache zu Gebote standen, und der erste Schritt war ein Rekurs an den Regierungsrath um Aufhebung des erziehungsräthlichen Beschlusses. Hr. Fürsprech Dr. Furrer, dem ich die Führung meiner Sache übergeben hatte, legte die Rekursschrift unterm 3. November bei der Behörde ein, und dieselbe ernannte am 9. November eine Kommission, bestehend aus Bürgermeister Muralt und den Regierungsräthen Melch. Sulzer und Mousson, zur Prüfung meiner Angelegenheit, und der Erziehungsrath erhielt den Auftrag, die Rekursschrift zu begutachten, was jedoch erst am 11. Dezember geschah, und zwar mit eingemischten allgemeinen Vorwürfen und Anschuldigungen; z. B. „ich hätte den Charakter, die religiöse Richtung und die Bedürfnisse des Volkes mißachtet" — ohne Angabe einer Thatsache, ohne Grund und Beweis. — Am 13. Januar aber fertigte der Erziehungsrath einen Gesetzesentwurf, in welchem nach §. 26 das bisherige Seminar mit Mai 1840 aufgehoben, die Lehrstellen als erledigt erklärt, und ein neues Seminar mit gleichem Zeitpunkte ins Leben trete; im §. 27 ist von einer „allfälligen Entschädigung der bisherigen nicht wieder angestellten Lehrer" die Rede, nicht aber vom bisherigen Direktor. Noch muß ich hier beifügen, daß mir Regierungsrath Ed. Sulzer durch Hrn. Hagenbuch einen Vorschlag zum Abkauf meines Heimwesen in Küsnach unter der Bedingung zustellen ließ, daß ich meine Demission einreiche (Beilage XI); daß mir ebenfalls ein mittelbarer Antrag zu gleichem Zwecke mit Aussicht auf eine Entschädigung von 5000 Fr. gemacht wurde — welche Anerbieten ich aber als unehrenhaft ablehnte. —

Meine gute Frau mußte nach Küsnach reisen, und unsere Mobilien aus dem Hause schaffen. Sie hatte während unsers

achtjährigen Aufenthalts kein Kind in Küsnach gekränkt; sie stand am Grabe dreier Söhne, sie war im Begriffe, ihr engeres Vaterland vielleicht auf immer zu verlassen; aber die siegreichen Retter des Christenthums wollten auch ob dem schuldlosen Weibe ihren Triumph feiern; grinsend und spottend trat der riesenhafte Küfer der schwangern Frau in den Weg, die mit bittern Thränen vor ihm floh; doch mehr noch schmerzte sie die spähende Schadenfreude einer fühllosen städtischen Weibsperson.

Drei Monate ließ der Regierungsrath meinen Rekurs unerledigt; erst zu Anfang Februars erfolgte die Abweisung desselben. Die Motive werden dieser Behörde stets zur Trauer gereichen. Es wurde zwar zugegeben, daß kein Vergehen vorhanden sei, aber in allgemeiner Weise wurde von „einem moralischen Verschulden" gesprochen, und die durch hundertfältige amtliche, mündliche und schriftliche Zeugnisse als niederträchtige Verleumdung zurückgewiesene anderseitige Angabe, als ob ich gegen die Förderung der christlichen Lehre und Bildung gewirkt habe,*) diese niederträchtige Verleumdung diente gleichsam zum Fundamente, auf welches die züricher Regierung

*) Ich habe die Zulage eines moralischen Verschuldens öffentlich als eine Verleumdung bezeichnet; ich habe mich auf eine Untersuchung und Prüfung meiner Lehren und Schriften und meines Lebens berufen; ich habe in meinen Schriften nachgewiesen, wie ich stets mit aller Sorge das religiöse Gebiet geehrt und angebaut habe, ich berief mich auf das öffentliche Zeugniß der Seminarlehrlinge (Beilage III) und auf das der geistlichen Religionslehrer am Seminar. (Drittes Heft Beilage XI.) — Alles vergeblich! Die höchsten Behörden hielten sich an die von meinen Todfeinden ausgestreuten Verleumdungen. — So wurde ich, ein Bürger des Kantons Zürich, gleichsam rechtlos der blinden Leidenschaft geopfert.

ihren Beschluß gegen mich bauete. Ueberdieß kommen Wendungen und Ausdrücke in dem regierungsräthlichen Erlasse vor, wie man sie nur von einer Behörde erwarten sollte, der es entweder an der nöthigen Intelligenz oder an freiem Willen fehlt. Es wird gesagt, die Stelle des Seminardirektors sei nirgends als eine „lebenslängliche" bezeichnet, während die Inamovibilität der Kirchen- und Schuldiener ein Grundsatz ist, auf welchem zum Theil die ganze Kirchen- und Schul-Organisation beruht; ein Grundsatz, der selbst so sehr im Volke durchgedrungen ist, daß gerade in dieser Zeit häufige Petitionen um Einführung der Amovibilität eingereicht worden sind. Es ist unbegreiflich, wie eine Partei auf solche Weise ihren Ruf Preis geben konnte. Noch mehr, im regierungsräthlichen Beschlusse wurden die ausgezeichneten amtlichen Zeugnisse, die über meine Dienstverrichtungen von Jahr zu Jahr (1832—39) vorlagen, als bedeutungslos bezeichnet, weil „ein großer Theil des Erziehungsrathes gleichfalls im Widerspruche mit dem religiösen Bewußtsein des Volkes gekommen sei." — Hätte ich wol amtliche Zeugnisse von der Partei einholen sollen, die keineswegs im Amte war, und alle Maßregeln der bestehenden Regierung mit Gift und Galle überströmte? — So weit hat doch sicherlich der Unsinn der Parteileidenschaft noch nie getrieben! — Ich trug nunmehr meinem Sachwalter auf, den gerichtlichen Weg einzuschlagen, und es sollte sich denn zeigen, ob Recht und Gerechtigkeit aus dieser schauerlichen Verwirrung aller Begriffe in den Gerichtssälen noch eine sichere Zuflucht gefunden. —

Der erziehungsräthliche Gesetzesvorschlag zu einer scheinbaren Auflösung des Seminars kam zu Ende Februars 1840 vor den Großen Rath. Trotz der ungünstigen Zusammensetzung dieser Behörde zeigte sie dennoch weniger persönliche

Leidenschaft und mehr Rechtkraft als der Erziehungsrath und der Regierungsrath; dieser hatte sämmtliche Lehrstellen bloß für eine sechsjährige Amtsdauer bestimmt, und mit jenem bloß eine „allfällige" Entschädigung der nicht wieder angestellten Lehrer vorgeschlagen. Der Große Rath beschloß, daß die Lehrer, wie bisher, keiner Erneuerungswahl unterliegen sollten, und die „allfällige" Entschädigung wurde in eine „angemessene" umgewandelt. Die Direktorstelle jedoch sollte bloß je auf sechs Jahre besetzt werden. Bei der Diskussion bemerkte man wohl, wie die bessern der neuen Machthaber sich vergebens bemühten, mit Sophismen die eignen innern Vorwürfe zu übertünchen. Oberrichter Ammann zeigte schlagend, wie ungerecht die Uebergangsbestimmungen seien, und wie unwürdig eine scheinbare Auflösung einer Anstalt, um eben so unwürdig mit scheinbarem Rechte gegen einzelne Angestellte verfahren zu können. Obrist Bleuler von Feuerthalen hatte den Muth, dem bisherigen Seminardirektor und vormaligen Erziehungsrathspräsidenten eine warme Lobrede zu halten. Bürgermeister v. Muralt sprach davon, daß er die Verdienste des Direktors anerkenne, und dieß auch beweisen werde. Herr Hürlimann hingegen wiederholte mit blinder Kenntnißlosigkeit oder beharrlicher Bosheit die niederträchtige Verleumdung, „das Seminar und die daraus hervorgegangenen Lehrer hätten das Fundament des christlichen Glaubens zu erschüttern versucht;" — worauf jedoch Regierungsrath Hüni gebührend antwortete. Sehr viele Petitionen waren an den Großen Rath und Regierungsrath eingelaufen für die unveränderte Beibehaltung des Seminars in sachlicher und persönlicher Hinsicht; ja sogar speziell für die beförderliche Rückrufung des Direktors lagen Petitionen von Schulkapiteln und Bürgern vor. (B. XII.)

Die Folgen des Septembersturmes traten immer trauriger zu Tage. Ganze Fluten von Petitionen voll Unsinns strömten auf den Großen Rath. Die Regierung seufzte unter einer höhern Gewalt, die sich durch das Glaubenskomite gebildet hatte. Man schnitzte und rüttelte an einzelnen Gesetzen und Institutionen, und bequemte sich zu Vorschlägen, wie z. B. über eine Biertaxe, über die vor kurzer Zeit ein züricher Großer Rath nicht eingetreten. Eine allgemeine Unbehaglichkeit folgte auf den Umsturz. Zürich's Ansehen war vernichtet, das Vertrauen gänzlich erschüttert. Der Häuserpreis fiel plötzlich um 20 Prozent; viele und darunter sehr bedeutende Fallimente brachen aus. Die Hochschule sank zusammen: Schönlein, Arnold und v. Löw verließen Zürich; die ausgeschriebenen Stellen konnten nicht besetzt werden, die Anzahl der Studenten sank so tief, daß man allgemein das Ende der Anstalt voraussah. Die Groß-Rathsverhandlungen waren ein solches Misere, daß man den Druck derselben nicht mehr bewerkstelligen mochte.

Am thätigsten und eifrigsten im Reaktionswesen wirkte die Partei auf den Erziehungsrath. Seine Majorität setzte die Einführung des N. Testamentes und eines kirchlichen Katechismus in die Klassen 9—12jähriger Schüler durch. Mit furchtbarer Härte fielen die Suspensionen auf den Lehrstand; eine neue Schulzeitung sollte die Schulreform und die Erfolge derselben herabwürdigen und zertrümmern helfen. — Aber gerade hiedurch schlug man dem neuen Regiment eine gefährliche Wunde. Mit bewundrungswürdiger Kraft organisirte der Lehrstand eine systematische Opposition, und vertheidigte die Volksschule mit einem Muthe und einem Ernste, die ihm zu allen Zeiten zur höchsten Ehre gereichen muß. Der Lehrstand bildete den eigentlichen Kern, um den sich allmälig die Republikaner sammelten; das

Volksschulwesen war es, an dem sie den ersten festen Haltpunkt wieder gewannen. Zwei Blätter, der „Landbote“ und der „Republikaner“ kämpften vereint mit dem „pädagogischen Beobachter,“ und von Tag zu Tag gewannen diese Blätter mehr Einfluß auf den gebildetern Theil des Volkes. Der erstere zählte bald bei 5000 Abonnenten, und es scheint, daß er die Hauptwaffe des Klerus, die sogenannte Bürklizeitung, lähmen und allmälig unschädlich machen wird. — Die Zeit dürfte nicht so ferne sein, da das Zürichervolk den blutigen Frevel des 6. Septembers, zu welchem es ein rebellischer Pfarrer, das Werkzeug einer herrschgierigen und rachsüchtigen Partei, verführte, austilgen wird in seinen letzten Spuren, und dieß ist's auch, worauf alle wahre Patrioten als auf die Zeit der Sühnung und Erlösung hatren. —

Beilagen

zum

vierten Heft.

Nro. 1.

Verehrter Herr Freund!

Meinen Dank für Strauß und für die Mittheilung der Entwürfe; der Entwurf über das Seminar scheint mir, mit Ausnahme der 6jährigen Amtsdauer, nicht übel; der Schulinspektor scheint mir ein Unding. Ihre persönliche Stellung ist mir klar, doch darüber nur mündlich von

Bleicherweg, den 24. Mai 1836.

Ihrem ergebenen
Ed. Sulzer.

Nro. 2.

Verehrtester Herr!

Herzlichen Dank für Ihre Antwort, die mich in Manchem beruhiget.

Der Kampf für einen geläuterten Glauben, das Seminar und die Volksschule — der muß durchgekämpft werden, und wenn nun auch das Schlimmste kommen sollte. Es wird aber in allen drei Beziehungen gut gehen, so sagt es mir eine frohe Ahnung.

Wir alle sorgen daher, vor allen Sie, daß wir alle Persönlichkeiten oder Standesangriffe auf der Seite lassen. (Hier möchte ich Sie ersuchen, mir, und wäre es auch blind, zu folgen.) Die Unterdrückten erwecken Mitleid, und das hilft gewöhnlich ihrer Sache.

Ich erachte einen äußern Gottesdienst für nothwendiger, als Sängerfeste und Konzerte, und eine Landeskirche, aber eine gute, so nothwendig, als eine Landesschule — doch nur mit der Freiheit für Sekten und Privatschulen.

Der Gedanke: Religionsübung und neben Religionsunterricht insbesondere — Tugendlehre — der gefällt mir. Denken Sie ihm weiter nach, aber eröffnen Sie der Aufsichtsbehörde noch keinen Antrag, bis wir über die Sache vorläufig werden berathen haben.

Ich möchte bald wieder einmal das Seminar besuchen, damit man sehe, die Vereinigung sei ernstlich. Wann geschieht das am besten?

Zürich, den 13. Februar 1839.

Sie grüßt

M. Hirzel,
Bürgermeister.

Nro. 3. a.

Die Verdächtigungen und Verleumdungen, welche über die Lehrerthätigkeit des von uns hochverehrten Herrn Seminardirektor Scherr ausgestreut werden, um ihn, die Stütze des Volksschulwesens, aus seinem Wirkungskreise zu verdrängen, um das Volk gegen das gesammte Volksschulwesen aufzuhetzen, um vielleicht die Leitung der Schule wieder in ganz andere Hände legen zu können, haben uns zu folgender Erklärung veranlaßt:

1) Wir erklären feierlichst, Herr Seminardirektor Scherr hat sich, so lange wir seinen Unterricht genossen haben, oder als Lehrer mit ihm in Verbindung gestanden sind, uns gegenüber niemals über religiöse Gegenstände auf eine Weise geäußert, die je Unglauben hätte erzeugen können.
2) Wir erklären feierlichst, daß Herr Seminardirektor Scherr stets, wo sich die Gelegenheit darbot, als unsere erste Pflicht hervorhob, Religiosität und Sittlichkeit unter dem Volke zu verbreiten, als die einzige Grundlage für das wahre Glück des Volkes.
3) Wir erklären feierlichst, daß wir Herrn Seminardirektor Scherr in Lehre und Wandel als würdiges Vorbild für unsere Lehrerthätigkeit betrachten, da wir in ihm den Mann kennen, der mit unermüdlichem Eifer nur seiner Pflicht gelebt hat.

Wir fordern unsere Kollegen „im Glatthale," die in der Bürklizeitung auf perfide Weise verdächtigt sind, auf, sich öffentlich über jene Beschuldigungen auszusprechen; denn wir wissen, daß die ganze Erzählung nur eine schändliche Lüge sein kann.

Wir fordern den „anonymen Einsender" eines Artikels über Herrn Scherr in Nr. 16 des Volksboten auf, seinen Namen zu nennen, und mit seinen Anschuldigungen hervorzutreten; sonst erklären wir ihn als Verleumder. Wenn endlich der Volksbote in einer Nummer sagt, man bemerke unter dem Lehrerstande antischerrische Bewegungen, so erklären wir auch diese Angabe für

Züge, bis er uns gezeigt hat, worin jene Bewegungen bestehen.

Horgen, den 23. Februar 1839.

Im Namen des Schulkapitels Horgen:
Der Präsident,
(Schweizerjüngling Nr. 9.) Honegger.

Nro. 3. b.

Mit innigem Bedauern hat die Lehrerschaft des Bezirkes Andelfingen vernommen, wie unser Lehrer, Herr Seminardirektor und Erziehungsrath Scherr in einigen öffentlichen Blättern verleumdet wird. Ist es möglich — so mußten wir uns einmal um das andre fragen — daß dieser edle Mann so tief gekränkt und dem Hasse des Volkes Preis gegeben wird, das von innigem Dankgefühl gegen ihn erfüllt sein sollte?

Denn wer war es, der mit so unermüdlichem Eifer an der Hebung des zürcherischen Volksschulwesens arbeitete? Wer kämpfte und wirkte stets dafür, daß auch dem Kinde in der niedrigsten Hütte der Tempel der Jugendbildung geöffnet wurde, daß alle Kinder, reiche wie arme, zu nützlichen und brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft, zu guten Bürgern und wahren Christen herangebildet würden? Wer erhob seine Stimme stets so ernst und kräftig dafür, daß den armen, unschuldigen Kleinen ihre goldene Schulzeit nicht geschmälert und verkümmert werde? — Es ist unser tief gekränkter Herr Direktor Scherr. Da dieser Mann in dem gegenwärtigen Zeitpunkte von Vielen als Irrlehrer verschrien wird, so fühlen wir uns verpflichtet, zur Steuer der Wahrheit öffentlich zu bezeugen, daß Herr Scherr stets mit der größten Achtung, mit inniger Wärme und tiefem Gefühl über Religion und Tugend zu uns gesprochen und uns empfohlen hat, diese beiden himmlischen Güter einst in unsern Schulen sorgfältig zu wahren und zu pflegen.

Im Uebrigen schließen wir uns mit vollkommener Ueberzeugung an die Erklärungen der beiden Kapitel Horgen und Meilen an.

Dieß ist die einmüthige Stimme der Lehrerschaft des Bezirkes Andelfingen.

Andelfingen, den 9. März 1839.

Im Namen des Schulkapitels;
Der Präsident: Heinrich Voßhard.
Der Aktuar: Joh. Hüsser.

(Schweizerjüngling Nr. 12 Beil.)

Anmerk. Ganz übereinstimmend sprachen sich die übrigen Kantel aus: Hinwyl Republ. 26. Bülach Rep. 19. Winterhur Republ. 19 Beil. Meilen Schweizerjüngl. 10 Beil. Affoltern Schweizerjüngl. 11. Regensberg ebenda. Zürich Republ. 23. Uster Bürkli 12 Beil. —

Nro. 4.

N. N., den 27. Februar 1839.

Hochverehrter Herr Direktor!

Ein fanatischer Haufe der (gebildeten?) Gemeinde Stäfa hat in der Wohnung des bekannten Volkswühlers W..... daselbst den Beschluß gefaßt, morgen in Masse nach Zürich zu gehen, um wahrscheinlich der Versammlung der Volksapostel daselbst mehr Nachdruck zu geben, oder vielleicht durch ihre Gegenwart die Erfüllung seiner Wünsche zu ertrotzen.

Dieser Haufe, welcher vielleicht aus mehreren Hunderten bestehen dürfte, wird nun nach Küsnach passiren, und leicht möglich ist es, daß sich diese rohe Menschenklasse an dem ihr verhaßten Seminar irgendwie vergreift.

Die Gemeindsvorsteherschaft hat den Auftrag erhalten, vorläufig schützende Maßregeln zu treffen, und auf alle Fälle bereit zu sein, damit allfällig rohen Ausbrüchen des Pöbels Schranken entgegengesetzt werden können; ebenso ist die Regierung von Allem unterrichtet.

Ihnen, Hochverehrter Herr! mache ich diese Anzeige als Freund, damit Sie selbst, so wie das übrige Lehrerpersonale, sich noch zur Zeit momentanen Vexationen, welche ich leider fürchte, entziehen können.

Mehr über den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu reden, behalte ich mir einer spätern Unterhaltung vor, und begnüge mich heute bloß mit dieser Anzeige, und der Versicherung meiner wahren Hochachtung.

N. N.

Nro. 5.

Geliebte, theure Freundinn!

Mit geängstigtem Gemüthe beeile ich mich, Dich zu ersuchen, Dich zu bitten, mir um Gottes willen so schnell wie möglich Kunde zu geben, wie es in dieser verhängnißvollen Zeit um und

bei Euch stehe. Ich möchte Wahrheit über das schreckliche Gerede in hier hören. Ist's wahr, daß dein lieber Gatte der rasenden Leidenschaft, der rohen Willkür Opfer ward. Man sagt, er sei von den Küsnachern geschlagen, und über die Kirchenmauer hinuntergestürzt worden. — Möchte doch dieses eine leere boshafte Sage sein; es wäre ja schon genug. Ich weiß, daß Ihr jetzt leidet; um's Himmels willen rettet Euch doch, und vertraut nicht den wenigen Guten.

Möchtest Du mit Deinen Lieben recht bald ein ruhiges Asyl finden! Ich sehe einer schweren Zukunft der nächsten Zeit entgegen; doch mit gefaßtem Muthe. Eine Revolution ist gewiß in vollem Anzuge. Gewitterschwere Wolken zeigen sich am Horizonte. Nachedurstig und unbelehrbar brüllt der Volkshaufe. — O Gott im Himmel, wie wird sich der Schleier der nächsten Zukunft lüften!

Wir kurzsichtige Menschen! wie schwach und arm sind wir! Kaum erkennen wir die Gegenwart, und die nächste Minute bleibt uns dunkel und unenthüllt.

Wann, wo und wie werden wir uns sehen! Ich bin aufgeregt, meine Liebe; eine sonderbare Kraft treibt mich zu männlichem Ernste. Ist's Aufregung, oder hätte ich Kraft und Standhaftigkeit bei unerwarteten Vorfällen, beim Ausbruche eines Bürgerkrieges? — Gott, wohin sinn' ich? Gott sei Euch und uns gnädig!!

Freitag, den 22. Februar 1839.

Deine Dich herzlich liebende getreue Freundinn
E. R.-K.

Nro. 6.

Wertheſter Herr Direktor!

Mit Erstaunen und tiefem Unwillen vernehme ich so eben, daß Sie und die lieben Ihrigen in Küsnach nicht mehr sicher seien, was ich beinahe nicht glauben kann; — sei dem nun, wie es wolle, so drängt mich mein Herz, Ihnen für Ihre liebe Gattinn und Ihre lieben Kinder mein Haus als Wohnstätte anzubieten, so lange Sie es für nöthig finden — ein Zimmer kann ich Ihnen gut einräumen, und gewiß sollen Sie recht gut bei mir aufgehoben sein. Sie verwundern sich vielleicht über diese Zeilen, aber glauben Sie, mit heiligem Ernst und beim Anblick meiner um mich harmlos spielenden lieben Kleinen mit thränenden Augen schreibe ich dieß nieder, denn wenn ich auch in Manchem Sie nicht begreifen kann, wie z. B. in der mir immer so unnatürlichen Trennung zwischen Kirche und Schule, welche nach meiner Ansicht nicht

mehr als Mutter und Tochter, sondern als treue Schwestern Hand in Hand den Menschen zum schönen Ziele führen sollen, wenn mich jedes Mal das Wort, womit man die Geistlichen betitelt, tief verwundet. Wie mir so Manches bei meinem das Volk wahrhaft und nur das wahre Glück desselben suchenden Herzen unbegreiflich vorkommt, aber meistens Alles in mich verschließe, und die Enthüllung so vieler Räthsel von der Zukunft erwarte, — — so sind Sie jetzt mein Nächster, und das Haus, das Sie und Ihre liebe Gattinn am Tage Ihrer feierlichen Verbindung freundlich aufnahm, soll Ihnen und der lieben Ihrigen immer eine freundschaftliche Aufnahmsstätte sein und bleiben, so lange die jetzigen Bewohner darin hausen; daher hoffe ich, daß Sie durchaus keine Komplimente machen, denn diese wären in dem schlichten Pfarrhaus Kloten übel angebracht, wo G. L. noch Freundschaft und Treue nach alter Väter Sitte in den Herzen schlägt, und man von Schmeicheleien nichts weiß, sondern ungeniert mein Anerbieten annehmen, was uns herzlich freuen wird.

Verzeihen Sie der Kürze und Schnelligkeit dieser Zeilen, sie sind natürlich nur an Sie gerichtet, und werden von Ihnen hoffentlich verstanden, wie sie gegeben wurden. Gott gebe, daß der dunkle Himmel bald wieder heiterer werde!

Genehmigen Sie die Versicherung vollkommener Achtung Ihres ergebenen

Kloten, den 2. März 1839.

Joh. Waser, Pfarrer.

In größter Eile.

Anmerk. Ich hoffe, daß nunmehr Hr. Pfarrer Waser seines edelmüthigen Anerbietens wegen nicht noch verfolgt werde. Die Publikation sei ein Zeichen meines aufrichtigen Dankes. J. Th. Sch.

Nro. 7.

Theuerster, hochgeehrtester Herr Direktor!

Von den Gestaden des Zürichsee's, der Reuß, der Limmat, Glatt, Töß und Thur kommen wir, Lehrer des Kantons Zürich, angetrieben von einer unbezwinglichen Sehnsucht, geleitet durch das Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit und der Hochschätzung, Sie hier in den freundlichen Gefilden Tägerwylen's aufzusuchen. Hoch schlägt das Herz, frei und freudig athmet die Brust, denn das Ziel unserer Reise ist erreicht, wir erblicken in unserer Mitte trunknen Auges Den, welchen wir Lehrer und Freund nennen dürfen, zu welchem unsere Wallfahrt ging, und für welchen wir heute so munter unsere Schritte förderten.

Im Namen meiner mit mir hieher gewanderten Kollegen, die meinten, ich sei fähig, Das zu deuten, was jetzt in ihrem Innern sich regt, die Gefühle und Gesinnungen, welche sie beleben, in Worte zu fassen, soll ich Ihnen erstlich unsern biedern und herzlichen Gruß darbieten, und Sie dann bitten, uns ein paar Stunden Raum in Ihrer Nähe zu gönnen. Ja, bieder und aufrichtig ist der Gruß, den wir Ihnen darbieten, daran hegen Sie keinen Zweifel. Haben wir doch im großen Glaubenskampfe nicht gewankt, uns weder durch die verführerischen Schmeichlerworte, noch durch die drohende Stellung der Hierarchie, der des Klerus, der Stadt- und Dorfdemagogen von unserer Ueberzeugung abwendig machen lassen, nämlich von der Ueberzeugung, „daß," um mich der Worte eines Volksrepräsentanten zu bedienen, „kein Lebender, nach der Ueberzeugung der Mehrheit der Repräsentanten, mehr Verdienste um das Schulwesen des Kantons Zürich hat, als Hr. Scherr, daß nichts sich leichter widerlegen lasse, als das, daß beim Seminardirektor und seiner Erziehung die Gemüthsbildung von der Verstandesseite zurückgedrängt werde; Hr. Scherr hat gezeigt, gerade was von den Reformatoren gefordert wurde, daß er seinen Zöglingen ein Vater war." Ja, Sie sind der Vater des zürcherischen Lehrerstandes! Diese Ueberzeugung theilten wir schon lange, und theilen sie jetzt. Sie, der uns aus dem finstern, sklavischen Schulmeisterthum der verflossenen Dezennien zum selbstständigen Lehrerstande emporgehoben haben, für dessen Emanzipation Sie Ihre schönste Lebenszeit verwandten, Kraft und zeitliche Vortheile und Alles aufopferten, wornach sonstige Menschen so eifrig streben, Sie müssen wir lieben und achten, und wenn nochmals 40,000 mit gekrönten Helmen und Bischofsmützen drohend vor uns ständen und uns zwingen wollten, Sie mit allem dem Großen und Guten, das Sie dem Kanton Zürich im Schulwesen leisteten, zu verleugnen: wir könnten es nicht, und werden es nimmer thun.

Sie fragen vielleicht, v. Hr. D.! welches der Zweck unserer Reise sei? was die Lehrerschaft des Kantons Zürich so in Bewegung setze? was wir von Ihnen wollen? warum wir Sie in Ihrer Einsamkeit stören? Gedenken wir jener Zeit, als das Volksschulwesen im Kanton Zürich noch darniederlag, der Schuldienst mit demjenigen eines Pfarrknechtes aus Staatsrücksichten legal verbunden war: wie bildeten Sie damals einen festen und unerschütterlichen Mittelpunkt, der die Feinde der Aufklärung in Schrecken versetzte! Dem vereinigten ältern und jüngern Lehrerstande haben Sie die Augen geöffnet. Ihnen haben wir, nebst den argen Mißbräuchen der Pfaffen- und Aristokratengewalt, zu verdanken, daß wir uns aus den Fesseln zu befreien suchten. Acht Jahre schon haben Sie für uns, Ihre Zöglinge, die Sie aussandten, eine geistige und sittliche Generation heranzubilden, mit

den Waffen des Geistes siegreich gekämpft. Ach! nun kam der unheilschwangere Sturm, der die schönen Saaten zu zerknicken drohte. Auf den Urheber der neuen Schöpfungen war es abgesehen, ihm war unauslöschlicher Haß geschworen! Fort mit ihm, rief die Pöbelmasse! Fort muß der Schulpabst, widerhallte es in heiligen Hallen aus dem Munde ehemaliger Schulpäbstlein!

Ihnen wurde, v. Hr. D.! unter dieser tobenden Menge unheimlich, und Sie verließen für einige Zeit Ihren Wirkungskreis, um hier im freisinnigen Thurgau der für Sie so nothwendigen Ruhe zu genießen. Aber unsere Brust wurde mit Bangigkeit erfüllt, denn es erscholl von Mund zu Mund: die Lehrer des Kantons Zürich verlieren ihren Vater und Führer. Dieß ist es eben, was uns, gleich dem Alp, auf der Brust drückt, was uns mit Kummer und Sorgen erfüllt, und darum wallfahrten wir zum Schulpabst, zum Papa, oder auf deutsch: zum Vater des zürcherischen Lehrerstandes, um von Ihnen Absolution zu erhalten, d. h. Befreiung von unsern bangen Besorgnissen, Kraft und Muth, um Ihr schönes Werk zu fördern und zu vollenden. Das ist der Zweck unserer Wallfahrt zu Ihnen, theuerster Herr Direktor! Und Sie werden, wenn wir Abschied von Ihnen nehmen, uns nicht muthlos nach Hause zurückkehren lassen, Sie werden Ihren Sie liebenden Zöglingen und den Sie hochschätzenden Lehrern die tröstliche Hoffnung zusichern, daß Sie bald wieder bleibend in unsere Mitte zurückkehren werden.

Nro. 8.

Verehrtester Herr Scherr!

Die Vorweiser dieses, 3 Schulkandidaten aus dem Thurgau, wünschen Ihr Seminar zu besuchen. Darf ich Sie bitten, dieselben in soweit damit bekannt zu machen, als es in so kurzer Zeit möglich ist, ihnen erlauben, einigen Unterrichtsstunden beizuwohnen.

Diese Männer haben den hiesigen diesjährigen Fortbildungskursus besucht, und gehen nun wieder in ihre Heimath zurück. Vielleicht treten einige in das nun bald zu eröffnende Thurgauer Seminar, und setzen da ihre Ausbildung weiter fort. Bald hoffe ich ihnen nachfolgen zu können.

Kann ich's bei meiner Reise durch Zürich möglich machen, einen Seitensprung nach Küsnach zu thun, so werde ich's nicht sparen, doch wird es schwer halten, weil ich meine Familie bei mir habe.

Ich hoffe Sie aber von Kreuzlingen aus öfters besuchen zu können, so wie ich Sie jetzt schon einlade, das Gleiche gegen mich zu thun.

Nochmals empfehle ich Ihnen die 3 Thurgauer, erlauben Sie ihnen, Allem, was in so kurzer Zeit zu sehen und zu hören

ist, bewohnen zu dürfen. Sie verpflichten dadurch nicht wenig Ihren dankbaren und ergebensten

Hofwil, den 21. September 1833.

Freund und Mitarbeiter
J. Jakob Wehrli.

Eile.

Nro. 9.

Herrn J. Th. Scherr an der Hochstraße.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich, in Betracht,

1) Daß die Wirksamkeit des Herrn J. Th. Scherr als Direktor des Schullehrerseminars in Küsnach sich in entschiedenem Widerspruche mit der öffentlichen Meinung und mit den Ansichten der großen Mehrheit des zürcherischen Volks befindet;
2) Daß demgemäß das Wohl dieser öffentlichen Anstalt die Fortsetzung des Unterrichtes, so wie die Leitung des Seminars durch den bisherigen Lehrer, Herrn Scherr, nicht gestattet;
3) Daß eine Revision des Gesetzes über das Schullehrerseminar bevorstehe;
4) Daß der §. 13 d. der Geschäftsordnung für den Erziehungsrath vom 28. Herbstmonat 1831 hier seine Anwendung findet;

beschließt:

1) Herr Scherr wird bis zu definitiver Festsetzung der Verhältnisse des Schullehrerseminars durch den großen Rath seiner Verrichtungen als Seminardirektor enthoben, und dieselben einem Stellvertreter übertragen.
2) Diesem wird die amtliche Wohnung des Direktors, so wie die dem Letztern für die Besorgung der Lokalität geordnete Entschädigung von 400 Franken überlassen.
3) Werden dem Stellvertreter von der Besoldung des bisherigen Direktors für das Jahr 1000 Franken berechnet und angewiesen.
4) Gegenwärtiger Beschluß soll seine Gültigkeit vom 1. Wintermonat dieses Jahres an erhalten, und wird der Aufsichtsbehörde des Seminars für sich und zu Handen des Herrn Scherr und dem Finanzrath durch Zuschrift mitgetheilt.

Zürich, den 23. Weinmonat 1839.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
J. H. Egli.

Nro. 10. a.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich an den Hrn. Seminardirektor Scherr in Küsnach. — In Betrachtung, daß die erfreulichen Ergebnisse der am 3., 4. und 5. Herbstmonat d. J. vor einer Kommission des Erziehungsrathes im Seminar zu Küsnach stattgefundenen Prüfung der Lehrer und Schulkandidaten, welche den dreimonatlichen Ergänzungskurs dieses Sommers benutzt haben, größtentheils aus der Geschicklichkeit, dem Eifer und der Ausdauer des Hrn. Seminardirektors Scherr hervorgegangen sind, wird demselben die Zufriedenheit und der Dank des Erziehungsrathes bezeugt.

Actum Zürich, den 7. Herbstmonat 1833.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
Egli.

Nro. 10. b.

Der Erziehungsrath des Kantons Zürich mit Bezugnahme auf den Jahresbericht der Aufsichtsbehörde des Schullehrerseminars über die Leistungen dieses Instituts im Schuljahr $18^{33}/_{34}$ beschließt: dem Hrn. Seminardirektor Scherr sei das Wohlgefallen des Erziehungsrathes mit seinen außerordentlichen Leistungen während der beiden Ergänzungskurse im Sommer 1833 bezeugt.

Actum Zürich, den 10. Jänner 1834.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
Egli.

Nro. 10. c.

Der Jahresbericht der Aufsichtsbehörde des Schullehrerseminars über die Leistungen dieses Instituts im Schuljahr 1834 — 1835, so wie der Lektionsplan für das Sommersemester 1835 werden vorgelegt, und nach Anhörung derselben beschlossen:

1) Es soll dem Hrn. Seminardirektor Scherr und zu Handen der übrigen Lehrer des Seminars die Zufriedenheit des Erziehungsrathes für ihre Leistungen im Schuljahre 1834 — 1835 *) bezeugt werden ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Actum Zürich, den 20. Brachmonat 1835.

Vor dem Erziehungsrathe,
Der zweite Sekretär:
J. H. Egli.

---

*) Hinsichtlich 36 — 37 vergleiche man die Zuschrift des Erziehungsrathes und großen Rathes, 3. Heft.

Nro. 10. d.

Auszug aus dem Jahresberichte der Aufsichtsbehörde des Seminars von $18^{37}/_{38}$, betreffend die Leistungen des Direktors.

Als Lehrer leistet Herr Scherr durch die Gründlichkeit der Behandlung seiner Unterrichtsfächer, der deutschen Sprache und der Pädagogik, und durch den sichern methodischen Gang, den er dabei inne hält, Ausgezeichnetes. So gegeben, ist der formale Nutzen des Unterrichts in der deutschen Sprache gewiß sehr bedeutend, da die Denkkraft auf eine mächtige Weise angeregt und geübt wird. Aber auch der praktische Nutzen ist unverkennbar, und zeigt sich in bestimmten und klaren Definitionen und in schriftlichen Aufsätzen durch logische Anordnung und güte Auswahl des Ausdruckes. Viele Zöglinge, die kaum einen Satz richtig schreiben konnten, haben es in einem Jahre dazu gebracht, daß sie ziemlich korrekte Perioden und kleinere Aufsätze verfertigen konnten. In der für den Unterricht in der Pädagogik von demselben bearbeiteten Seelenlehre haben die Zöglinge eine Anleitung erhalten, in welcher die Grundsätze der Erziehung im Allgemeinen und eines psychologisch richtigen Verfahrens beim Unterrichte kurz, klar und faßlich dargelegt sind.

Als Direktor der Anstalt hatte derselbe unstreitig im Laufe dieses Unterrichtsjahres mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Daß im Uebrigen der Direktor Alles that, was von seiner Seite gethan werden konnte, um die Anstalt in fortdauernd gedeihlichem, blühendem Zustande zu erhalten, und welche bedeutende Verdienste er um dieselbe erworben hat, das bedarf wol nicht des besondern Zeugnisses der Aufsichtsbehörde.

Daß vorstehender Auszug genau mit dem Protokoll der Aufsichtsbehörde des Seminars übereinstimme, bezeugt

Zürich, den 22. Hornung 1839.

J. H. Egli,
Sekretär des Erziehungsrathes.

Nro. 10. e.

Auszug aus dem Jahresbericht der Seminaraufsichtsbehörde $18^{38}/_{39}$.

Leistungen des Direktors.

Herr Scherr ist im Lehrfache ein anerkannter Meister; sein Unterricht zeichnet sich in hohem Grade durch Gründlichkeit, Bestimmtheit, Folgerichtigkeit, Zweckmäßigkeit und Interesse aus.

Als Lehrer der Pädagogik und der deutschen Sprache erweiterte er den Kreis des Unterrichtes namentlich durch einen regelmäßigen Kurs mit eigener Stoffsammlung in der deutschen poetischen Literatur, durch Einführung realistischer und poetischer Sprachübungen in der ersten Klasse, und durch wissenschaftliche Behandlung der Poetik in der dritten Klasse. Im Gebiete der Pädagogik erhielt die zweite Klasse eine genaue Einsicht in den Plan und die Bedeutung der obligatorischen Lehrmittel der Volksschule, als praktische Richtung, zugleich aber auch zusammenhängende Mittheilungen über das Theoretische der Erziehungswissenschaft. Die dritte Klasse beschäftigte sich in dieser Hinsicht namentlich mit Seelenlehre und der Geschichte des Erziehungswesens, und erhielt spezielle Erläuterungen über den Stufengang bei schriftlichen Aufsätzen. Das Gebiet der Pädagogik wird in den folgenden Kursen mit desto mehr Sicherheit und Vollständigkeit bearbeitet werden können, da nunmehr die gesammelten Lehren und Vorschriften in einem gedruckten Werke den Zöglingen in die Hände gegeben werden können. Ebenso anerkennt die Aufsichtsbehörde die unbestreitbaren Verdienste, welche Herr Scherr als Direktor um die Anstalt hat. Aus mehreren Stellen dieses Berichtes geht hervor, daß unter seiner Mitwirkung der Unterricht in verschiedenen Fächern eine dem Zwecke des Institutes angemessenere Richtung erhielt, daß er sich keine Zeit reuen ließ, da, wo es nöthig war, häufige und fortgesetzte Inspektionen vorzunehmen, daß er die Lehrer bei Beschwerden über Zöglinge möglichst unterstützte, daß er auch auf den Charakter derselben bessernd einzuwirken suchte. Sichtbar ist die Achtung und Liebe, welche die Seminaristen für seine Person hegen.

Für gleichlautende Abschrift

Zürich, den 30. September 1839.

Der Sekretär der Aufsichtsbehörde:
J. H. Egli.

Nro. 11.

Herr Seminardirektor Scherr, in Anbetracht der politischen Lage des Kantons Zürich, welche demselben die längere Bekleidung der Seminardirektor-Stelle unmöglich mache, gibt dem Herrn E. S. zu Handen des Staats seine Demission ohne weitere Ansprüche auf Entschädigung ein, insofern zuvor der Regierungsrath des Kantons Zürich den zwischen beiden Contrahenten geschlossenen Verkauf des dem Herrn Scherr gehörigen in Küsnach gelegenen Hauses um die Summe von Franken förmlich ratificirt.

Nro. 12.

Das Schulkapitel Hinweil an den hohen Großen Rath des Kantons Zürich. Hochgeachteter Herr Präsident! Hochgeachtete Herrn Kantonsräthe! Tief betrübt waren die Lehrer im Bezirke Hinweil, als sie vernahmen, daß Herr Seminardirektor Scherr seiner Verrichtungen als Seminardirektor einstweilen enthoben sei: aber noch mußten die Gründe für ihre Besorgnisse sich vermehren durch die Uebergangsbestimmungen in dem Entwurfe eines neuen Seminargesetzes. — Welch' große, ausgezeichnete Verdienste Herr Seminardirektor Scherr um unser Volksschulwesen sich erworben, ist allgemein bekannt, und wir hielten es für überflüssig, solche im Einzelnen noch nachweisen zu wollen. — Mit rastloser Thätigkeit arbeitete und wirkte er als Mitglied des abgetretenen hohen Erziehungsrathes und als Seminardirektor für die Hebung der früher sehr vernachlässigten zürcherischen Volksschule, und den schönsten Lohn fand er stets in dem glücklichen Erfolge seines Wirkens. — Wenn wir uns in Gedanken in die Jahre zurückversetzen, wo wir des klaren und bildenden, Geist und Gemüth veredelnden Unterrichtes des Herrn Seminardirektor Scherr zu genießen das Glück hatten, wobei wir seine tiefen pädagogischen Kenntnisse bewundern mußten; wenn wir uns erinnern, wie mit wunderbarer Kraft er in seinen Zöglingen die Flamme der Begeisterung anzufachen und zu beleben wußte für einen Beruf, welcher nichts weniger als glänzende Aussichten zeigt; wenn wir ihn, den großen Lehrer, uns vergegenwärtigen, dessen Benehmen in Wort und Beispiel einen entschiedenen Einfluß auf einen festen, sittlichen Charakter bei den meisten seiner Zöglinge auszuüben vermochte, dessen ganzes Wesen und Wirken Hochachtung, inniges Vertrauen und eine solche Liebe und Anhänglichkeit erzeugte, welche ihm unter allen Umständen bleiben wird: so lebt frisch in uns die Ueberzeugung auf, daß Herr Seminardirektor Scherr durch keinen andern Mann zu ersetzen wäre. — Dieses und der Dank, den wir Ihm, als ehemalige Zöglinge und als Bürger des Kantons Zürich in hohem Grade schuldig sind, fordern uns dazu auf, mit der ehrerbietigen Bitte an Sie zu gelangen, daß Sie Herrn Seminardirektor Scherr ferner an seiner Stelle als Direktor des Seminars beibehalten mögen! — Wenn der einstimmige Wunsch eines Schulkapitels auf Ihre zu fassenden Beschlüsse etwelchen Einfluß haben kann, so gewähren Sie eine Bitte, von deren Erfüllung ein ferneres glückliches Gedeihen der Volksschulen bedingt sein wird! Adetschweil, den 1. Febr. 1840. Hochachtungsvoll: Im Namen des Schulkapitels Hinweil der Präsident: Meier. Der Aktuar: H. Rüegg.

Schlußwort.

Der Druck dieser Hefte hätte schon zur Mitte Mai beendigt sein sollen; unvorhergesehene Hindernisse traten dem Verleger in den Weg. Ueber die weitere Entwickelung meiner Angelegenheit bemerke ich noch, daß ich bis auf diesen Tag kein gerichtliches Urtheil erlangen konnte, obgleich die Akten beinahe ein halbes Jahr vor der ersten Instanz liegen; Viele glauben, daß meine Sache für die jetzige Regimentsperiode kaum mehr einige Rücksicht erhalte, und meine Ansprüche abgelehnt werden; für das zweite Quartal dieses Jahres habe ich auch die Quote jenes Dritttheils meines Einkommen nicht mehr erhalten. Ob ich irgend Schutz gegen solche Gewalt finde, weiß ich selber nicht, und ich bin gefaßt, den bittern Kelch der Unterdrückung und der Verleumdung bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Eine andere Beurtheilung hoffe ich von der Zeit, da die politischen Leidenschaften abgekühlt sind, und Wahrheit und Recht wiederum Stimme haben.

Meine rachsüchtigen Gegner fahren indessen auch nach meiner Entfernung vom Amte fort, mich vor der Welt herabzuwürdigen, zu verdächtigen und zu verleumden, und weil man in der Schweiz der Sache einigermaßen satt ist, so haben sie sich jetzt ihren Tummelplatz in auswärtigen Blättern, so auch in der allgemeinen Schulzeitung von Darmstadt aus-

gewählt. *) Da ich am Bodensee kein geeignetes Lokal fand, und mehrere redliche Freunde mich zur Rückkehr in den Kanton Zürich ermunterten, so ließ ich mich im Mai bei Winterthur nieder, und eröffnete eine kleine Lehranstalt für Taubstumme, und einzelne Jünglinge, die sich, unter Berücksichtigung individueller Bedürfnisse, auf höhere wissenschaftliche Studien vorbereiten wollen. Schon mein erster Tag des Wiedereintritts brachte Zeugniß von der unermüdlichen Verfolgungssucht. Der Sängerverein der Stadt Winterthur hatte mich mit Gesang, Fackelzug und Rede begrüßt; die Blätter der sogenannten konservativen Partei berichteten, es sei mir eine Katzenmusik gebracht worden; ebendieselben Blätter suchten meine neue Wirksamkeit, obgleich nur im Bereich der Privatunternehmungen, dadurch zu lähmen, daß sie die alten schändlichen Verleumdungen in moralischer und religiöser Beziehung aufwärmten, und anderseits den Leuten vormachten, meine Lehranstalt sei nur für „Blödsinnige" bestimmt.

Reklamationen über den Inhalt der ersten III**) Hefte sind mir bis jetzt keine zugekommen. Bemerken muß ich, daß es ganz irrthümlich wäre, wenn man aus Dem, was im III. Hefte von Rektor Federer in St. Gallen gesprochen wird, den Schluß zöge, als ob dieser Mann jemals auf Seite mei-

*) Es ist mir unbegreiflich, wie die Redaktion dieses Blattes sich zu schweizerischen Parteihändeln hergeben mag.

**) Hinsichtlich des IV. Heftes ist zu bemerken, daß ich von den Septembertagen nicht Augenzeuge war, sondern hier nach Berichten und öffentlichen Schriften glaubwürdiger Personen schreibe. Zum I. Heft IX. Abschnitt: daß Hr. Gujer zuerst gesprochen; VI. Abschnitt I. Weckesser; III. Heft S. 56: Winter $18^{35}/_{39}$.

ner Gegner gestanden; im Gegentheil, er zeigte sich auch in Sturm und Unglück als mein wahrer Freund.

Selbst die Blätter meiner Gegner wußten nicht viel an dem Inhalt der III Hefte auszusetzen. Einige wiederholten den Vorwurf von Selbstlob und Ruhmsucht. Hierüber spreche ich mich nochmals dahin aus, daß ich es für heilige Pflicht gegen mich selbst, gegen meine Kinder und meine greisen Eltern gehalten, Alles das mitzutheilen, was ich mitgetheilt habe. Nein! wo es sich um das Höchste im Leben handelt, da muß man den niederträchtigsten und hartnäckigsten Verfolgungen alle Kraft und Macht der Wahrheit entgegensetzen. Meine Kinder sollen, insofern ich sie früher oder später verlassen müßte, eine Waffe gegen meine Feinde in den Händen haben; es ist dieß ihr wichtigstes Erbgut. Hier kann es sich nur darum handeln: sind die Dokumente, welche ich zu meiner Rechtfertigung bekannt machte, wahr oder falsch; sind die Angaben, in denen ich mich auf hunderte noch lebender Zeugen berufe, richtig oder unrichtig. Man wird vielleicht meine Kinder nach meinem Tode noch fragen: Warum ist euer Vater vom Volke verflucht, von den Behörden aus seinem Amte vertrieben, und ihm sein Einkommen entzogen worden? — Sie sollen nicht mit stummem Schmerz den Spott und Vorwurf hinnehmen müssen, sondern mit freiem Sinn auf die Laufbahn ihres Vaters hinweisen können.

Sonnenberg bei Winterthur, im Juli 1840.

J. Th. Scherr.

This book should be returned
the Library on or before the last
stamped below.
A fine of five cents a day is incur
by retaining it beyond the specif
time.
Please return promptly.

Educ 1108.898
Meine Beobachtungen, Bestrebungun u
Widener Library 006530357
3 2044 079 693 214